# W. H. Riehl.

## Sämmtliche

# Geschichten und Novellen.

Volksausgabe.

Erster Band.

Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1871.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

# Inhalt.

# Geschichten aus alter Zeit.

# Der stumme Rathsherr.

## Erstes Kapitel.

Hunde mitzubringen in die Rathssitzung einer Reichsstadt, war im Mittelalter gerade nicht der Brauch. Nun geschah es aber doch einmal, daß ein Hund fast sieben Jahre lang Sitz — wenn auch keine Stimme — in einem reichsstädtischen Rathe erhielt.

Das kam also:

Gerhard Richwin, Bürger und Wollenweber in Wetzlar, war ein reicher Mann, weil sein Vater gespart und gearbeitet hatte. Dafür feierte nun der Sohn und vergeudete, und wenn er's noch zehn Jahre so fort trieb, so war bis dahin vermuthlich aus dem reichen der arme Richwin geworden.

In der Lahngasse, enggepackt zwischen andern hochgiebeligen Häusern, stand Richwins Haus, ein stattlicher Holzbau, erst vor zehn Jahren von Grund aus neu aufgeführt, wie die Jahrzahl — 1358 — über der großen Thüre bezeugte. Durch diese Thüre trat man in die Verkaufshalle; denn Richwin handelte nicht blos mit selbstgewebter Waare, sondern mehr noch mit fremden Zeugen und würde zur Kaufmannsgilde gezählt haben, wenn es eine solche in Wetzlar gegeben hätte. So aber gehörte er zur vornehmsten Zunft, zu den Wollenwebern, und innerhalb dieser zu einem kleinen vornehmen Kreise, den sogenannten „flandrischen Zunftgenossen," vom Verkauf der kostbaren flandrischen Tücher also benannt; unter den vornehmen „Flandrischen" aber war Richwin wiederum der Reichste und Vornehmste, und es dünkte ihm, er sei doch fast um einen Kopf über die Zünfte überhaupt hinausgewachsen und auf ein Haar so groß wie ein Patrizier.

Durch die große Thüre trat man, wie gesagt, in die Verkaufshalle; nämlich wenn man auf der Schwelle nicht über zwei böse Buben stolperte, die daselbst gewöhnlich zu spielen und zu raufen pflegten. Es waren Richwins ältere Kinder. Die jüngeren, zwei Mädchen, machten im oberen Geschoß der Mutter das Leben sauer; denn da es dem Vater zu langweilig war, Zucht zu üben bei den wilden Rangen, so lernten die Brüder jede Unart von selber und die kleinen Schwestern lernten die Unart von den Brüdern; die Mutter allein aber vermochte die unbändige Rotte nicht im Zügel zu halten.

Klagte die arme Frau Eva dem Manne ihr Leid wegen der Kinder, so hörte er mit dem rechten Ohre gar nicht zu und mit dem linken halb und gab keine Antwort, oder, wenn er besonders achtsam war, eine verkehrte. So ging's auch in andern Stücken. Gerhard merkte nicht, wie arg er seine Frau vernachlässigte; hätte er's gemerkt, er würde es besser gemacht haben; denn er hatte ein gutes Herz und liebte seine Frau. Aber Eva merkte um so mehr, daß er oft ganze Tage nichts mit ihr sprach, und wenn ja, so waren es kalte, zerstreute Worte, schlimmer als nichts.

Sie trug ihr Kreuz in Geduld und wußte doch nur zu wohl, daß es bald ein doppeltes Kreuz werden würde; denn sie sah den Verfall von Hab und Gut langsam aber sicher heranschleichen, ohne ihm irgend steuern zu können.

Viel Unrechtes that Gerhard Richwin nicht, er that nur auch nichts Rechtes. Jedem Einfall, jeder Laune des Augenblickes gab er sich hin; diese Einfälle aber fielen, seltsam genug, niemals auf die Arbeit, welche im Augenblick zu vollführen dringend Noth war. Wenn es galt, in der Weberei nachzusehen, dann hatte er die größte Lust, auszureiten, und wenn er aufsitzen sollte zu einem Ritt nach den benachbarten Grafenschlössern in Weilburg, Dillenburg oder Braunfels, wo oft bedeutende Geschäfte abzuschließen waren, dann däuchte es ihm wunderschön bei den Webstühlen. Standen Käufer im Waarenlager, dann schaute Meister Richwin wohl durch's Fenster seinen bösen Buben zu, sann, wie er ihrer Unart doch auch einmal wehren wolle, vergaß aber darüber geraume Zeit die Kunden und redete sie zuletzt mit grimmiger väterlicher Strenge an und fuhr mit der Elle ins Zeug, als wolle er die Käufer statt der Buben prügeln.

Die treuesten Geschäftsfreunde fühlten sich nachgerade doch gar zu säumig und grob behandelt, denn die Diener und Lehrlinge des Hauses schrieben sich des Meisters Beispiel hinter's Ohr und wurden noch um einen Grad säumiger und gröber als er selber; kein Wunder also, daß es allmählich etwas stiller ward in Richwin's berühmter Waarenhalle.

Böse Zungen meinten, wenn das so fortgehe, dann werde Richwin bald der einzige Kunde seines Kaufladens seyn, der beste sey er ohnedies schon. Er leuchtete nämlich in jener modesüchtigen Zeit allen andern Bürgern vor durch reiches Kleid und steten Wechsel der Tracht, und sah man ihn im Prunkrock mit den langen Aermeln, deren breite Tuchstreifen bis an die Füße reichten, in den buntgestreiften Hosen und spitzigen Schnabelschuhen, auf dem Kopfe die vorn und hinten aufgeschlagene Kugelmütze, das Haar geradlinig auf der Stirne abgeschnitten, indeß nur rechts und links über den Ohren zwei Locken stehen geblieben waren, — dann konnte man glauben, er sei kein Zünftler oder Kaufmann, sondern ein Herr.

Hätte aber Jemand Meister Richwin wegen seines Putzes einen Gecken genannt, so würde er das übel genommen haben, denn er war verletzbar wie ein geschältes Ei, und obgleich er des innerlich Unschicklichen wahrlich genug that, fürchtete er sich doch grausam, gegen das äußerlich Schickliche zu verstoßen. Dieser Zug verkündete nun eben nicht den derben, geraden Bürgersmann. Und in der That hatten ihn seine Genossen, die Zünftler, im Verdacht, daß er auf zwei Achseln trage und aus Hoffart heimlich zu den Patriziern stehe.

Solch ein Verdacht aber war bitterböse in jenen Tagen; denn in den Gemüthern der reichsstädtischen Zunftgenossen gährte es gewaltig. Die edeln Geschlechter tagten allein im Rath und beherrschten die Stadt; sie hatten neuerdings den gemeinen Säckel mit Schulden überbürdet, die Stadt in verderbliche Bündnisse und Fehden verstrickt, sie waren dem Volke von Grund aus verhaßt und das Maß ihrer Herrschaft schien voll zum Ueberlaufen. Eine Verschwörung der Zünfte gegen die Geschlechter wucherte auf, verborgen aber weitverzweigt. Hatte doch so manche andere Reichsstadt in den letzten Jahren ihrem patrizischen Rathe den Stuhl vor die Thüre gesetzt: warum sollten die Wetzlarer ihre Patrizier nicht auch zum Teufel jagen können?

Und diesem stillen Wühlen, Planschmieden und Vorbereiten seiner Zunftbrüder gegenüber verhielt sich Gerhard Richwin kalt und zweideutig! Er war doch noch immer der vornehmste Mann der vornehmsten Zunft, hatte in den Trinkstuben großes Ansehen, und wenn sich auch die Geschäftsfreunde minderten, so mehrten sich doch die Zechfreunde; ein empfindlicher Mann, eigensinnig, gescheidt, wenn er gescheidt seyn wollte, ein Mann, mit dessen Vermögen es bergab ging: war ein solcher nicht wie gemacht zum Demagogen? Es lohnte wohl der Mühe, ihn für die neue Sache zu gewinnen. Man winkte und flüsterte ihm zu, schmeichelte, beredete, drängte ihn. Es verfing alles nicht. Er hatte Freunde unter den Geschlechtern, und ihr hoffärtiges, eigenwilliges Wesen däuchte ihm ganz edel und fein. Ueberdies war Parteizucht dem Manne unbequem, dem jede Zucht mißfiel; er rührte sich nicht, wo er Hände voll Geld gewinnen konnte: wie sollte er sich rühren, wo vielleicht nur der Galgen zu gewinnen stand?

---

## Zweites Kapitel.

In jenen aufgeregten Tagen hatte Richwin einen prächtigen jungen Hund zum Geschenk erhalten, der mindestens doppelt so aufgeregt war wie die Wetzlarer Bürger und dreimal so eigensinnig wie sein Herr, einen großen schwarzen Wolfshund von spanischer Race, kaum dreiviertel Jahre alt, noch ganz ungezogen, täppisch und allen Muthwillens voll.

Der Hund hieß „Thasso" und machte seinem Namen Ehre, welcher einen Schläger oder Streiter bedeutet. Denn Streiten und Raufen ohne Ende war seine Lust, und obgleich er, höchst gutartig, fast nur im Spiel kämpfte, so war doch ein Spiel mit Thasso nicht Jedermanns Vergnügen. Ging ein ehrsamer Bürger auffallend raschen Schrittes durch die Straße, flugs sprang Thasso hinterdrein und zupfte ihn neckisch am Wams, riß aber auch gleich einen handgroßen Fetzen Tuch mit herunter. Oder er sah ein Kind, sprang spielend zu ihm hin und warf es im ersten Anlauf mit seinen breiten Tatzen in die Gosse. Am ergötzlichsten aber war Thasso, wenn ein Reiter rasch vorbei trabte. Gleich einem Raub-

thier setzte dann der Hund in Riesensprüngen dem Pferde nach, umkreiste es, hüpfte ihm zum Kopfe hinauf, dann wieder zum Schweif, schnappte dem Reiter nach der Hand oder schlüpfte dem bäumenden Rosse unter dem Bauche durch, ohne jemals einen Huftritt davonzutragen. Er biß nicht, er spielte blos; aber die Pferde scheuten, wichen zurück, stiegen hoch auf oder gingen trotz Zügel und Schenkel gestreckten Laufes durch, als säße ihnen der Satan im Nacken.

Rief dann Meister Richwin den Hund zurück, so hielt dieser augenblicklich ein, blickte seinen Herrn an, als wollte er sagen: ich kann's noch viel besser, und verfolgte drauf das Pferd mit verdoppelter Lust. Drohte und schalt Richwin aber gar, so verwandelte sich das Spiel des Hundes in Zorn, er bellte und biß und lief dann aus Furcht vor der Strafe davon, durchschwärmte die halbe Stadt, trieb unterwegs allerlei neuen Unfug und schlich erst spät und ganz heimlich nach Hause zurück. Nun erhielt er freilich seine Hiebe. Diese verstand der Hund jetzt aber falsch; denn, da er die erste Ursache der Strafe längst vergessen hatte, so glaubte er, man prügle ihn, weil er nach Hause komme und blieb das nächstemal um so länger fort.

Also nahm sich Meister Richwin vor, den Hund auf frischer That zu bestrafen. Da lief dann der Hund hinter dem Reiter her und Richwin hinter dem Hund. Endlich stand der Hund und ließ, tief zerknirscht, den Schwanz zwischen den Beinen, seinen Herrn herankommen. Sowie dieser sich aber auf zehn Schritt genähert hatte, nahm Thasso wieder Reißaus. Meister Richwin ging langsam, lockte, schmeichelte und heuchelte ein freundliches Gesicht: der Hund kam herbei, — aber nur auf zehn Schritt, dann lief er wieder davon. Der Herr mochte eilen, schleichen, stille stehen — das Thier blieb immer bei ihm, aber auch immer zehn Schritt vom Leibe. Die Gassenbuben jubelten, und die ganze Straße lief an Thür und Fenster, um zu sehen, wer denn endlich gewinne, Meister Richwin oder Meister Thasso? Der stolze Bürger zitterte vor Wuth und warf gar mit Steinen nach dem Sünder. Thasso aber wich jedem Wurfe wunderbar gewandt aus, sprang dem Steine nach, apportirte ihn wie zum Spotte mit fliegender Hast und war schon wieder zwanzig Schritt voraus, ehe sein Rächer nur ordentlich zum Hiebe ausgeholt hatte.

Jeder Tag brachte neue Scenen ähnlicher Art. Der Hund

entfaltete einen staunenswerthen Erfindungsgeist in immer neuen Unarten und in der Kunst, einem rechtzeitigen Hiebe zu entrinnen.

Es war aber, als sey mit dem Hunde erst das leibhaftige Unheil in Richwins Haus gezogen. Die vier unartigen Kinder spielten und balgten mit dem Thiere von früh bis spät, und Thasso's Geist kam dabei dergestalt über sie, daß man schwer entscheiden mochte, ob der Hund ärgeren Muthwillen trieb oder die Kinder. Die arme Frau Eva konnte den Hund nicht leiden; das nahm Meister Richwin äußerst übel, und hatte er sie vorher nur durch seine Kälte gekränkt, so schalt und zankte er jetzt obendrein; war Thasso seiner Peitsche entlaufen, so ließ er den Zorn an der Frau aus, und redete diese irgend ein unbequemes Wort, so mußte sie gleich ihren Haß gegen den edeln Hund auf dem Butterbrod essen. Seit der Hund im Hause war, gab sie ihren Mann, sich und die Ihrigen völlig dem Verderben geweiht. Hatte sich der Meister vorher schon wenig um Haus und Beruf bekümmert, so that er es jetzt noch viel weniger. Er wollte vor allen Dingen seinen Hund dressiren, und dieses wichtigste Werk beschäftigte ihn den ganzen Tag. Da er aber durchaus planlos und launisch dabei verfuhr, heute alle Untugenden nachsah und morgen wieder überhart strafte, so verlor Tasso vielmehr das bischen Zucht noch vollends, welches er mitgebracht hatte.

Fort und fort kamen Klagen über den Störenfried. Der Meister mußte Schaden ersetzen, Schmerzen vergüten, gute Worte geben und böse einstecken. Die Beschädigten drohten, das Thier zu vergiften oder todtzuschlagen, und die Freunde drangen in den Meister, er möge die zuchtlose Bestie doch abschaffen oder an die Kette legen. Allein Richwin blieb bei seinem Satz: er selber wolle den Hund erziehen, er wolle ihn lammfromm machen und dann mit dem edeln, gefürchteten Thiere einherstolzieren wie Ritter Kurt mit seinem großen Fanghund.

Nun geschah es, daß die Wetzlarer Bürger am Aschermittwoch einen altherkömmlichen seltsamen Aufzug begingen. Sie zogen nämlich gewaffnet in die geistlichen Höfe, vom Hofe der Deutschherren bis zum Altenberger Nonnenhof, um bei den Deutschherren ein lebendes weißes Huhn, bei den Nonnen einen Schinken, beim Dechanten einen Goldgulden zu empfangen als Zeichen der Stadt-Gerechtsame in den geistlichen Höfen. Als Hauptstück glänzte dabei aber allezeit das lebende weiße Huhn, weßhalb man den

Aschermittwoch in Wetzlar noch bei Menschengedenken den „Hinkelchestag“ nannte. Tadellos weiß, mit bunten Bändern geschmückt, mußte die Henne von einem Knaben dem Zuge voran durch die Straßen getragen werden.

Meister Richwin ging heuer an der Spitze seiner Zunft im Zuge und hatte zu Hause den strengsten Befehl gegeben, daß man den Hund wohl eingesperrt halte, bis der Lärm vorüber sey. Thasso aber brach dennoch aus, verfolgte die Spur seines Herrn und sprang mitten in die festlichen Reihen, als der Amtmann des Deutschordens eben das Huhn dem Knaben übergab. Den schreienden, flügelnden Vogel mit den flatternden Bändern hatte er im Nu erspäht, flog darauf los, entriß ihn der Hand des Kindes und zerrte ihn, daß die Federn und Bänder in der Luft umher flogen. Der Amtmann, welcher abwehren wollte, wurde kräftigst in die Waden gebissen, und als es Meister Richwin endlich gelang, den Hund zu bändigen, flügelte das Huhn noch einmal, und schloß dann seinen Schnabel für immer.

Nun hatte man kein lebendes, weißes Huhn mehr! Aber ohne lebendes Huhn keinen Umzug, ohne Umzug keine Gerechtsame in den geistlichen Höfen. Die Sache war sehr ernsthaft. An den pünktlich erfüllten Wahrzeichen des Rechtes hing damals das Recht selber.

Mit tausend Bitten und Beschwörungen erreichte endlich Meister Richwin, daß man den ganzen Vorgang als ungeschehen ansehen wolle, wenn er binnen zwei Stunden ein anderes tadellos weißes, lebendes Huhn zur Stelle schaffe. Die feierliche Uebergabe sollte dann von neuem beginnen, doch mit der bestimmten Rechtsverwahrung, daß man nicht etwa in Zukunft den Deutschherren die Last aufbürde, zwei Hühner zu liefern, ein todtes und ein lebendes. Auch sollte Gerhard Richwin diesmal dem Amtmann zehn Ellen des feinsten flandrischen Tuches schenken als Schadenersatz und Schmerzensgeld.

Von Zorn, Aerger und Angst gegeißelt lief der Meister in alle Hühnerhöfe der Stadt, fand aber kein tadellos weißes Huhn. Endlich, fast in der letzten vorgestreckten Minute kam er schweißtriefend auf den Deutschordens-Hof mit einer mageren alten Henne, die ursprünglich weiß und etwas grau gesprenkelt gewesen: durch das Ausrupfen etlicher Hände voll Federn aber hatte er sie in ein tadellos weißes Huhn verwandelt. Man ließ das neue Rechts-

symbol gelten, und so kamen denn noch alle Betheiligten, wie man zu sagen pflegt, glücklich mit einem blauen Auge davon, die erwürgte erste Henne natürlich ausgenommen.

Die Bestrafung Thasso's am Abende war mustergültig.

Meister Richwin aber gelobte sich heilig, von Stund an den Hund nach einer ganz neuen, planvollen und gründlichen Weise zu erziehen. Um aller Welt Güter hätte er das Thier gerade jetzt nicht abgeschafft; er wollte Recht behalten und den Wetzlarern zeigen, daß er trotz des letzten Auftrittes dennoch den unbändigen Halbwolf lammfromm machen könne.

Er brütete — zum erstenmal in seinem Leben — die ganze schlaflose Nacht über Erziehungsplänen.

---

## Drittes Kapitel.

Am andern Morgen stand Meister Richwin mit dem ersten Dämmerlichte auf, wie er's vordem gar nicht gepflegt hatte, denn er war ein Langschläfer. Er wollte aber Thasso stufenweise an einen ruhigen Gang durch die Straßen gewöhnen, noch ehe sie von Menschen und Pferden wimmelten. Den Hund am Stricke durchzog er die ganze Stadt. So wie das Thier auf einen Reiter oder Fußgänger spannte, faßte es auch augenblicks seinen richtigen Peitschenhieb. Vorher hatte Thasso bei seinen Missethaten zwar immer sichtbar Reue empfunden, zur Buße dagegen durchaus keine Lust gezeigt. Jetzt kam Reue, Buße und Sühnung alles mit einemmale. Richwin fand diese Frühstunde wie gemacht zu unbelauschter Dressur. Mit den wachsenden Februar- und Märztagen stand er daher immer früher auf und war stets schon vor der Sonne mit Thasso auf den Beinen.

Ging er an einer offenen Kirchenthüre vorbei, so zog er den Strick besonders fest und ließ einen mahnenden Streich auf Thasso's Rücken fallen. Denn der Hund hatte bis dahin eine besondere Lust, in die offenen Kirchen zu laufen und die Gemeinde anzubellen, und je lauter ihn sein Herr zurückrief, um so toller schlug er Lärm. Das verlernte er jetzt gänzlich. Wenn nun Meister Richwin so vor die offene Thüre kam und hörte, wie innen die

Frühmesse gelesen wurde, so blieb er wohl auch eine Weile andächtig im Portale stehen — denn wegen des Hundes wagte er sich nicht hinein — und nahm sich ein Stück Morgensegen mit. Bis dahin war er ein seltener Gast im Gotteshause gewesen; bald aber glaubte er nun, der Tag sey gar nicht recht begonnen ohne die Frühmesse unter der Kirchenthür, auch gehe der Hund nachher immer viel ruhiger.

Als der Meister zum erstenmale von dem Morgengang nach Hause kam, schien ihm der Tag doch sehr lang, der ihm früher, als er noch lange schlief, so kurz gedäucht hatte. Zum Zeitvertreib ging er darum mit Thasso in die Werkstatt, wo zur Stunde schon fleißig gearbeitet werden mußte. Es sah aber noch gar still aus, denn Gesellen und Lehrlinge verließen sich auf den gesunden Schlaf des Meisters und kamen so spät es ihnen beliebte. Wie staunte und wetterte der Meister über den Unfug, und wie ärgerten sich die Gesellen, als er Tag für Tag immer früher in die Werkstatt trat! Die Reiter und Spaziergänger schwuren dem unbändigen Thasso nicht mehr den Tod, aber die Gesellen hätten den gebändigten Thasso jetzt gerne vergiftet, denn sie merkten wohl, daß er allein Schuld sey an den frühen Besuchen des Meisters.

Aber Richwin hielt den Hund Tag und Nacht bei sich nach dem ganz richtigen Grundsatze, daß man ein Thier nur dann gut erziehen und treu gewöhnen kann, wenn man stets mit ihm zusammen lebt.

Dieses Zusammenleben hatte im Verkaufsgewölbe freilich seinen besonderen Haken. Trat nämlich ein Käufer ein, so fuhr Thasso bellend unter der Bank hervor; wollte aber Jemand den gekauften Pack Waaren mitnehmen und weggehen, so war der Hund gar nicht zu halten, er achtete Kauf offenbar für Diebstahl und packte den harmlosen Kunden so fest, daß ihn nur der Herr selber mit Noth wieder befreien konnte. Meister Richwin als Erzieher betrat hier den Weg der Milde. Denn sollte er dem Hunde seine beste Tugend, die Wachsamkeit, ausprügeln? Nein! Er wollte ihn nur unterscheiden lehren, was Käufer und was Diebe sind. Kam also ein Käufer, so reichte ihm Richwin äußerst freundlich die rechte Hand, indeß er mit der linken die knurrende Bestie streichelte, und bot dann auch weiter im Gespräch seine heiterste Laune, seine lichteste Miene auf, damit der Hund sehe, daß es hier einem Geschäftsfreund und keinem Diebe gelte. Und ging der Kunde

mit den gekauften Waaren hinweg, so duldete es Meister Richwin anfangs gar nicht, daß er seinen Pack selber zur Thüre trug — denn Thasso stand schon zähnefletschend auf dem Sprunge —, sondern nahm ihm denselben höflichst ab und trug ihn über die Schwelle, mit manchem verstohlenen Rückblick nach dem Vierfüßler. Die Leute aber staunten das Wunder an und begriffen's nicht, wie der gröbste Kaufmann über Nacht zum höflichsten geworden sey, der stolzeste zum dienstfertigsten.

Da brausete aber einmal just im bedenklichsten Zeitpunkt das wilde Heer der Kinder durch die Halle. Jetzt war alle Mühe vernichtet, Thasso fuhr wie besessen zwischen die Kinder und dann zwischen die Beine der Käufer, als wolle er die verhaltene Lust nun doppelt zügellos genießen. Den Kindern bekam's übel. Mit furchtbarem Schelten wurden sie hinauf zur Mutter geschickt und die beiden Knaben schon anderen Tages dem Schulmeister zur schärferen Zucht übergeben. Auch das Lungern und Balgen auf der Gasse ward ihnen strengstens untersagt. „Sie haben den Hund zu tausend Unarten verführt," meinte Meister Richwin, „und wie kann man überhaupt umtobt von so wilden Kindern einen jungen Hund erziehen?" Er beschloß, von nun an seinen bösen Rangen den Daumen scharf auf's Auge zu drücken, damit der Hund Ruhe habe und unverführt bleibe.

Frau Eva mußte dem Mann ihre Freude über alle die Verwandlungen aussprechen.

„Es ist doch ein rechter Segen," sagte sie, „daß du morgens wieder zur Messe gehst."

„Ja wohl, Eva! der Hund liegt wie ein Standbild, wenn ich unter dem Portale kniee."

„Die Kunden mehren sich wieder, seit du so freundlich geworden."

„Ja wohl, Eva! der Hund knurrt nur noch ganz leise, er bellt nicht mehr im Kaufladen und denkt nicht von Weitem an's Beißen."

„Die Kinder bessern sich zusehends, seit du sie kürzer hältst."

„Freilich, Eva! das war dem Hunde grundverderblich, daß er immer das böse Beispiel der Kinder sah."

„Und wie thut mir's wohl, Gerhard, daß du jetzt wieder so manches freundliche Wort mit mir redest!"

„Ei freilich, liebe Eva! da du jetzt so freundlich von dem

Hunde gesprochen" — sie hatte keine Sylbe von ihm gesagt — „wie sollte ich dir's nicht danken?"

Frau Eva dachte für sich: „Meister Richwin erzieht den Hund und ahnet nicht, daß noch vielmehr der Hund den Meister Richwin erzieht," und warf zum erstenmale einen freundlichen Blick auf Thasso und streichelte ihn. Das besiegelte den neuen Hausfrieden.

Aber trotz der großen Fortschritte, die Thasso machte in seines Herren Zucht und seiner Herrin Gunst, brachen doch manchmal die alten Tücken wieder hervor. Dabei waltete aber ein seltsamer Instinkt des Thieres: es schien die Zünftler von den Patriziern zu unterscheiden, und wenn es ja seinem Muthwillen wieder einmal freien Lauf ließ, so war er gewiß gegen einen Patrizier gerichtet. Wie es Hunde gibt, die keinen Bettelmann und Landstreicher ohne Gebell vorüber lassen, so konnte Thasso keinen geputzten, stolz schreitenden, ritterlich reitenden Patrizier sehen, ohne daß sich der alte Adam in ihm regte.

Nach dem Feierabend pflog Meister Richwin durch die nunmehr von Menschen wimmelnden Straßen zu gehen, damit der Hund, des Strickes frei, bewähre, was er in der einsamen Frühstunde, angefesselt, gelernt hatte. Thasso schleicht ganz sittsam in den Fußstapfen seines Herrn. Da schreitet ein Junker aus den Geschlechtern tänzelnd und geziert über den Marktplatz; flugs springt Thasso zu ihm hinüber, kein Rufen, kein Pfeifen hilft, wie im Rausch hat er alle Lehren des nüchternen Morgens vergessen und kriecht erst, demüthigst wedelnd und um Verzeihung bittend, zu dem wüthenden Meister zurück, nachdem er den bis zum Fuß niederfallenden langen Aermel des Patriziers mitten entzwei gerissen.

Des andern Tages schickte Meister Richwin dem Geschädigten seinen eigenen Prunkrock mit den langen Aermeln zum Ersatz. „Wie konnte ich solch ein Geck sein," rief er aus, „ein so widersinniges Kleid zu tragen? Müssen die langen, flatternden Tuchstreifen, müssen die hundert Bänder und Flitter nicht jeden Hund herausfordern, daß er daran zupfe?"

Meister Richwin begann einen stillen Grimm auf die Kleiderpracht und andere Hoffart der Geschlechter zu werfen und ging von da an nur noch im schlichtesten bürgerlichen Gewand.

Dazu dünkte ihm, die Patrizier hätten ganz besonders höhnische Blicke, wenn er mit seinem Zöglinge an der Schnur durch

die Gassen schritt, oder wenn der entfesselte Thasso wieder einmal die Ohren verstopfte und durch Steinwürfe an seine Pflicht gemahnt werden mußte. Wie spöttisch hatte nicht neulich jene vornehme Jungfrau gelächelt, als Meister Richwin sie mit tiefer Verbeugung grüßte, indeß der Hund am Strick unwiderstehlich zum nächsten Eckstein hinüberzog, so daß die Verbeugung sich fast zum Fußfall gesteigert hätte? Und waren die edeln Herren nicht allezeit am gröbsten, wenn Thasso ja noch einmal an ihren galoppirenden Pferden hinaufsprang? Wie duldsam nahmen das dagegen die friedlichen Schrittes einher reitenden Zünftler auf!

So vollbrachte Thasso auch hier, was keinem Andern gelungen war: an der Hundeschnur zog er seinen Herrn ganz leise von der Neutralität zur Partei der erbittertsten Zünftler hinüber.

Das wurde fest und fertig, als die Wetzlarer Kaufleute und Handwerker auf Ostern 1368 zur Frankfurter Messe gingen. Sie bildeten einen stattlichen Trupp, der geschlossen zusammenhielt bei der Fahrt durch die Wetterau, wegen räuberischer Angriffe. Die Geschlechter waren vordem auch mitgeritten in der Reiseschaar ihrer Stadt, und Meister Richwin auf seinem stolzen Rappen hielt sich sonst lieber zu den vornehmen Leuten als zu den Zunftgenossen, die zu Fuß oder auf langsamen Kleppern die Nachhut bildeten. Heuer aber ließ er den Rappen zumeist bei seinen Saumthieren und ging zu Fuß unter den Zünftlern. Denn Thasso lief zur Seite, und vom Roß herab hätte er den Hund doch nur in halber Zucht halten können. Die Zunftgenossen aber freuten sich gar sehr über die neue leutselige Art des Meisters, der den schönsten Rappen beim Troß führen ließ, um mit ihnen zu Fuß zu gehen. Da fiel gar manches Schmeichelwort, und die Reden der Volksmänner, welche früher bei Richwin gar nicht verfangen hatten, fanden jetzt die beste Statt in seiner Seele. Und als der Zug an der Friedberger Warte hielt und herab sah auf die Thürme von Frankfurt, da war Meister Richwin eingeweiht und eingeschworen in den Bund der Zünfte wider die Geschlechter. Johannes Kodinger, der Hauptmann des Geheimbundes, schüttelte ihm dankend die Hand und rief: „Ach Meister, wie seyd ihr ein besserer Mann geworden, ja erst jetzt ein ganzer Mann, und das in der kurzen Frist von Aschermittwoch bis Ostern!"

Gerhard fuhr auf wie aus einem Traum und erwiderte: „Ei freilich! Ich wußte wohl, daß der Hund von edler Art sey, und

daß ihm nur die rechte Zucht fehle. Ja, Meister Kodinger, es geht nichts über eine gleichmäßige, ausdauernde und feste Schule, die bändigt selbst eine Bestie. Aber Thasso kann nun freigesprochen werden von der Lehre, und das soll geschehen, sobald wir nach Wetzlar heimgekehrt sind."

## Viertes Kapitel.

Der Sturm war in Wetzlar losgebrochen, die Geschlechter waren verjagt, die Zünfte hatten das Feld und zugleich das Regiment der Reichsstadt gewonnen. Meister Richwin hatte voran geleuchtet im Kampfe durch Ausdauer, Strenge gegen sich selbst und Andere und durch seinen unversöhnlichen Haß gegen die Patrizier. Die Mitbürger staunten über den verwandelten Mann.

Als der neue Rath nunmehr rein demokratisch aus den Zünften gebildet wurde, fiel die Wahl auch auf Meister Richwin. Noch vor einem Jahre, da er sich doch gar nicht um das Gemeinwohl kümmerte, war es das süßeste Traumbild seines Ehrgeizes, einmal Rathsherr zu werden; heute, wo er heiß gearbeitet und gerungen hatte für die Stadt, lehnte er ab. Niemand errieth die Ursache und Alle bestürmten den Meister, daß er in den Rath eintreten oder doch mindestens den Grund seiner Weigerung offenbaren möge.

Nach langem Zögern und mancherlei Ausflucht sprach er endlich: „Der Grund wird euch kindisch scheinen. Mir aber ist er ernst und schwer. Ich kann nicht täglich auf dem Rathhause sitzen in dieser drangvollen Zeit, weil ich meinen Hund nicht mitnehmen darf. Lasse ich aber das Thier allein daheim, so kommt wieder alles Unheil über mein Haus wie vordem. Ich sage wohl, der Hund hat ausgelernt; aber wer lernt jemals aus? Kein Mensch und kein Hund! Uebergebe ich Thasso manchmal auf einen Tag dem Lehrjungen, so wird er gleich wieder rückfällig, und es ist mir begegnet, daß ich selber an einem solchen Tage auch wieder rückfällig geworden bin. Wir sind Beide noch etwas schwach, wir dürfen uns nicht von einander trennen. In der Vorhalle der Kirche mag ich die Messe so gut hören, wie drinnen im Schiff, und der Hund steht an meiner Seite; als Rathsherr aber kann

ich doch nicht allezeit vor der Thüre des Rathssaales bleiben. Nehmet meinen Grund für keine Grille. Ich hege den Aberglauben, daß mein Haus erst wieder fest stehen werde, wenn Thasso einmal ganz fertig gezogen ist; ich darf mich noch nicht trennen von dem Hunde. Und wie sollte ich das wankende Gemeinwesen festen helfen, wenn mein eigen Haus noch viel ärger wankt?"

Nach dieser Rede des Meisters, die dem Einen ernst, dem Andern spaßhaft dünkte, beschlossen die Rathsgenossen, es solle Thasso vor allen Hunden der Stadt das Vorrecht eines Sitzes im Rathssaale unter dem Stuhle seines Herrn erhalten, jedoch mit der Klausel, daß dieses Recht augenblicks erlösche, sowie sich der Hund eine Stimme anmaße.

Nach einigem Sträuben fügte sich Meister Richwin nun doch dem Willen seiner Mitbürger und erschien pünktlich zu jeder Frist mit Thasso auf dem Rathhause. Diesen aber nannten die Wetzlarer seitdem den „stummen Rathsherrn," und stumm blieb er in der That; man hörte in Jahr und Tagen nicht, daß er wider die Klausel seines Privilegs gesündigt hätte.

Auch auf der Straße schreckte er Niemand mehr durch seine unbändige Spielerei; er war den Flegeljahren entwachsen und schritt, nach großer Hunde Art, so still und stolz hinter seinem Herrn einher, als sey er sich des Vorrechtes vor allen andern Hunden der Reichsstadt klar bewußt. Nun geschah es, daß Meister Richwin in der Ernte durch's Feld ging, hart an dem Graben, welcher das Stadtgebiet von einem Walde des Grafen von Solms schied. Thasso schlich ruhig neben ihm. Mit einemmale aber war er verschwunden. Richwin spähte ringsum, rief und pfiff. Der Hund kam nicht. Da rauschte und krachte es in dem Dickicht jenseit des Grabens, und von Thasso wie von einem Wolfe gehetzt, brach ein königlicher Hirsch hervor, ein Zwanzigender zum mindesten, stutzte, als er das freie Feld und den Mann sah, kehrte um, warf den Hund mit der ganzen Wucht seines Geweihes zur Seite und machte sich rückwärts wieder freie Bahn in die Büsche, unter dem Rauschen und Knicken der Blätter und Zweige. Aber auch Thasso erhob sich von seiner augenblicklichen Niederlage und fuhr wie besessen hinter dem Thiere drein, und man hörte bald nur noch fernher das Rauschen und das Pfeifen, womit der Hund Laut gab. Der arme Richwin pfiff sich die Lippen trocken und rief sich die Lungen athemlos; all seine feine Dressur war

verschlungen von Thasso's Jagdfieber. Zweimal trieb er ihm den Hirsch zum Graben entgegen, gleich als wolle er ihn dem Herrn zum Schusse stellen, und zweimal brach der Hirsch wieder zurück. Beim drittenmale aber trat ein Solms'scher Forstwart aus dem Walde hervor und legte seine Armbrust an, nicht auf das Wild, sondern auf den Hund. „Schämt Euch, der ihr ein Jäger seyn wollt und zielet auf den edelsten Hund, der doch nur von dem gleichen Jagdmuth berauscht ist, wie ihr selber!" rief der Meister dem Dienstmann entgegen.

Getroffen von der Wahrheit dieses Wortes und zugleich von der Schönheit des kämpfenden herrlichen Hundes, ließ der Forstmann die Armbrust sinken und schritt trutzig zu dem Bürger. „Der Hund ist mir verfallen," rief er, „weil er in meines Grafen Bann gejagt hat. Ihr folget mir mit euerm Hunde zum Grafen, und will er das Thier in seine Meute nehmen, so sey ihm das Leben geschenkt."

Meister Richwin widersetzte sich natürlich, der Dienstmann aber hielt ihn fest, und als sich der Bürger mit Gewalt frei machen wollte, schlug ihm Jener die blanke Klinge über den Arm. Im selben Augenblicke jedoch ward der Dienstmann von hinten durch Thasso zu Boden gerissen; denn sowie das Thier den Herrn in Gefahr sah, wich auch das Jagdfieber einer Treue, die nicht Dressur war. Mehrere Wetzlarer Leute liefen nun auf den Lärm gleichfalls aus dem Felde herbei, befreiten den Forstwart von dem Hunde und führten den Mann gefangen zur Stadt, weil er einen Bürger auf reichsstädtischem Boden verwundet hatte. Denn die Städter waren in dem siegreichen Kampfe mit den Geschlechtern rauflustig genug geworden und fürchteten sich nicht vor einem neuen Strauß.

Der Rath aber kam doch stark in Verlegenheit, was er mit dem gefangenen solmsischen Dienstmanne anfangen solle.

Den Arm in der Schlinge, konnte Meister Richwin schon am nächsten Tage der Sitzung beiwohnen, in welcher über den kitzlichen Fall verhandelt ward. Alle Rathsleute waren gewaltig aufgeregt, nur Thasso lag in behaglichster Ruhe unter dem Stuhle, als gehe ihn die Sache gar nichts an. Und doch ging es ihm an den Kragen und er fand wenig Fürsprecher. So sehr man ihm als dem stummen Rathsherrn gewogen war, schien es doch, als ob man ihn diesmal der großen auswärtigen Politik opfern müsse.

Es hauste nämlich zur Zeit (1372) der böse Ritterbund der „Sterner“ so arg in den Nachbargauen, daß man in Wetzlar im Stillen sich rüstete zum offenen Kampfe. Die Sterner aber zählten gar viele Grafen, Ritter und Herren zu ihren Genossen, die Reichsstadt hingegen hatte wenig Freunde und es kam ihr sehr überquer, gerade zu dieser Frist einen so kriegstüchtigen Nachbarn wie den Grafen Johann von Solms zu erzürnen, von dem noch unbekannt war, ob er für oder wider die Sterner Partei nehmen werde.

Als daher ein Rathsherr darthat, der Forstwart sey im Rechte gewesen, nickten manche Köpfe bejahend, und als er hinzufügte, auf Begehren des Grafen dürfe man sich nicht weigern, den Jäger freizugeben und den Hund auszuliefern, fiel ihm stracks die Mehrzahl zu, und Etliche meinten, Thasso habe vordem schon Unfug genug verübt, man dürfe sich nun doch nicht vollends noch den Solmser durch ihn auf den Hals hetzen lassen.

Thasso blieb ganz ruhig und schaute nur fragenden Auges um sich, als er seinen Namen nennen hörte. Sein Herr aber erhob sich. Er sprach:

„Ist Graf Johann, der schlaue Fuchs, für uns, so wird er sich um des Hundes willen nicht gegen uns kehren; ist er wider uns, so gewinnen wir ihn auch nicht mit einem geschenkten Hund. Der Mann kennt seinen Vortheil und schaut nach ganz andern Dingen als nach Hirschen und Hunden. Soll die Verletzung des Wildbannes gesühnt werden, so erbiete ich mich, den dreifachen Werth des Hirsches und Hundes in gutem Gelde zu erlegen. Den Hund aber liefere ich keinem Menschen aus; eher ersteche ich das Thier auf der Stelle. Ihr wißt nicht, was ich dieser unvernünftigen Creatur Gottes schulde, die zugleich sichtbar Gottes Werkzeug gewesen ist. Wenn Gott nicht will, so bekehren uns seine heiligsten Prediger nicht, und wenn er will, so bekehrt uns ein Hund. Dieser Hund hat Ordnung meinem Geschäfte gebracht, Zucht meinen Kindern, den Hausfrieden meiner Frau, er hat mir den Weg gezeigt zu meinen Freunden und Zunftbrüdern, den Weg zur Kirche und den Weg zum Rathhause; indem ich den Hund zu erziehen glaubte, erzog der Hund vielmehr mich. Das hat mir meine Hausfrau oft gesagt, und ich achtete es als einen artigen Spaß: jetzt, da ihr mir meinen Hund nehmen wollt, erkenne ich mit einemmale, daß es bitterer Ernst gewesen ist.“

Diese wenigen Worte nur sprach Meister Richwin, aber er sprach sie mit feuchtem Auge, und Thasso, der seines Herren Bewegung sah, erhob sich langsam, rührte ihn leise mehrmals mit der breiten Vordertatze an und leckte ihm die Hand, als wolle er den Bekümmerten trösten.

Es war ganz stille geworden im Rathssaal; man konnte die Athemzüge hören.

Da streckte der Rathsdiener den Kopf zur Thüre herein und meldete einen Boten des Grafen von Solms. Die Bürger erschraken und ahnten Schlimmes. Um so überraschender klang die Botschaft.

Der Graf hatte mit Bedauern vernommen, daß sein Dienstmann einen Wetzlarer Bürger auf so geringfügigen Anlaß geschlagen, ja verwundet habe. Doch bat er, man möge um guter Nachbarschaft willen den Forstwart wieder freigeben, er — der Graf — mache seinerseits ja auch von dem verletzten Wildbann kein weiteres Aufheben, und damit die Stadt erkenne, wie freundlich er gesinnt, so schicke er dem hohen Rathe anbei einen Hirsch, den er selber erlegt habe und der mindestens eben so gut sey, als der von dem Hunde gejagte und *nicht* erlegte, nebst einem Fäßlein Bacharacher, damit auch der Trunk zum Schmaus nicht fehle.

Die Rathsherren waren starr vor freudigem Staunen, da statt des gefürchteten Donnerwetters plötzlich so heller Sonnenschein über sie hereinbrach. Sie sagten dem Boten manch artiges Wort und beglückwünschten den Meister Richwin sammt seinem Thasso. Der Meister aber erhob seine starke Stimme, den durcheinander wirbelnden Redeschwall laut übertönend, und bat, daß man vor ertheilter Antwort den Boten noch einmal abtreten lassen und ihm auf wenige Minuten Gehör schenken möge.

„Mißtrauet den süßen Worten des Grafen!“ rief er. „Hätte er uns seinen Zorn entboten, ich würde nicht erschrocken seyn, aber da er uns seine Huld entbietet, erschrecke ich. Der Graf schenkt uns seinen Hirsch nicht umsonst. Wir bedürfen des Grafen nicht; sein Vetter, der Braunfelser Otto und Landgraf Hermann von Hessen sind uns bessere Bundesgenossen. Graf Johann aber bedarf unser. Und hat er uns erst am kleinen Finger, so hat er uns auch ganz. Thasso, Thasso! du schaffst uns großes Leid, nicht weil du jenen solmsischen Hirsch in's Wetzlarer Feld, son-

dern weil du diesen Hirsch in die Wetzlarer Rathsküche jagtest! Ich beschwöre euch, werthe Freunde, lehnet das Geschenk freundlich ab, fordert unser Recht und gebt dem Grafen das seine. Schicket den Hirsch zurück und behaltet den Jäger, bis der Graf des Dienstmannes Uebermuth nach der Ordnung sühnen will" — —

Hier unterbrachen die Andern den Redner und hielten ihm vor, er treibe seinen Groll wegen des leichten Hiebes doch zu weit, daß er nicht einmal durch so viel Güte zufrieden zu stellen sey.

Meister Richwin aber erwiderte: „Spräche ich für mich, ich wäre wohl der Zufriedenste mit des Grafen Vorschlag, vorab wegen meines Hundes. Aber ich rede hier als Rathsherr der Reichsstadt und sage: Fordert unser Recht und gebt dem Grafen das seine: dem Grafen ist der Hund verfallen, weil er seinen Wildbann durchbrochen, uns ist der Forstwart verfallen, weil er unsern Burgfrieden verletzt hat. Aus Furcht vor dem Zorne des Grafen wollte ich diesen Hund, meinen treuesten Freund, nicht ausliefern, aber aus Furcht vor des Grafen Freundschaft liefere ich ihn aus. Vorhin, da ich als des Hundes Anwalt sprach, hätte ich weinen mögen über das arme Thier; jetzt spreche ich als der Anwalt unserer Gemeine und da möchte ich noch viel bitterere Thränen weinen, nicht über den Hund — was kümmert mich der! — sondern über das heranschleichende Verderben meiner armen Vaterstadt!"

Der Meister hatte in den Wind gesprochen; er blieb allein mit seinem Argwohn. Das Geschenk ward mit Dankesworten angenommen und passend erwiedert, der Dienstmann freigegeben, und Graf Johann von Solms war bald, was er gewollt, der erklärte Freund und Beistand des Wetzlarer Rathes.

Als der Hirsch bei festlichem Mahle verzehrt und der Bacharacher getrunken wurde, blieb Meister Richwin schmollend zu Hause, und Thasso bekam nicht einen Knochen von dem Wild, welches er doch den Rathsherren in die Küche gejagt.

---

## Fünftes Kapitel.

Dies war geschehen im Jahre 1372. Im folgenden Jahre schlug man vor dem Oberthor von Wetzlar die heiße Schlacht, in

welcher der Sternerbund besiegt ward und vernichtet. Die Bürger der Reichsstadt fochten unter der Führung des Grafen Johann von Solms, und ihre Weiber vertheidigten die Thore, indeß die Männer draußen im Felde kämpften. Der Landgraf von Hessen und Otto von Solms-Braunfels theilten sich mit ihnen in die Ehre des Tages. Meister Richwin war auch mit dabei.

Noch am Abend nach der Schlacht ließ Graf Otto die gefangenen Ritter der Sterner, welche in seine Hand gefallen, enthaupten; Graf Johann dagegen begnadigte die Uebrigen ohne seiner Verbündeten Vorwissen.

„Merket auf!" sprach der Meister Richwin zu seinen Mitbürgern. „Ein neues Warnungszeichen! Graf Johann hat doppeltes Spiel im Sinn und hält sich den Weg offen nach rechts und links."

Die Wetzlarer aber achteten's nicht und meinten, der Meister bilde sich doch gar zu treu nach seinem Hunde. Weil Thasso nicht mehr spiele, sondern jetzt lieber knurre und beiße, so vermeine Richwin, er müsse nun auch knurrig und bissig werden. Ein launischer Mann sey er nach wie vor und hasse jetzt grundlos den Grafen Johann, welcher doch der Stadt solchen Ruhm gebracht, wie er auch vordem Liebe und Haß nach Grillen und Einfällen gewechselt habe. Die Volksgunst hatte sich gar rasch von dem Meister abgekehrt.

Im Rathe saß er nun meist fast ebenso stumm, wie der stumme Rathsherr unter seinem Stuhle. Sprach er ja ein Wort, so war es eine Warnung vor der übermäßigen Freundschaft des Grafen Johann; der locke so süß wie der Vogler, bevor er die Vögel fange. Häufig erschien Meister Richwin auch gar nicht im Rathe, zumal wenn er wußte, daß Graf Johann auf den Saal komme, um den Bürgern irgend einen neuen Dienst anzubieten. Denn fast schien es, als ob der Graf neben dem adoptirten stummen Rathsherrn unter dem Stuhle nun auch als Rathsherr adoptirt sey, aber nicht als ein stummer. Das einzigemal, wo Richwin zugleich mit dem Grafen im Rathe saß, hatte Thasso bei jedem Worte des Solmsers dermaßen geknurrt, daß ihn sein Herr hinausführen mußte, damit der Hund nicht seines Privilegs verlustig gehe. Der Meister meinte, das Thier könne eben die solmsischen Farben nicht mehr sehen, seit es den Strauß mit dem Forstwart gehabt, und nahm dies als eine gute Ausrede, um jedesmal wegzubleiben, wenn der Solmser kam. Denn ohne den Hund geh-

er nun durchaus nicht mehr auf's Rathhaus. Die Wetzlarer aber sprachen: Richwin treibe denn doch den Spaß etwas zu weit und machten Spottverse auf den unbeliebten Mann. Es lief ein gar lustig gezeichneter Bilderbogen mit vielen Reimen um, worauf die gemeinsamen Erlebnisse des Meister Thasso und des Meister Richwin naturgetreu abconterfeit waren mit der Ueberschrift:

„Auf diesen Bildern man ersieht,
Wie ein Hund einen Rathsherrn erzieht."

Meister Richwin ließ sich das wenig anfechten; er waltete still seines aufblühenden Hauses und ließ geschehen, was er nicht hindern konnte. War es doch nicht das kleinste Verdienst Thasso's, daß er mit so vielen tausend Unarten seinen Herrn gelehrt hatte, geduldig zu seyn und die überfeine Empfindlichkeit in die Tasche zu stecken.

So vergingen wiederum zwei Jahre. Da ward eines Tages — es war um Sommer-Johanni — Meister Richwin auf das Rathhaus entboten. Ungesäumt solle er sich einstellen, keine Ausrede gelte diesmal; Graf Johann von Solms sey erschienen mit einer Botschaft des Kaisers. Der Meister stutzte. Eine Botschaft des Kaisers, das war freilich eine gewichtige Sache! Und dennoch erklärte er, er könne nicht kommen: sein Hund werde knurren und bellen, wenn der Graf die kaiserliche Botschaft vortrage; denn Thasso, so gescheidt er auch sey, wisse doch nicht des Kaisers Wort von des Grafen Vortrag zu unterscheiden und könne also so zu sagen die kaiserliche Majestät selber anknurren, und ohne den Hund gehe er nun einmal nicht auf's Rathhaus. Selbst Frau Eva redete ihrem Manne zu; er aber blieb standhaft. Da kam ein zweiter Bote und mahnte, der Meister müsse kommen, mit oder ohne Hund, der Rath müsse diesmal vollzählig seyn; es gelte die Ehre und Würde der Stadt.

Der Meister faßte Argwohn über dieses Drängen. Aber es galt die Ehre und Würde der Stadt. Also rief er dem Lehrjungen, daß er den Hund an die Kette lege und rüstete sich zum Fortgehen. Es grauste ihm fast, zum erstenmale allein, ohne den Hund, den Rathssaal zu betreten.

Da kam der Lehrjunge von der Straße herein, um Thasso anzuketten. „Meister!" flüsterte er, „es gehen seltsame Dinge vor. Ein Glück für euch, daß ihr so lange gezögert habt! Hinter

dem Rathhause stehen Bewaffnete, wohl über hundert, und hinter den Bewaffneten schauen altbekannte Gesichter hervor, patrizische Gesichter, und man meint, sie sähen etlichen Herren vom alten Rathe, den man vor sieben Jahren vertrieben hat, auf's Haar ähnlich. Auch drängen sich solmsische Knechte nach den Stadtthoren, als wollten sie den Ausgang wehren."

Der Meister erbleichte; doch war er rasch wieder gefaßt. Er sprach zu seiner Frau: „Nimm die Kinder, den Lehrjungen und die zwei Kästchen mit dem Geld und den Kleinoden. Schleicht euch zur Mühle an der Lahn, dort ist das kleine Pförtchen, das wird noch offen stehen; vor dem Pförtchen liegt ein Kahn; den löset und fahret zum andern Ufer. Meidet nur um Gotteswillen die Brücke und die großen Thore. Seyd ihr glücklich hinüber, so gehet eilends den jenseitigen Fußpfad nach Gießen. In Gießen treffe ich euch, so Gott will, wieder."

Er drängte die fragende Frau vorwärts, bis sie zitternd vollführte, was er befahl. Dann faßte er Thasso an seiner Kette mit der linken Hand, mit der rechten aber nicht, wie sonst, die Peitsche, sondern das Schwert, und eilte auch nicht auf's Rathhaus, sondern auf den Markt.

Dort sah er die Bürger bereits gewaffnet, zu Hunderten eng geschaart. Aber auch das Rathshaus war schon dicht umzingelt von fremden Rittern und Reißigen. Vorsichtig schlich sich Meister Richwin in die hinteren Reihen der Bürger, die gleichfalls Gefahr geahnt hatten und herbeigeeilt waren, um ihren Rathsherren beizustehen. Vor den Bürgern aber stand Graf Johann von Solms in glänzendem Harnisch, umgeben von zwanzig Rittern, das Reichspanier in der Hand und verkündete, er sey gekommen in des Kaisers Namen, um Frieden zu stiften zwischen den weiland verjagten Geschlechtern und dem neuen zünftlerischen Rathe. Keinem werde ein Leids geschehen, am wenigsten seinen guten Freunden, den Rathsherren drinnen im Rathhause. Friedliche Sühne sey Alles was er fordere im Namen des Kaisers. Ein neues, reicheres Gedeihen der Stadt, eine Mehrung ihrer Vorrechte werde die Frucht dieses schönen Tages seyn. Als treuer Freund und Nachbar ersuche er darum die Bürger, die Waffen abzulegen, welche sie voreilig für ihre Obrigkeit ergriffen hätten; denn dieser drohe zur Stunde nicht die mindeste Gefahr.

„Zur Stunde? Ja!" sprach Richwin zu den Nächststehenden.

„Aber ob nicht in der folgenden Stunde? Behaltet die Waffen, bis die Rathsleute wieder frei unter uns stehen!“

Doch schon sah er, daß die Vorderen, gewonnen durch des Grafen süßes Wort, die Schwerter einsteckten und die Spieße nach Hause trugen. Die Männer aber, zu welchen Richwin geredet, schalten ihn, meinten, sein Platz sey doch auch vielmehr auf dem Rathhause als hier auf dem Markte, und ob er denn immer der gleiche bissige Hund bleiben wolle, der die besten Freunde der Stadt anbelle und die Bürger unter einander hetze?

Da Richwin solchergestalt sah, daß Alles verloren sey, machte er sich eiligst davon, gewann noch zur rechten Frist das Hinterpförtchen an der Lahn und schwamm mit dem Hunde durch den Fluß, weil der Nachen, welcher seine Frau gerettet, nun am andern Ufer stand.

Nach wenigen Stunden erreichte er die Seinigen und fand in Hessen eine sichere Zuflucht; denn Landgraf Hermann war dem Grafen Johann feind geworden nach der Schlacht bei Wetzlar wegen der eigenmächtig begnadigten Gefangenen.

Ins Hessenland aber drang bald eine neue Mähr aus der Reichsstadt. Der Graf von Solms hatte, nachdem er den Bürgern die Waffen aus der Hand geschmeichelt, den zünftlerischen Rath in den Thurm geworfen, die Güter der Rathsherrn eingezogen und drei derselben, Kodinger, Dufel und Vollbrecht enthaupten lassen, zwei andere Rathsherrn, Beyer und Heckerstump, warfen die Solmsischen von der Brücke in die Lahn und ersäuften sie kurzer Hand, um dem Scharfrichter die Umstände zu ersparen. Den sechsten Mann zu diesen fünfen hätte man gar gerne dann zur Abwechslung aufgehängt: es war dies Meister Gerhard Richwin, den der Graf am bittersten haßte. Allein in Wetzlar wie in Nürnberg hängt man Keinen, bevor man ihn hat. Die alten Geschlechter aber, mit welchen der Graf längst unter Einer Decke gesteckt, gewannen wieder die volle Herrschaft wie vordem.

Obgleich Meister Richwin den besten Theil seines Besitzthums in Feindeshand hatte lassen müssen, konnte er doch mit dem Geretteten später in Frankfurt als Bürger sich einkaufen und ein neues Geschäft beginnen. Wenn er nun dort in wieder gesichertem Behagen bei seiner Hausfrau saß, den treuen, bereits ergrauenden Thasso zu Füßen, dann sprach er wohl manchmal, mit einem wehmüthigen Blick auf den „stummen Rathsherrn“:

„Gott verzeih' mir's, daß ich Kinderzucht und Hundezucht vergleiche! Die Zucht der Kinder lohnt uns Gott und wir erwarten nicht, daß ein Kind den Sold all unserer Mühen uns gleich bar bei Heller und Pfennig heimzahle. Aber dieser Hund hat zum Dank für meine Zucht mich selber erzogen und zum Entgelt für tausend richtig empfangene gesalzene Prügel mir endlich Anno 1375 gar das Leben gerettet! Niemals ward ein Schulmeister so rasch und vollgültig gelohnt, wie ich durch meinen und der Reichsstadt Wetzlar stummen Rathsherrn."

---

# Liebesbuße.

---

## I.

In einem kleinen, nun gerade tausend Jahre alten Büchlein erzählt uns der Diaconus Gozbert:

Zur Zeit Pippins des Kleinen war Otmar Abt von St. Gallen, ein Held der Demuth und Entsagung, wie Wenige. Stand ein Fasttag im Kalender, so machte er für sich zwei daraus, und aß auch am folgenden Tage nichts. Ueber dem Beten vergaß er oft den Schlaf und jeden Wechsel der Stunde, daß ihn die Brüder wohl des Morgens noch an demselben Platz vor dem Altare fanden, wo sie ihn am Abend verlassen hatten. Er geizte nach Armuth, wie Andere nach Reichthum; statt nach der meisten Aebte Art auf stolzem Rosse zu reiten, bestieg er nur einen armseligen Esel. Als er einmal den König Pippin besucht, und dieser ihm siebzig Pfund Silber gespendet hatte, verschenkte er fast all das Silber auf dem Heimwege, verschenkte den Esel und auch seinen Mantel dazu und kam fast nackt zu Fuß nach Hause. Nur zwei Gulden von jenem Silber hatten die begleitenden Brüder in der Reisetasche zurückzuhalten vermocht: hiefür erkaufte er ein Stück Land abseits des Klosters und baute dort ein Spital für Aussätzige. Er selber aber pflegte und wusch diese Kranken, die Jedermann floh. Denn lieber hätte er Andere für sich essen lassen, als daß er's Andern statt seiner überließ, den Armen zu helfen und die Kranken zu warten.

Jedes Gut gab Otmar gerne her; nur das Grund- und Stammgut des Klosters nicht. Warin und Rudhart, zwei Grafen im Thurgau und in der Baar, griffen nach allerlei Ländereien von

Otmars Kloster die ihnen besonders bequem lagen. Da zog der Abt, der Alles wegschenkte, aber sich nichts nehmen ließ, noch einmal zum König Pippin und verklagte die Grafen. Der König forderte die Grafen vor und drohte ihnen mit seiner Ungnade, wenn sie den geraubten Besitz nicht zurückgäben.

Den beiden Grafen aber, damals gewaltig in ganz Allemannien, waren die fetten Güter mehr werth als des Königs Gnade, und vom Bodensee war es weit bis zu Pippins Hof. Sie behielten darum, was sie hatten und nahmen noch den Abt dazu.

Von ihren Dienstleuten gefangen und gebunden, ließen sie ihn vor die versammelten Edeln und Freien des Volkes führen und hielten Gericht über ihn. Lantpert, ein Klosterbruder von St. Gallen, trat als Kläger auf und berichtete, erkauft von den Grafen, daß Otmars Beten, Fasten und Almosengeben nur eines Heuchlers Mantel sey, unter welchem er insgeheim das üppigste und lüderlichste Leben führe. Otmar schwieg anfangs, wie Christus vor dem Hohenpriester. Da man aber in ihn drang, sich zu vertheidigen, sprach er: „Ich habe viele Sünden begangen, nur gerade die einzige nicht, deren man mich anklagt.“

Seine Entlastungszeugen konnte er nicht in den Ring des Gerichtes stellen, nämlich die Armen, denen er unerkannt geholfen, die Kranken, die er geheilt, die Todten, welche er begraben, und als Hauptzeugen unsern Herrgott selber, der in der verschwiegenen Zelle sein Beten und sein Geistesringen gesehen. Also schwieg er, heiteren Gesichtes, nach jenem Wort, und ließ sich ruhig verdammen und im Dorfe Bodmann einsperren.

Dort würde er verhungert seyn, hätte er vordem das Fasten nicht so gründlich gelernt, denn man gab ihm mehrere Tage weder Brod noch Wasser, bis ihm Perahtgoz, einer seiner Klosterbrüder, des Nachts heimlich Speise brachte. Später aber führten die Feinde den gefangenen Abt auf die Rheininsel bei Stein, unfern des Bodensees. Dort sah und hörte er keinen fremden Menschen mehr, und vollendete den ganzen Rest seines Lebens einsam in geistiger Beschauung.

So etwa berichtet Gozbert, der Diaconus.

---

## II.

Aber die Sage umrauscht jene Insel und flüsterte dem Erzähler in's Ohr, daß Otmar doch noch einmal fremde Menschen gesehen, von denen Gozbert's altes Büchlein nichts weiß.

In stürmischer Märznacht ruderte ein Kahn vom Untersee herab. Der einzige Mann, welcher den schmalen Einbaum führte, ward nur mit Noth des Windes und der Wogen Herr; eine zweite Gestalt, in einen weiten Mantel verhüllt, saß schweigend dem Fergen gegenüber. Kein Wächter hinderte, daß sie anlegten und die Insel betraten; denn Otmar war jetzt steinalt und seines Verbannungsortes so gewohnt, daß er ihn auch unbewacht nicht mehr verließ. Gebeugt, zögernd und doch gebieterisch schritt die verhüllte Gestalt voraus, deren Wuchs fast einem Manne gehören konnte, doch verrieth der Gang das Weib. Als sie zur Klause kamen, winkte sie dem Fährmann, ihrem Knecht, daß er an die Thüre klopfe.

Voll Staunen erschien der alte Abt. Doppelt aber wuchs sein Staunen, da er beim Licht seiner Lampe, das grell in die dunkle Nacht hinausfiel, ein stolzes, schönes Frauengesicht aus dem verhüllenden Mantel hervorglänzen sah, und ein reiches Gewand, glitzernde Spangen und einen goldverzierten Gürtel. Er winkte erschreckt zurückweisend.

Die Frau aber sprach: „Bleibe du unter der Thüre, heiliger Mann, und laß mich hier im Freien stehen als eine Bittende, die nur Rath und Trost von dir begehrt."

Otmar gewährte, was er nicht wohl weigern konnte, und die Frau begann draußen, indeß ihr Gewand und Haar im Sturmwind flatterte, mit lauter, tiefer und doch weicher Stimme:

„Ich bin Hildegard, die Frau Arnulfs, des Centrichters. Ich liebe meinen Mann mit der ganzen Kraft meiner Seele und habe ihm zwei Söhne geboren. Arnulf liebte mich eben so stark und heiß. Da nahmen wir vor einem Jahre meine jüngere Schwester Tagalint in's Haus, damit mein Gemahl sie unter seine Munt stelle und ihr einen Mann suche, denn unsere Eltern waren gestorben. Von dem Tage an aber wich Arnulfs Liebe ganz leise von mir und zog sich langsam und leis zu Tagalint. Die Schwester hat ein zahmes Reh. Sonst mochte Arnulf so zahmes Wild gar nicht ansehen; jetzt aber streichelt er das Reh, beschaut es oft

viertelstundenlang und sagt, die sanfte Tagalint sehe dem zarten Thierlein gleich. Ich habe ein feuriges weißes Roß, das war vordem auch Arnulfs Freude, und besonders freute es ihn, daß Niemand das Thier bändigen konnte außer mir, und er verglich des edeln Rosses Art mit der meinigen und sprengte gern an meiner Seite durch Feld und Wald. Jetzt achtet er mein Roß keines Blickes und geht lieber zu Fuß neben der schüchternen Tagalint. Die Frauen unserer Hörigen, welche unter meiner Obhut in der Halle sitzen und spinnen und weben, lächeln sich verstohlen an, wenn Arnulf am Herdfeuer nur auf Tagalint sein Auge heftet oder ihr die schönste Jagdbeute zu Füßen legt. Der Schwester einen Mann zu suchen, kommt ihm aber gar nicht in den Sinn, und wenn ich ihn mahne, meint er, das habe noch gute Weile. So heiß wie meine Liebe, ist nun auch meine Qual; ich möchte vergehen vor Scham und Gram, und kann doch nicht kalt seyn gegen den kalten Mann, ja ich muß ihm meine Liebe immer heftiger kundgeben, je mehr er sich zur Schwester wendet, die doch nur gesenkten Auges hinnimmt, was er sagt und thut, ohne ihm je mit gleichem Wort und gleicher Miene zu begegnen.

Nun sinne ich Tag und Nacht über meine Noth, und da fand ich, daß dein Loos, ehrwürdiger Vater, im Grunde dem meinigen gleich sey. Der Spruch sagt: womit Jemand sündiget, damit wird er auch gestraft. Du aber bist vielmehr mit deiner besten Tugend gestraft worden. Denn weil du ein so fester Abt warst, erregtest du den Zorn der Gaugrafen, und weil du so demuthvoll, fromm und mildthätig, den Neid des Bruders Lantpert, der falsch wider dich zeugte; weil du deine guten Werke vor den Menschen verbargst, wurdest du verdammt und duldest die Strafe eines Schlemmers, Heuchlers und Wüstlings, da doch Niemand ehrlicher gefastet und sich kasteiet hat, als du. So fliehet mich Arnulf um meiner besten Tugend willen, und wird um so kälter, je heißer er meine Liebe sieht; ich muß die Strafe leiden, die ein liebloses, ungetreues Weib verdient — und doch liebt Keine ihren Mann so tief und treu wie ich. Tausend Sünden habe ich begangen ungestraft, und nur da, wo ich niemals sündigte, muß ich büßen, daß mir das Herz zerbrechen möchte.

Gangolf, der treue Knecht, der mich hierher geführt, und den du einst als einen verlassenen Kranken in St. Gallen gepflegt, enthüllte mir deine wahre Geschichte, und daß auch du gestraft

worden seyest, nicht mit deiner Sünde, sondern mit deiner besten Tugend und für dieselbe. Darum machten wir uns heimlich in dieser Sturmnacht auf, damit du mir das Räthsel deiner und meiner Buße lösest und mir Hülfe brächtest oder doch den Trost, welchen du für dich gefunden hast."

Otmar erwiderte: „Niemand wird mit seiner Tugend gestraft. Unbemerkt steckt in unserer besten Tugend oft unsere größte Sünde, die Selbstsucht. So bin ich, obgleich der demüthigste Mensch, doch gerade in meiner Demuth vielleicht der hoffärtigste gewesen, nicht vor Anderen, aber vor mir selbst und vor Gott, und zur Strafe für diese geheimste Hoffart ward ich ein Märtyrer der Demuth. Auch in deiner Liebe mag Selbstsucht stecken, und doch ist die Liebe nur voll und rein, wenn sie alle Selbstsucht in sich verschlungen und vernichtet hat. Prüfe dich! Der Arzt heilt die Blutwunde mit einem glühenden Eisen: versuche diese Heilart an deiner Liebesqual. Du mußt deine Liebe verbergen, dann sieht sie dein Gemahl; je mehr du sie dagegen offenbar machst, je weniger wird er sie sehen. Beginne mit dem leichtesten Versuch: verbirg deine Liebe vor der Schwester, zumal in Arnulfs Gegenwart. Und hast du dies in Monatsfrist vermocht, dann komme wieder hierher und erzähle, ob dir geholfen ist."

---

## III.

Hildegard befolgte des Abtes Rath. Wäre sie freilich nicht ein so festes Weib gewesen bei all dem wilden Feuer, das ruhelos in ihrer Brust loderte, so würde sie schon bei diesem ersten Versuch erlegen seyn. Allein sie bezwang sich.

Arnulf, von der Jagd heimgekehrt, saß des Abends am Herdfeuer, die Frau und die Schwägerin zu seiner Seite, die beiden Knaben spielten in den dunkeln Winkeln der Halle. Der müde Jäger mochte in solch traulicher Stunde gerne den Frauen lauschen, wenn sie in einer Rede, die halb Gesang, alte Verse sprachen, uralte Sagenlieder, und die Spindel schnurrte und das Feuer knisterte begleitend mit. Tagalint sang und sagte gar süß, aber auch Frau Hildegard war Meisterin in dieser Kunst. Nur fügte es sich seltsam, daß die sanfte Tagalint jetzt zumeist von

Helden und Kämpfen und wilden Abenteuern sang, indeß die stolze Hildegard in zarten Minnesagen den Schmerz ihrer Seele zu lösen suchte, und im Bilde fernher tönender Geschichten verstohlen um die Liebe ihres eigenen Gemahles warb. Denn Frauenminne, die den Mann verehrt, lag jener harten Zeit noch eigener im Sinn, als Männerminne, die den Frauen huldigend begegnet. Aber Arnulf hatte bis dahin des sanften Mädchens rauhe Sagen lieber gehört, als die rührenden Kunden der stolzen, gebeugten Frau.

So erzählte Tagalint denn heute die Sage vom „Türst und der Sträggelen," die vom Luzernersee herübergewandert war zum Bodensee. Die Sträggelenjungfrau zog zur Jagd wie ein Mann, und wenn sie mit Hörnerklang und Hundegebell des Sonntags durch den Wald fuhr, dann sprach sie wohl, sie höre jetzt auch ihre Messe. Da kam zur Weihnacht ein Jäger zu der Jungfrau, das war der böse Türst, in liebliche Gestalt verkappt, und bat das Mädchen, daß sie auch mit ihm einmal zur Jagd ziehe. Aber als sie nun zusammen den Hirsch hetzten, und beim Waidwerk spotteten über das Pfaffenwerk am Christtag, und die Glocken von der Kirche zum Tann herüber geklungen und verklungen waren, ließ der Türst den Hirsch laufen und faßte die Jungfrau, die er sich zum Weibe erjagt hatte, und wuchs auf zu seiner ungeheuern Riesengestalt, und die Sträggelenjungfrau und der Hund wuchsen mit ihr über alle Bäume hinaus, und rasten zusammen jagend weiter durch den ganzen Tag und den Abend und die Nacht bis zum nächsten Morgen: da versanken sie mit Flammen in der Erde.

Arnulf lauschte mit brennendem Auge dem Mädchen, dessen leiser Mund so schaurig zu erzählen verstand. Da hätte Hildegard gern mit ihrem vollen, tiefen Ton eine andere Mähr berichtet, welche aus noch viel älterer Zeit und viel weiterer Ferne vom Norden herübergekommen war zu den Alpen, die Mähre von der edeln Frau, die über der Leiche ihres erschlagenen Mannes so heiße Thränen weinte, daß die Seele des Gefallenen im Himmel der Sehnsucht des Weibes nicht widerstehen konnte und herabkam, sie zu trösten, als die Thränen auf die kalte Brust der Leiche fielen.

Aber eingedenk der Mahnung Otmars, schwieg diesmal Hildegard und spann nur im stillen Sinn ihre Mähre, indeß Tagalint von dem wilden „Türstengejäg" erzählte, und wie so die

Spindel schnurrte und das Feuer knisterte und die Schwester so leis' und schaurig sang, war es ihr, als sey auch Arnulf ein Gestorbener, und ihre Thränen müßten auf seine kalte Brust fallen, daß seine Seele den Weg wieder zu ihr zurück fände und sie tröstete.

Als Tagalint geendet hatte, sah Arnulf, wie Hildegard inwendig erzitterte und glaubte, das gelte der Sträggelenjungfrau und ihrem grausigen Ausgang. Hildegard ließ ihn bei diesem Glauben: mit ihrer alten Sage verbarg sie ihre Liebe.

So trieb sie's alle Tage. Schmückte sich Tagalint, so ging sie im schlichten Kleide; sie wollte nicht mehr wetteifern mit der Schwester. Schritt Arnulf mit Tagalint in's Gespräch versunken im Hofe auf und ab, so führte sie ihnen nicht, wie sie sonst wohl gethan, die beiden Knaben in den Weg, daß ihr stummer Anblick den Mann an alte Liebe erinnern solle: sie verbarg ihre Liebe.

---

## IV.

Im verhüllenden Sturme einer Aprilnacht ruderte zum zweitenmale der Kahn zu Otmar's Insel hinab.

Hildegard sprach zu dem Abte: „Ich habe das Probestück durchgerungen; ich verbarg meine Liebe vor der Schwester, zumal in Arnulf's Gegenwart. Ich habe das glühende Eisen auf die Blutwunde gedrückt; aber die Wunde brennt und blutet nur um so stärker, und die Heilung ist qualvoller als die Krankheit. Hundertmal hätte ich versinken mögen vor verhaltenem Schmerz, daß ich nicht einmal mehr sichtbar in Liebe die Schwester überbieten durfte! Du bist ein Heiliger und kennst die Liebe nicht, und deine Gottesminne muß ganz anders geartet seyn, als Frauenminne. Nicht gelöst hast du mein Räthsel, sondern noch dichter verwirrt; denn je tapferer ich kämpfte in meiner Tugend, um so schwerer ward ich in meiner Tugend gestraft!“

Da erwiderte der Mönch wie vor einem Monat: „Niemand wird in seiner Tugend gestraft. Nicht für deine Liebe mußt du büßen, sondern weil du deine Liebe noch lange nicht genug verborgen hast; denn darin sitzt die Selbstsucht deiner Liebe. Verbirg diese Liebe nicht bloß bei der Schwester, verbirg sie auch

vor deinem Mann, selbst in der einsamsten Stunde. Und hast du dies in Monatsfrist vermocht, dann komme wieder."

In dem unglücklichen Weibe kämpfte Stolz und Trotz und nagende Pein bei diesem harten Worte; aber als sie dem wunderbaren Greise in's Gesicht sah, schlug sie die rollenden Augen nieder und gelobte noch einmal treue Folge. So kehrte sie heimlich und ungetröstet wie sie gekommen nach Hause zurück.

Dort aber konnte Hildegard in derselben Nacht noch ihren festen Willen erproben. Denn da sie gerade durch den Zaun des Hofes eingetreten war und zum Frauenhause hinüberschlüpfen wollte, trat ihr Arnulf in den Weg. Er war zufällig um einen Tag früher heimgekehrt und staunte nicht wenig, daß die Frau mitternachts in Sturm und Regen vom See heraufkam. Auf seine Frage schwieg sie wie vom Tode berührt. Denn zur Nothlüge war Hildegard zu stolz, und mit der Wahrheit hätte sie ja zugleich die ganze Qual und Buße ihrer Liebe bekennen müssen und sollte doch ihre Liebe verbergen vor dem Manne.

Arnulf war fern von bösem Verdacht; aber er mahnte sie strenge, das wilde Abenteuern nicht gar zu weit zu treiben und zu bedenken, was Frauensitte und was sie sich selbst und der Würde des Hauses schuldig sey. Hildegard schwieg; nie war die Stunde so günstig gewesen, dem Mann die ganze Tiefe ihres Leids und ihrer Liebe aufzudecken, als jetzt, da sie von ihm auf der frischen That ihrer Liebesbuße betreten ward. Dennoch schwieg sie und nahm das ungerechte Mahnwort geduldig dazu.

Als sie aber nachher einsam auf dem Lager saß, empfand sie erst ganz den Schrecken jenes Augenblicks, wie der Bergsteiger, dem ein Sturz in den Abgrund drohte, erst nach der Heimkehr in dunkler Nacht die bestandene Gefahr so hell vor Augen sieht, daß ihn im Bette der Schwindel ergreift, welcher ihn auf dem Felsen rettungslos zur Tiefe gezogen hätte. Nur vierzig Silberschillinge brauchte nach dem Volksrecht der Allemanne zu zahlen und das mitgebrachte Gut zurückzugeben, so konnte er seine Frau wieder heimschicken, woher sie gekommen war. Das durfte Arnulf jederzeit nach dem starren Recht, und jetzt konnte er dazu noch gar leicht sein Gewissen beschwichtigen vor sich und der Welt, da er die Frau auf so verdächtigem Wege außer der Schranke der Sitte ertappt hatte. Und sie hatte kein entschuldigendes Wort vorbringen können. Wenn er sie aber heimschickte, so fand Hilde-

gard kaum eine Heimath mehr; denn ihr Haus war ja ausgestorben und eben darum die Schwester in ihres Mannes Haus getreten. Sie sah sich schon im Geiste heimathlos umher irren bei fremden Leuten und wollte oftmals in der langen Nacht aufspringen vom Lager und zum Manne hinüberschleichen und ihm doch noch bekennen, was sie auf dem Hofe verschwiegen hatte. Aber dann hätte sie ja auch ihre Liebe nicht verschwiegen! Eine Heldin, nicht bloß von Gestalt und Gesicht, sondern auch des Herzens, blieb sie darum doch zuletzt mit ihrer Qual allein.

Und so führte es Hildegard weiter, Tag für Tag. Sie hatte in der letzten Zeit ihr weißes Roß kaum mehr bestiegen; jetzt überwand sie sich und tummelte das Thier wieder scheinbar so muthig wie vorher. Sie war seit einem Monate in schlichtem Gewand, fast wie eine Dienerin, neben der geschmückten Tagalint gegangen; jetzt legte sie wieder Schmuck und schöne Kleider an: sie wollte die Pein ihrer Liebe nicht einmal in einem äußeren Zeichen vor Arnulf zur Schau tragen. Und doch schien es nicht, daß er die verhüllte Liebe nun deutlicher sehe als vordem die offene. Er staunte wohl über das verwandelte Wesen seines Weibes, aber er sprach kein Wort darüber, und wenigstens für Hildegards Auge wuchs seine Neigung zu Tagalint eher, als daß sie abgenommen hätte.

Elender als je zuvor trat darum Hildegard im Maimonat wiederum vor den Einsiedler auf der Insel. Immer dunkler däuchte ihr das Räthsel, grausamer und fruchtloser ihre Buße. Otmar aber sprach: „Du hast deine Liebe eben doch noch nicht genug verborgen, und wohl gar das schlimmste Stück der Selbstsucht ist zurückgeblieben. Nicht bloß vor der Schwester, nicht bloß vor dem Manne mußt du deine Liebe verbergen, sondern auch vor dir selber. Das ist die letzte und schwerste Probe. Denn wenn du auch jede That, jedes laute Wort meidest, in welchem sich deine Liebe den Andern entgegen trägt und aufdrängt, so grübelst du doch in dir ohne Unterlaß über diese Liebe, klagst und verklagst, flehest und zürnest in Gedanken. Auch ungesagt, empfindet das Arnulf, und so lange du in dir so ruhelos bist, nimmst du auch dem Mann die Ruhe fort. Im inneren Frieden aber beginnt erst die lautere, selbstlose Liebe. Ist es doch schon der blose Schein dieses Friedens, der den ungestümen Mann so mächtig zur sanften, ablehnenden Tagalint hinüberzieht. Die

heimlichste Liebe brennt am heißesten, und kein Heiliger kann einer Minne widerstehen, deren Nähe er ahnt und empfindet und die sich doch nicht einmal vor sich selbst zur Schau trägt."

---

## V.

Widerstrebend und doch willenlos vor dem Zauber des strengen milden Greises schwur sich Hildegard auch diese letzte Buße zu. Aber sie kam nicht wieder nach Monatsfrist.

Erst tief im Spätsommer, da ein schweres Gewitter die Fluthen des Seees aufwühlte und in den Rhein gegen die Insel schleuderte, arbeitete sich der Kahn im Abenddunkel mühsam durch die hochgehenden Wasser. Zwei Fährleute führten heute die Ruder; denn Gangolf, der treue Knecht, hatte erklärt, solchen Sturm könne er allein nicht bezwingen und darum den Andern als einen zuverlässigen Mann mitgebracht. Den Mantel über Kopf und Nacken geworfen wider den aufspritzenden Schaum, die sehnigen Arme frei, arbeiteten Beide aus aller Kraft, und doch schien es oft, als müsse der rasende See das Schifflein verschlingen und als führen die vermummten drei Gestalten, bald in Wogen- und Wetternacht versenkt, bald hoch auf die Wellen geschleudert und vom Blitze erhellt, die sichere Fahrt des Todes.

Dennoch gewannen sie die Insel.

Als aber Hildegard vor die Thür der Zelle trat, wiederum von dem Lichtstrahl der Lampe beleuchtet, da war sie ein ganz anderes Weib als in jener Märznacht. Ihr edles Gesicht war bleich und abgemagert, die Lippen zornig aufgeworfen, nicht wie einer Büßerin, sondern wie einer Rachegöttin; doch wenn gleich das Lebensfeuer auf Wangen und Lippen erloschen schien, so glüheten nun allein die Augen noch feuriger und wilder als je zuvor.

Zitternd sprach sie mit dem leisen klanglosen Tone der tiefsten Leidenschaft: „Längst habe ich gewußt, daß Liebe thöricht macht. Und dennoch hätte ich nicht geglaubt, daß sie mich noch einmal in so arge Thorheit verstricken könne. Denn es war wohl überthörigt, daß ich mir bei einem achtzigjährigen Mönche Raths holte in der Kunst der Liebe. Verzeih' mir, heiliger Mann, aber du

weißt ja selber nicht, was Frauenliebe ist! Ich habe Wochen und Monate gerungen, meine Liebe vor mir selbst zu verbergen. Doch je heißer ich rang, je weniger vermochte ich's. Es ging mir wie einem Fieberkranken, der gerne einschlafen will und zählt, betet, singt für sich, um sich selbst zu vergessen und in Schlaf zu senken, aber je bestimmter er sich selbst vergessen will, um so weniger vergißt er sich und findet keinen Schlaf. Dann spricht er wohl zu sich: so mache ich's, daß ich schlafe: ich lege mich auf die Seite, schließe die Augen, jetzt falle ich in Halbtraum, jetzt wird der Schlaf kommen. Aber je mehr er nachdenkt und nachmacht, wie man schläft, um so sicherer fliehet ihn der Schlaf. Ganz so erging es auch mir. Indem ich versuchte meine Liebe in mir selbst zu vergessen, grübelte ich um so tiefer in meiner Liebe und nie ist sie mir vernichtender klar geworden, als da ich Tag und Nacht sie zu verbergen sann. Ja noch mehr. Wie ein Spiel erschien mir nun, was vordem mir so schwer gedünkt, daß ich nämlich meine Liebe verborgen hatte vor der Schwester und dann auch vor Arnulf, wie ein Spiel gegen die Kunst, meine Liebe vor mir selber zu verbergen. Und doch verlor ich nun mit dem letzten Versuch wiederum alles, was ich vorher errungen: indem ich meine Liebe vergebens vor mir selber verbergen wollte, trug ich sie wider Willen nun auch wieder vor Tagalint und Arnulf zur Schau und nahm mit meiner Unruhe Beiden erst recht ihre Ruhe fort. Und obgleich sie fragten und sorgten, was mir fehle, wuchs Arnulfs Liebe doch nicht von Tagalint zu mir herüber. Ja mir scheint, zuwider bin ich ihm jetzt, ein verstimmtes, verblühtes, zerfallenes Weib, wo ich ihm früher nur gleichgültig war. Und nur ein Mittel weiß ich noch nach alledem, meine Liebe völlig zu verbergen: es ist der Tod!"

Ruhig erwiderte der Mönch: „Du hältst dich für ein starkes Weib; ich aber will dir die Geschichte eines wahrhaft starken Weibes erzählen. Sie ist bis auf ein Kleines ähnlich der deinigen. Chlotar, der Frankenkönig, war seit vielen Jahren vermählt mit Ingunde und hatte sechs Kinder von ihr. Da bat ihn Ingunde, die er sehr liebte, er möge zu ihrer jüngern Schwester Aregunde reisen und ihr einen Mann suchen. Aregunde aber gefiel dem Könige so sehr, daß er bei der Heimkehr zu Ingunden sagte: Ich habe deinen Wunsch erfüllt und deiner Schwester den besten Mann gesucht, den ich finden konnte, einen bessern aber fand ich nicht

als mich selber. So will ich sie denn statt deiner zum Weibe nehmen und dies wird dir, wie ich glaube, nicht mißfallen. „Da sagte Jene: Was meinem Herren gut gethan scheint, das thue er; nur möge ich, deine Magd, auch ferner in der Gnade des Königs leben."

Da brach Hildegards Stimme wie ein anderer Donner durch den Donner des Himmels: „Leicht konnte dieses fränkische Weib ihre Liebe vor sich selbst verbergen, denn sie besaß keine Liebe! Den Stolz der Liebe zum mindesten hatte sie nicht und viel weniger noch den Zorn der Liebe; und wenn nur die selbstlose Liebe rein seyn mag, so wird sie doch nur voll und ganz, wo sie den Stolz der Liebe in sich schließt und den Zorn der Liebe. Jener Chlotar freilich war viel zu schlecht, als daß er des Zornes der Liebe werth gewesen wäre; mein Arnulf aber ist kein solch niederträchtiger Mann, er ist groß und gut, auch wenn er jetzt in der Irre geht, darum liebe ich ihn mit dem vernichtenden Zorn der Liebe!"

Bei diesen Worten trat der zweite Fährmann aus dem Dunkel hervor und warf sich zu den Füßen des zürnenden Weibes, als wolle er sich selber ihrem Zorne zum Opfer darbringen.

Es war Arnulf.

Als aber Hildegard erkannte, wer flehend und gebrochen vor ihr lag, vergaß sie den Zorn und fand nur noch die Liebe in der Liebe und zog den Reuigen milde zu sich empor.

Erst seit Hildegard so gewaltig rang, ihre Liebe vor sich selber zu verbergen, hatte Arnulf, aus dem heitern Spiele mit Tagalint auftaumelnd, die Tiefe der Liebe und des Kummers seiner Gemahlin zu ahnen begonnen. Gangolf, der treue Knecht, half ihm weiter auf der Spur, und so zog er als dessen Rudergehülfe verkleidet mit zu Otmars Insel, um hier erst von Hildegards heldenhafter Liebesbuße wie vom Donner gerührt zu werden, daß ihm die ganze Größe ihres Herzens und seiner Sünde mit Einem Schlage aufging und der forschende Lauscher selbst in einen Büßer verwandelt ward, der zunächst sein eigen Gewissen zitternd zu durchforschen begann.

Der greise Abt aber sprach: „Es mag wohl über Menschenkraft gehen, daß die Liebe sich ganz vor sich selber verbirgt; aber auch schon das bloße Ringen darnach machte die verhüllte Gluth dem Auge Arnulfs offenbar, welches die offen lodernde nicht sah.

Wer möchte auch einer Liebe widerstehen, die so stark ist, daß ihr sogar die bloße Frage eigennützig denkt, ob sie wieder geliebt werde! Der Frauenminne vergleicht sich aber die Gottesminne, und darum war es nicht thöricht, edle Frau, daß du bei einem achtzigjährigen Mönche dir Raths holtest. Gott lieben, verborgen vor der Welt, ist leicht; schwerer ist es, Gott zu lieben ohne einen Gedanken an Gottes Lohn: aber am schwersten, diese Liebe nicht einmal vor sich selbst im stillsten Herzen zur Schau zu tragen. Ja das Letzte mag wohl dem heiligsten Menschen noch nicht ganz gelungen seyn, und so bleibt all unsere Gottesminne ein ungelöster Liebeskampf und unvollendete Liebesbuße. Wir hoffen aber im Himmel auf jene höchste Stufe selbstloser Gottesminne.

Glücklich darum die irdisch Liebenden, die wie ihr im Streben schon den Kampf gelöst und mit leiblichem Auge die Buße vollendet schauen!"

Bei diesen Worten segnete er das Paar, mitten in Sturm und Wetter, worin es sich wiedergefunden, zum erneuten, heiligeren Ehebund. Und der verhallende Donner rollte sein Amen.

---

# Die Lüge der Geschichte.

## Erstes Kapitel.

In einem Kloster des bayerischen Hochgebirges war vor hundert und mehr Jahren der seltenste und seltsamste Gast eingezogen, ein niederrheinischer Graf, altberühmten Stammes. Er suchte für etliche Monate den Balsam der Bergluft und tiefe ländliche Einsamkeit, und die gastfreien Mönche boten ihm gerne ein stilles Asyl; denn in jener Zeit gab es noch keine Gasthöfe in abgeschiedenen Thalschluchten, auch pflegten Grafen damals noch nicht in Bauernhütten Villeggiatur zu halten.

Der vornehme junge Herr war für die Fratres ein seltener Gast, weil er ein Graf, und ein seltsamer Gast, weil er doch wieder kein rechter Graf war. Zum mindesten kein gewöhnlicher Graf; denn der Abt meinte, er sey eigentlich als Professor geboren und nur zufällig als Graf auf die Welt gekommen. Der Küchenmeister erklärte es dagegen für jammerschade, daß der Graf kein Koch geworden, denn Niemand besitze eine tiefere Kenntniß der neuesten Pariser Saucen, Braten und Pasteten. Pater Placidus endlich behauptete, der Graf stehe genau mitten inne zwischen einem geborenen Professor und einem geborenen Koch; denn er sey ein geborener Schöngeist und Poet. Seinen einzigen Fehler aber theile er mit allen vornehmen Leuten, nämlich fortwährend zu fragen und niemals das Ende der Antwort abzuwarten; in diesem Stücke sey er ein geborener Graf.

Der Abt beschränkte dann wohl auch sein Urtheil ein klein wenig, und fügte jener Klausel des Pater Placidus den Nachsatz bei: „Wenn Kenntnisse, Forschenstrieb und schneidend scharfes

Urtheil den Gelehrten machen, dann gebührt dieser Titel dem Grafen. Allein er ist dazu gar so ein feiner Herr, so schön von Gesicht und Gestalt, so glänzend glatt in Form und Ton, und dies alles pflegen Professoren keineswegs zu seyn. Inwendig sitzt der Gelehrte und auswendig der Cavalier."

Fürwahr der junge Graf war ein glückliches Menschenkind in der Fülle seiner Talente! Die Freunde daheim weissagten ihm eine große Zukunft, sey es im Kabinet oder im Felde, als wirklicher Hofmann oder als Höfling Apollo's und der neun Musen. Eine große Zukunft bei den Frauen brauchte man ihm gar nicht mehr zu weissagen, denn hier hatte er im fünfundzwanzigsten Jahre schon eine große Vergangenheit. Nur ein einziger Freund — als sauertöpfischer Sittenprediger übel berufen — fügte zu all jenen prophezeiten Größen das zweifelnde Wort: „vorausgesetzt, daß sich etwas Großes denken läßt, ohne sittliche Größe. Denn diese Kleinigkeit ausgenommen, besitzt der Graf allerdings zu jeglicher Größe das Zeug."

Wie alle geistreichen Naturen liebte er die Antithese in der Rede und im Leben. Vor vierzehn Tagen noch hatte er zu Paris bei Frau Geoffrin mit den feinsten Köpfen Frankreichs in literarischer Feinschmeckerei geschwelgt, und heute ergötzte ihn der altmodische Mutterwitz weltverlassener Mönche. Allen Sinnenreiz der üppigen Hauptstadt hatte er im Sommer so durchtrieben ausgekostet, als wäre er selber ein Franzose, und im Herbst begrub er sich zwischen Felsen und Wäldern und Klostermauern, wie der empfindsamste Deutsche.

Pater Placidus galt für einen sattelfesten Philosophen; wohl bewandert in den Kirchenvätern und Scholastikern, disputirte er so mittelalterlich zunftgerecht, wie man's damals nur in der besten Jesuitenschule lernen konnte. Da er zuerst dem Grafen seine Weisheit am Schnürchen hersagte, dünkte er sich angesichts des jungen Herrn gleich einem Gerbert, als dieser zu Ravenna vor Kaiser Otto die Eintheilung der Philosophie vortrug. Es fehlte ihm nur ein Otrich, mit welchem er so ritterlich wie Gerbert vor dem Kaiser hätte turnieren können. Aber der Graf selbst schlug ihm plötzlich, gefährlicher als sechs Otriche, mit ungeahnten Querhieben in die Parade, und warf ihm Locke'sche Kritik und Hume'sche Zweifel und Bayle'schen Witz zwischen die scholastischen Sätze, daß Pater Placidus staunend sich besiegt gab, obgleich der Graf

im Grunde so wenig von der altmodischen Philosophie des Mönches verstand, wie der Mönch von der neumodischen des Grafen. Das waren für den Letzteren Gegensätze zum Entzücken; wie lustig konnte er später in den Pariser Bureaux d'esprit von diesem unerhörten Turnier erzählen!

Fast noch beißenderen Hochgeschmack aber bot ihm der Verkehr mit dem Abte, der als ein trocken fleißiger Geschichtsforscher die Chronik des Klosters schrieb und auf Tritt und Schritt den Gast am Rockknopfe faßte, um ihm von Schenkungsurkunden, Klosterbränden, Gültbriefen, Abtswahlen, Kriegshändeln und Kirchenbauten zu erzählen. Der Graf hörte ihm eine Weile höchst achtsam zu, bis sich der ehrliche Chronist etwas warm geredet hatte; dann fiel er ihm in's Wort, pries seinen scharfen Forschergeist, wußte aber in feiner ironischer Wendung das Lob, welches er der Person spendete, allmählich in eine vernichtende Kritik der Sache zu verwandeln. „Je tiefer und redlicher man forscht," so schloß er wohl, „um so reicher glaubt man die Geschichte zu machen, und macht sie doch nur um so leerer. Denn fast jeder neue Fund des Forschers zeigt, daß wir wieder einmal eine Thatsache für beglaubigt hielten, die eigentlich gar nicht beglaubigt war. Was heißt überhaupt beglaubigte Thatsache? Der Augenzeuge von gestern erzählt heute schon, was er gesehen, ganz anders, als er es gestern erzählt haben würde. Was ist historische Wahrheit? Das gewaltigste Ereigniß, welches wir vor einem Jahre selber erlebt, steht uns heute nur noch wie der Schatten eines Traumes vor der Seele; wollten wir auch im ehrlichsten Nachsinnen tagelang unser Gedächtniß zermartern, wir könnten es doch nicht mehr in nackter historischer Treue berichten, auf's Haar genau so wie es geschehen. Jeder Tag hat inzwischen unvermerkt einen unmerkbar feinen Zug in der Erinnerung ausgelöscht, einen andern eingewoben und aus tausenden solcher feinen Züge wird unmerkbar ein ganz neues Bild. Und man will aus dunkeln, durch Jahrhunderte unmerkbar und arglos verfälschten Zeugnissen die historische Wahrheit aufbauen! Die Geschichte ist der große Tempel der Lüge, und als erste und Hauptlüge steht über der Pforte geschrieben: Hier ist der Tempel der Wahrheit! Große Forscher, wie Ihr, Herr Abt, leisten der Menschheit den größten Dienst; denn je mehr sie forschen, desto leerer wird die Geschichte an Thatsachen, das heißt an unfreiwilligen Lügen. Die Geschichte muß aus der

Geschichte hinausgeforscht werden, und der weise Mann wird dann als das tiefsinnigste Mährchenbuch, als den poesievollsten Roman rein und frei genießen und bewundern, was man heute noch Geschichte nennt. Es wird eine Zeit kommen, wo man Thatsachen, auf die jetzt jeder Schulknabe schwört, nur noch als Sagen forterzählen und an die sieben Könige Roms so wenig mehr als an Kaiser Karl's Kreuzfahrt glauben wird."

Hatte der Graf in solchen und ähnlichen Worten sein Lieblingslied von der Unwahrheit der historischen Wahrheit genügend abgesungen, dann empfahl er dem Abt mit der ernsthaftesten Miene von der Welt Bolingbroke's Briefe über das Studium der Geschichte und Voltaire's historische Schriften. Sey Voltaire auch nicht der größte Historiker, so müsse man ihn doch den wahrhaftigsten nennen; denn er behandle die Geschichte rückhaltlos als das, was sie wirklich sey, nämlich als einen Roman.

Dem Abt waren dies Alles böhmische Dörfer; er lauschte dem Grafen mit demselben Vergnügen, mit welchem man von fernen, unbekannten Ländern Wunderdinge erzählen hört, und der Widerspruch gegen seine eigenen Liebhabereien verletzte ihn keineswegs. Noch viel weniger störten die Zweifel des Grafen seine alte Arbeit; er forschte nach wie vor in Urkunden und Chroniken und meinte nur, die neue Weisheit sey doch nebenbei gar lustig und unterhaltend, ohne zu ahnen, daß diese lustige Weisheit in kurzer Frist sein ganzes Kloster über den Haufen werfen werde. Und schließlich dachte er mit Bruder Placidus, der Graf sey der angenehmste Gesellschafter von der Welt, wenn er die einzige Unart ablegte, andere Leute niemals ausreden zu lassen; doch dafür sey er eben Graf.

Dieser würde inzwischen des Zeitvertreibs mit den Mönchen doch wohl bald genug satt geworden seyn, hätte ihn nicht dazu noch ein anderes anmuthigeres Spiel gefesselt. Im grauen Jägerrock stieg er fleißig in die Berge, und so geschah es, daß er eines Tags auf einsamer Hochalp, hart an der Tyroler Grenze, in eine Sennhütte trat, deren Bewohnerin von eben so seltener Art war, wie er ein Graf von seltener Art; sie war nämlich jung und schön. In den Büchern sind dies freilich alle Sennerinnen; in den Bergen aber sind sie in der Regel häßliche Mannweiber. Die Hübschen läßt man klüglich unten, und die Garstigen schickt man hinauf in die gefährliche Einsamkeit. Das Miedei auf der Niedereckalp aber

war wirklich einmal ein Juwel von einer anmuthigen Sennerin. Sie war so zierlich, flink und frisch, daß die nächstschöne Dirne der Gegend, neben das Miedei, als die zweifellos schönste, gestellt, doch immer nur sich ausnahm, wie ein Kalb neben einer Gemse. Stand sie im rothen Sonntagskleid, auf ihren Bergstock gelehnt, an der steilsten Spitze der Felswand und schaute, im Morgenschein leuchtend, über das noch dämmerige Wellenmeer von Thälern und Bergen zu ihren Füßen, dann war es, als sey sie die Königin des Lichtes und der Schönheit, welche über allen Häuptern throne, um die Welt mit ihrem Stabe zum lichten, schönen Tag zu wecken.

So sagte wenigstens der Graf, da er ihr das feinste Schmeichelwort sagen wollte; sie verstand es freilich nicht, aber sie lächelte doch behaglich, denn die Rede schien ihr zwar ein wenig verrückt, außerdem aber wunderschön gesetzt.

Die guten Mönche spotteten insgeheim über den unverdrossenen Waidmann, der Tage und Nächte in den Bergen umherstieg und so selten eine dürftige Jagdbeute heimbrachte; sie ahnten nicht, daß er einem edleren Wilde, als dem jagdgerechten, nachging.

Der Graf schwelgte im geistreichen Spiel der Gegensätze: unten die engen Zellen und die scholastischen Mönche, welche so lustig abstachen gegen die kaum erst verlassenen Pariser Salons mit der Blüthe der feinsten und freiesten Damen und Herren, und oben die königliche Wildniß der Alpengipfel und inmitten derselben die empfindsamste Liebschaft, fünftausend Fuß über der Meeresfläche! Das war dem Grafen in der That etwas Neues; selbst der ausstudierteste Pariser Vergnügling hätte ihm zugestehen müssen, daß er hier einen neuen Genuß entdeckt habe. Er liebte das Miedei so weit es ihm nur möglich war, nämlich mit den Sinnen und mit dem Verstand, er liebte sie, wie der Schöngeist sich in die keckste Antithese verliebt, welche sein Witz zu ersinnen vermochte. Das arme Miedei dagegen liebte den fremden Jäger, in welchem es keinen Grafen ahnte, blos schlechtweg mit dem Herzen. Es nahm alle die schönen Mährchen und Fabeln, welche er ihm über sich selber vordichtete, für buchstäblich wahr, indeß dieser gar nicht daran dachte, daß andere Leute lügen genannt hätten, was er dichten nannte, und betrügen, was er einen Roman spielen hieß. Miedei däuchte ihm ein Gegenstück zum Huronen Voltaire's, der „Ingenu“ in's Weibliche übersetzt, und wie jener Dichter an

dem Phantasiegebilde seines Naturkindes psychologisch experimentirt, so der Graf an der arglosen, einfältigen Seele dieses wirklichen Kindes der Natur.

Sinnliche Leidenschaft beherrschte ihn, wann er in die Berge hinaufstieg; zog er aber vom Riedereck wieder hinab zum Kloster, dann ergötzte er sich in Gedankenspielen über die Situation und legte sich alle Fäden zu dem neuen Voltaire'schen Romane zurecht, den er nach seinen jüngsten Erlebnissen im Geiste zusammenweben, aber ja nicht schreiben, sondern blos erzählen wollte. Denn Schreiben war ihm zu langweilig; auch ärgerte ihn die impertinente Bestimmtheit des Wortes, welches ein für allemal schwarz auf weiß feststeht.

Ein feiner Geist sucht aber nicht blos Gegensätze, sondern er verknüpft auch wieder das fremdartigste, als sey es nothwendig zusammengewachsen. So fand der Graf in seinen Besuchen auf dem Riedereck die ganz natürliche Fortsetzung seines Redegefechts mit den Mönchen. Er meinte, beides ergänze sich, wie Schule und Leben. Im Kloster beweise er den gelehrten Brüdern, daß alle sogenannte historische Wahrheit der großen Weltgeschichte ein eitles Trugbild sey, und in der Sennhütte einem kindlich einfältigen Mädchen, daß all unser vergangenes Leben doch eigentlich nur der Schatten eines Traumes, daß wir heute nicht mehr auf's Haar getreu wieder erzählen könnten, was uns gestern begegnet; denn mit jedem Tage würden wir Andere, und der neue Sinn des heurigen Jahres verändere uns unvermerkt auch die erlebten Thatsachen des vergangenen. Darum ergreife der kluge Mann, was ihm der Augenblick biete, genieße es bis auf den Grund ohne zu fragen, was gewesen und was kommen werde.

Das Mädchen erbebte vor diesen Gedanken, die es halb verstand; wäre der fremde Jäger, da er sie aussprach, nicht zugleich gar so gut und freundlich gewesen, sie hätte sich vor ihm gefürchtet. Und doch lauschte sie auch wieder gerne seinen schaurig klugen Reden, wie man Gespenstergeschichten mit dem süßen Behagen des Schreckens lauscht und sich freut, daß es Einem eiskalt über den Rücken läuft.

Als der Graf dem Miedei wieder einmal das Gedächtniß an Eltern und Freunde und ihre fromme Jugendzeit im Vaterhause wegzureden suchte, und ihr nachwies, wie doch jede Nacht schon Gras wachse über das, was wir selber am vorigen Tage gewesen,

da blickte sie bewegt nach der gegenüberliegenden Hochmulde und sprach: „Ueber dieser Alpe wächst kein Gras.“

Der Graf lächelte und meinte, vom Weidegras habe er freilich nicht geredet.

Miedei aber erwiderte: „Du denkst wohl, daß mein Wort auf deines passe wie die Faust auf's Auge. Und dennoch paßt's. Dort drüben liegt die verbrannte Alp, wie wir's heißen. An dem kleinen schwarzen See, der so hoch in den Bergen steckt wie kein anderer, stand vordem eine arme Sennhütte; jetzt wächst da kein Gras mehr, oder was im Frühjahr dürftig aufkommt, das verbrennt die Sonne rasch. Es ist aber auch kein Gras gewachsen über der Geschichte, die sich dort begab, ob es gleich schon hundert Jahre her seyn mag. Des Weberbauern Wolfgang von Rohnbach besuchte fleißig die Sennerin. Gott weiß, was sie zusammen trieben und wie sich Alles gewendet hat. Genug, der Wolfgang erschlug zuletzt die Sennerin, die doch sein Schatz gewesen, und zündete beim Gewitter die Hütte über der Leiche an, daß man glauben solle, der Blitz habe das Mädchen erschlagen und sammt der Hütte verbrannt. Daran zweifelten zwar Manche; denn sie sagten, jener Blitz hätte einen uralten Spruch Lügen gestraft: der Blitz schlägt in keine Sennhütte. Die Meisten aber glaubten es, und zuletzte glaubte es der Wolfgang selber und erzählte den Leuten, so oft sie's hören wollten, daß der Blitz seinen Schatz erschlagen. Allein er glaubte sein Mährlein doch nur bei Tag und in der Nacht; am Abend glaubte er's nicht. Er konnte nämlich das Avemaria nicht mehr läuten hören und schlich sich allemal aus dem Wirthshause sobald die Stunde kam. Denn als er das Mädchen erschlagen und die Stille hier oben noch einmal so still geworden war, da trug der Wind plötzlich das Abendläuten ganz leise vom Thal herauf. Ueber dem Wetterkreuz, sagt man, gibt's keine Sünde, weil wir hier oben so ganz allein sind und Keiner sieht, was wir thun; aber das Avemaria-Läuten war heraufgekommen, wohl tausend Fuß über das oberste Wetterkreuz, und Wolfgang meinte, die Glocke sey sein einziger Zeuge gewesen, die Glocke werde ihn verrathen. Und als die Glocke schwieg, da war das Gewitter hereingebrochen und Wolfgang hatte die Hütte angezündet, daß ihn die Glocke nicht verriethe. Aber als die Hütte eben lichterloh brannte, da ward es im Westen schon wieder hell und die Sonne ging feurig unter hinter den schwarzen Wolken

und warf ihr Feuer auf die Schneespitze des Gamskahrs, und der Schnee warf sein Feuer in den Spiegel des schwarzen Bergsee's und Wolfgang glaubte, das Feuer der Hütte brenne in den Himmel hinauf und in die Hölle hinunter, in dem Wasser, in der Luft, auf der Erde, daß alle die drei Elemente durcheinander im Feuer glühten, wie am jüngsten Tag. Wenn nun Wolfgang auch zu jeder Stunde sich einredete, daß der Blitz das Mädchen erschlagen, so glaubte er's doch nicht beim Abendläuten, und wenn er zu jeder Stunde schwur, der Blitz habe die Hütte angezündet, so glaubte er's doch nicht, wenn er das Alpenglühen in Luft und Wasser gespiegelt sah. Dann verschwand die gelogene Wahrheit und die wahre Wahrheit kam über ihn, und zuletzt zeigte er sich selbst dem Richter an, weil er das Avemariaglöcklein nicht mehr hören und kein Alpenglühen mehr sehen konnte. Ach, es gibt Dinge, die so wahr und klar in unserm Herzen stehen, daß wir sie mit der Wurzel nicht herausreißen können, wenn wir auch tausendmal heute nicht wissen, was wir gestern gethan, ja, die uns heute, wo sie geschehen, nicht ganz wahr und klar waren, aber in Jahr und Tag werden sie uns so wahr, daß wir vergehen möchten, so leibhaftig schrecken und quälen sie uns!"

Dem Grafen war es ernsthaft zu Muthe. Erst schwieg er weichgestimmt; dann fand er diesen Ernst unbequem und er däuchte sich fast kindisch, daß ihn das Mädchen so weich habe stimmen können; — sie war ja im Grunde doch nur eine hübsche Kuhhirtin.

Er nahm Abschied und versprach baldige Wiederkehr. Heute zum erstenmal sagte er nicht wann.

Miedei wartete Tag für Tag. Der Jäger blieb aus.

Auf Aegidi fuhr sie mit ihrer Heerde zu Thal und forschte unten im Dorfe versteckt nach dem Jäger aus Franken, — denn für einen solchen hatte sich der Graf auf der Sennhütte ausgegeben —: Niemand wußte von ihm. Das Kloster lag in einem andern Thalgebiet, das hieß für jene Hochgebirgsbauern in einer andern Welt.

Das Mädchen harrte monatelang in Geduld, hatte sie doch längst auf den einsamen Bergen das Warten gelernt. Mit Schrecken erlebte sie die Wahrheit ihres eigenen Wortes, daß es Dinge gibt, die so wahr in unserm Herzen stehen, daß wir sie niemals wieder mit der Wurzel herausreißen können, ja die uns immer wahrer und klarer werden, je weiter sie hinter uns liegen.

Der Jäger hatte ihr die Ehe versprochen; so wenigstens verstand sie damals seine dunkeln, schönen Worte in ihrem einfältigen Sinn und glaubte daran, wie an's Evangelium. Es fiel ihr schwer auf's Herz, daß auch sie in des Jägers Nähe gedacht, über dem Wetterkreuz gebe es keine Sünde: hatte er vielleicht denselben Gedanken gehegt, um doppelt an ihr zu sündigen?

Doch verbiß sie ihre Qual und entdeckte sich keinem Menschen.

Als der Schnee im Thale schmolz, konnte Miedei wenigstens ihre Sünde vor den Leuten nicht mehr verbergen, ob sie ihnen auch den Mitschuldigen verschwieg. Der Bauer, bei dem sie von Kind an diente, nahm sie hart vor, aber sie verrieth den Jäger nicht; sie wollte warten, bis er selber komme.

Sie dachte, auch ihm müsse jetzt ihre Liebe immer wahrer werden, je mehr die Zeit verstrich, so steigend wahr und klar, wie ihr selber Qual und Kummer.

Als die Matten grün wurden und der Himmel blau, starrte Miedei oft stundenlang in den wolkenlos blauen Himmel und konnte nicht fassen, wie der Himmel so schön seyn könne und die Erde so schön und doch so unendlich viel Jammer zwischen Himmel und Erde.

In den ersten Maitagen schrieb der Bader den Todtenschein für das schöne Miedei und bemerkte als Todesursache: „an den Folgen einer Niederkunft gestorben.“ Ein Bader braucht von Amtswegen nicht zu wissen, daß man auch am gebrochenen Herzen sterben kann. Der Bauer, bei welchem Miedei so lange und bis zum letzten Jahre tadelfrei gedient, zog das Kind der elternlos und ungefreundet Verstorbenen um Gotteswillen groß.

Der Graf war in die Heimath zurückgekehrt, wo sich ihm eine glänzende Laufbahn öffnete. An den deutschen Fürstenhöfen war er ein gefeierter Gast, man warb um seine diplomatischen Dienste. Gelehrte und Schöngeister bewunderten die Kenntnisse, den philosophischen Geist und die Voltairische Sprachgewandtheit eines so hochgeborenen Mannes. Ich brauche Kennern der damaligen Flugschriftenliteratur nur die anonymen „Briefe über den Pariser Hof“ von 1765 zu nennen, eine Schrift voll überraschender Enthüllungen, und sie werden zugestehen, daß jene Bewunderung mehr als bloße Schmeichelei war. Das Büchlein ist sehr selten; denn der Graf ließ es nur für Freunde drucken, weil es ihm zu bürgerlich schien, auf den Buchhändlermarkt zu treten. Er schrieb es

namenlos; denn der Name auf dem Titelblatt däuchte ihm doch etwas gar zu impertinent Bestimmtes. Vielmehr findet sich statt des Namens ein fragendes Motto aus der Schrift, das Wort des Pilatus: „Was ist Wahrheit?" Joh. 18, 38. Es ist dies freilich die einzige Bibelstelle im ganzen Buch.

Daß der Graf, dem Schreiben, das bestimmte Wort schwarz auf weiß, so zuwider war, doch auch einmal ein Buch geschrieben, darf uns nicht wundern; denn indem er sich selber fort und fort untreu wurde, blieb er sich selber ja gerade am treuesten.

Gewann der geschriebene Roman jener Briefe, der sich den täuschendsten Anstrich von Geschichte gab, schon reichen Beifall, so schienen doch die mündlichen Romane aus des Grafen Leben, in den erlesensten Kreisen am Kaminfeuer läßig und doch so geistreich hingeplaudert, noch viel anziehender. Zumeist aber entzückte da allezeit die Geschichte von der Miedei, dem Naturkinde im Hochgebirg, welcher der Graf die französische Philosophie in's Altbayerische übersetzt hatte. Er wußte äußerst drollig zu schildern, wie er unten den Mönchen und oben der Sennerin dieselbe Weisheit, nur in verschiedenen Zungen gepredigt, und um die Antithese noch spitziger zu stellen als sie gewesen, drehte er die Novelle so, daß der Abt in seiner Schule zuletzt verliebt geworden, das Hirtenmädchen aber eine grübelnde Denkerin. Durch diesen kühnen Zug vermied er peinliche Erinnerungen, er brauchte die Episode von der verbrannten Alp nicht einzuweben, er brauchte neugierige Fragen über den Ausgang seines eigenen Liebesabenteuers, fünftausend Fuß über der Meeresfläche, nicht zu beantworten, und wenn sich auch nicht gerade Alles genau so zugetragen, wie er's erzählte, so hätte es sich doch genau so zutragen können.

Die Mähr vom verliebten Abt und der philosophischen Sennerin wurde ihm von Jahr zu Jahr wahrer, wenigstens redete er sich's also ein. Doch mußte sie ihm noch nicht ganz wahr geworden seyn; denn er fürchtete sich lange Zeit, von dem wirklichen Miedei unversehens Kunde zu erhalten, weil ihm dies die allmählich sich festigende subjective Wahrheit einer Geschichte hätte lockern können.

---

## Zweites Kapitel.

Zwanzig Jahre waren vergangen. Der Graf stand auf dem Höhepunkte des Mannesalters, und doch begann ihm das Leben schon langweilig zu werden. Er hatte allen Genuß erschöpft und, wie er meinte, auch alle Arbeit. Weil er nämlich seine Kraft auf allen Gebieten ein bischen versucht hatte, so bot ihm kein Wirken mehr den Reiz des fremdartig Unerhörten. Irgend ein Werk durchzuführen, war nicht nach seinem Geschmack. Mit einer Dame gleichen Standes und verwandten Sinnes verheirathet, lebte er in einer äußerlich glücklichen, inwendig langweiligen kinderlosen Ehe. Wie er früher ruhelos nach Anregung gejagt, so jagte er jetzt nach Zerstreuung.

Ein weichmüthiges Zurücksehnen in die Tagen seiner jungen Jahre, ein Wiederaufsuchen altbekannter Orte und Menschen, die seinem Auge lange entrückt waren, ergötzte ihn noch am meisten. Der sentimentale Zug, auf welchem er sich dabei ertappte, war ihm neu, und der Zauber der Antithese, des Widerspieles von Sonst und Jetzt, bot auch hier wieder so manche feine Würze. Zudem ließen sich prächtige Studien machen über das biegsame Wachs der sogenannten historischen Wahrheit.

Getrieben von diesem Geiste kam der Graf als gestandener Fünfundvierziger dann auch wieder einmal in das bayerische Hochgebirg. Das Kloster ließ er links liegen; denn er wollte unerkannt bleiben. Dagegen stieg er in die Berge zur Riedereckalpe, nicht um das Miedei wiederzusehen — denn wie sollte sie nach zwanzig Jahren noch da droben sitzen — sondern blos um der Scenerie willen, in welcher er das Geschöpf seines phantasievollen Witzes so oft und glücklich hatte spielen lassen. Er wollte sich die Hütte nur von Weitem betrachten und mit flüchtigem Bleistift abzeichnen, er wollte das Heerdengeläute gerade hier einmal wieder hören, den frischen Odem der Bergluft gerade hier einmal wieder schmecken, daß die lustigen alten Abenteuer auf's neue recht leibhaftig vor seiner Seele stünden. Begegnete er ja wider Erwarten dem alten Miedei wieder am alten Ort, so durfte sie ihn doch kaum wieder erkennen. Und wenn auch! Hatte er ihr doch vor zwanzig Jahren so manches schöne Geschenk gemacht, dessen klingenden Werth das einfältige Kind damals gar nicht ahnte, und

jetzt konnte er ihr zwanzigmal mehr schenken, und vierzigjährige Kinder wissen dergleichen wohl besser zu schätzen als zwanzigjährige.

Beim Ansteigen nahm er sich besonders in Acht; es war ihm, als könne er heute noch fallen. Aber so leicht und sicher wie nur je in alten Tagen kam er über die gefährlichen Stellen hinweg. Schon war er um eine Felsecke gebogen und sah die wohlbekannte Hütte am jenseitigen Hang der Bergkuppe.

Da hörte er plötzlich über sich ein Pfeifen, dann ein Geprassel von rollenden kleinen Steinen, die ihm über den Pfad hüpften. Er blickte hinauf. Fünf Gemsen waren es; von seinem Fußtritt aus dem Knieföhrenbusch gescheucht, erklommen sie in den keckſten Sprüngen die schräge Wand. Wie das lustig aussah! Noch nie hatte der Graf diese Thiere so nahe, noch nie auf so halsbrechender Flucht geschaut. Er verfolgte sie mit leuchtendem Auge; schon hatten sie fast die Spitze erreicht, wohl fünfhundert Fuß über ihm! Da krachte unversehens ein größerer Stein hernieder, von dem Tritt der Thiere gelöst. Erst in kürzeren, dann in weiteren Bögen sprang er wie eine Bombe die Wand abwärts, und der Graf merkte erst die Gefahr, als ihm der Stein mit furchtbarer Kraft den linken Fuß geprellt hatte und sausend fort zum Abgrunde fuhr.

Der Graf taumelte vor Schmerz; er mußte sich niedersetzen. Aber vergebens versuchte er wieder aufzustehen. Der Fuß schwoll an, daß der Verletzte eilends Schuh und Strumpf zerschnitt, damit der rasende Schmerz nicht noch schneidender brenne. Der beschauliche Erinnerungsgang war also etwas unsanft unterbrochen. Doch unser Graf war der Mann nicht, welcher gleich Kopf und Muth verlor. Er wollte noch eine Weile den ersten überwältigenden Schmerz austoben lassen, um dann zur Sennhütte hinüber zu hinken und zu kriechen, so gut es eben gieng; denn schon sank die Sonne hinter den Bergen.

So saß er wie an den Felsen geschmiedet und schaute nach der Hütte. Sie däuchte ihm jetzt ganz anders denn vorher, sie blickte ihn an genau wie vor zwanzig Jahren. Hart an der Hütte weidete das Vieh; das waren ja noch dieselben Kühe wie dazumal: voran die braune und die scheckige, alle Andern überragend! Dann besann sich aber der Graf wieder und bedachte, daß jene Kühe ja längst geschlachtet und gegessen seyen und daß es mehr als Eine scheckige Kuh gibt. Es wirbelte Rauch aus der Hütte: der konnte doch noch immer von Miedei's Herdfeuer kommen. Jetzt

hörte der Graf ganz nahe das landesübliche Jauchzen: genau so glockenhell hatte Miedei's Stimme geklungen, genau denselben Tonfall hatte sie angeschlagen. Der Graf zitterte.

Da trat eine weibliche Gestalt um die Ecke, leicht und keck wie eine Gemse. Im rothen Sonntagskleid, den Bergstock in der Hand, schaute sie forschend über die dämmerigen Schluchten — bei Gott, das war Miedei selber! nur fast noch schöner, fast noch jugendfrischer wie vor zwanzig Jahren. Genau so hatte sie dagestanden und ausgesehen, als ihr der fremde Jäger die Schmeichelworte sagte, daß sie eine Königin des Lichtes und der Schönheit sey, welche über allen Häuptern throne, um die Welt mit ihrem Stabe zum lichten, schönen Tag zu wecken! Aber damals war es Morgen gewesen und jetzt ging der Tag zu Ende und auch des Grafen Tag neigte sich; nur Miedei stand noch morgendlicher heute im Abendglühen als damals im Frühschein.

Der Graf schrack tief in sich zusammen. War es das Wundfieber des verletzten Fußes, welches ihm dies Traumbild vorgaukelte? Er griff an den Puls und starrte seitwärts in den Abgrund. Es war zum erstenmale in seinem Leben, daß er's nicht wagte, einem schönen Mädchen in die Augen zu blicken.

Jetzt bemerkte ihn das Kind. „Hast du den heiligen Jacobus nicht gesehen?" rief sie ihm entgegen. Die Stimme schnitt dem Grafen durch Mark und Bein: das war Miedei's Stimme.

Den heiligen Jacobus? Die räthselhafte Frage rief ihn wieder zur Besinnung. „Welchen heiligen Jacobus?" stammelte er.

„Nun, den bayerischen heiligen Jacobus!" sprach das Mädchen fast verwundert. Der Graf fuhr an seine Stirn: war er verrückt, oder war es das Mädchen?

Die Sennerin wartete eine Weile. „Man merkt, daß du fremd bist hier zu Land," sagte sie dann. „Dort an der Tyroler Gränze steht die Kapelle mit den Holzbildern der zwei heiligen Jacobus. Der Pfarrer nennt den einen den Major und den andern den Minor, wir aber heißen den einen den bayerischen und den andern den tyroler heiligen Jacobus. Denn weil die Gränze gerade durch den Altar geht, so glaubt man, daß der Major auf der bayerischen Seite die Bayern besonders beschütze und der Minor auf der tyroler Seite die Tyroler. Nun war am letzten Sonntag eine herzhafte Rauferei zwischen den bayerischen Burschen und den Tyrolern, und wir haben die Tyroler übel

heimgeschickt. Da haben uns die Heimtücker am Montag zur Rache unsern heiligen Jacobus gestohlen und hier in die Berge versteckt, damit er uns nicht helfen könne, wenn er nicht auf seinem Altare steht. Die gottlosen Kerle haben das schon öfter gethan, aber der Heilige ist von den Bayern immer wieder gefunden worden, du mußt auch mitsuchen; denn das ganze Thal ist auf den Beinen und spürt jede Ecke aus."

Aber der Fremde erhob sich nicht, und das Mädchen bemerkte nun erst den nackten linken Fuß, roth und blau und geschwollen. In abgerissenen Worten erzählte der Graf seinen Unfall. „Laß du," so schloß er, „deinen hölzernen Jacobus; — er kann dich doch nicht schützen, wenn dich kein Stärkerer schützt; — rufe Leute herbei, daß sie mich in's Thal tragen."

„Da könnt' ich lange rufen," erwiderte die Sennerin. „Hier oben über dem Wetterkreuz muß Jeder sich selbst helfen. Ich will dich zur verbrannten Alp führen, die liegt am nächsten und gehört jetzt auch zum Niedereck; dort haben wir einen leeren Stall, in welchem du heute Nacht bleiben kannst."

„Miedei! Nicht zur verbrannten Alp," rief der Graf abwehrend.

„Fürchtest du dich vor dem Platz?" fragte sie staunend.

„Nein! nein! Aber führe mich zum Niedereck, wenn es auch viel weiter wäre."

„Wie?" sprach das kluge Kind, „du weißt, daß ich Miedei heiße und fürchtest dich vor der verbrannten Alp und bist doch ein Fremder, der nicht einmal den bayerischen heiligen Jacobus kennt? Wie reimt sich das?"

„Ich habe eine Sage gehört von dem schwarzen See bei jener Alp und wie es gekommen, daß er allein so hoch oben auf den Bergen liege, und entsinne mich ihrer nicht mehr," sagte der Graf, um das Mädchen auf eine andere Fährte zu leiten. „Kennst Du die Sage nicht?"

„Bist du katholisch oder lutherisch?" fragte das Mädchen zur Antwort.

„Katholisch; versteht sich."

„Nun, dann weißt du auch, daß einmal die Sündfluth gewesen ist, die über alle Berge ging, und davon ist der See übrig geblieben. Vor der verbrannten Alp aber brauchst du dich nicht zu fürchten; denn die Geschichte von des Weberbauern Wolfgang

und dem Mord, dem Brand und dem Blitz glauben nur noch ein paar alte Weiber, und der neue Schulmeister hat uns erklärt, daß sie ein Mährchen ist, und die Alp vom verbrannten Gras den Namen hat."

„Ach, die Geschichte ist dennoch nur allzu wahr!" seufzte der Graf; denn es war ihm im Augenblicke schier, als sey er selber der Wolfgang und habe die Sennerin umgebracht, und um keinen Preis wäre er jetzt zur verbrannten Alp gegangen; er hätte gefürchtet, das leise Abendglöckchen dort hören zu müssen und das Alpenglühen im See gespiegelt zu sehen. So furchtbar hatte die Gestalt und Stimme des Miedei, wie sie vor zwanzig Jahren gewesen, seine Phantasie aufgewühlt.

„Du bist ein wunderlicher Christ", entgegnete das Mädchen. „Den alten Spuck glaubst du; an der Schutzkraft des bayerischen heiligen Jacobus aber schienst du zu zweifeln."

„Glaube du nur an deinen Heiligen!" sprach der Graf fast feierlich. „Was du selber aus ganzem Herzen für wahr hältst, das ist und bleibt die Wahrheit für dich; was ficht dich die Wahrheit aller übrigen Welt an?"

Halb getragen von des Mädchens kräftigen Armen schleppte sich der kranke Mann zur Niedereckalpe. Hätte er je an Geister geglaubt, er würde sich vor dem schönsten Kinde als vor einem Gespenste gefürchtet haben. Und doch schauerte ihm die Haut, wie er den warmen Pulsschlag des jungen Lebens fühlte; es war ihm, als sey der Tod lebendig geworden oder als sey diesem räthselhaften Wesen die Zeit nicht Zeit, und Gott habe ihm zwanzig Jahre unverwelkter Jugend verliehen zu *seiner* Strafe.

Endlich wagte er eine Frage, die ihm schon lange auf den Lippen schwebte; aber er brachte sie kaum heraus; denn er erwartete die Antwort wie einen Richterspruch: er fragte seine Führerin nach ihrem Namen.

„Du hast ihn ja schon selber genannt! Miedei Stainer heiße ich und diene beim Hofbauern in Rohnbach, dem das Niedereck gehört und die verbrannte Alp."

Das war genau der Name seines Miedei, die beim Hofbauern diente. Kaum hörbar stammelte der Graf: „Und wie alt bist du?"

„Zwanzig Jahre seit dem ersten Mai."

„Gottlob!" rief der Graf, und die Führerin sah ihn verwundert an. Hätte sie „vierzig Jahre" gesagt, er wäre zu Boden

gesunken. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Sinn, daß er sich auf den Arm seines eigenen Kindes stütze. Aber die Frage nach der Mutter wagte er nicht; sie schnürte ihm die Kehle zu.

So kamen sie zur Hütte, und schon war es dunkel geworden. Im Kuhstall lag Heu aufgehäuft zum Nachtlager für den Buben, der die Butter und das Schmalz allwöchentlich zum Bauern hinunter trug. Dorthin bettete Miedei den Grafen und schlug ihm ein nasses Tuch um den verwundeten Fuß. Durch die offene Thür konnte er in das enge Gemach der Sennerin sehen, wo rechts der Herd mit dem großen Käskessel, links das hochgethürmte Bett stand. Miedei waltete emsig am lodernden Feuer. Wie sie da auf und nieder schwebte im Wechsellichte der unstäten Flamme, wogte es auch in der Seele des Grafen gleich der vom Luftzug bewegten Gluth, und die alte Zeit stieg vor ihm auf, als könne er sie mit Händen greifen. Die Hütte, der Herd, die Geräthe, das Beil über dem Bette, die alte Sackuhr neben dem kleinen Heiligenbildchen, alles war, wie es gewesen; es schien, als reiche die lösende Macht der Jahre nicht herauf zu dieser einsamen Höhe. Und dann mußte sich der Graf wieder besinnen, ob denn das Mädchen am Feuer auch wirklich nicht sein altes Miedei, ob er selber nicht noch der junge Graf sey?

Wie zerriß und zerflatterte ihm da gleich einem Spinngewebe der Roman, den er mit so sicherer Hand um diese Hütte gesponnen! Was er seit Jahren vergessen und aus seinem Gedächtniß hinweggedichtet, das lag wieder sonnenklar vor seinen Sinnen. Die kleinsten Züge lebten auf; furchtbar hell erkannte er die zermalmende thatsächliche Wahrheit, mit welcher Gott uns richtet in unserm Gewissen.

Nur ein derb geschnitztes Muttergottesbild, welches den Thürpfosten schmückte, war dem Grafen fremd. Miedei sah, wie er sein Auge darauf heftete. „Das hat mir der Toni von Tölz geschnitzt," sagte sie. „Und der Toni ist wohl dein Schatz?" — „Ei freilich. Aber heirathen können wir uns nicht." — „Und warum nicht?"

„Ich bin ein lediges (uneheliches) Kind," erwiderte Miedei ganz unbefangen, „und arm dazu. Der Toni ist ebenso arm. Wie sollten wir uns heirathen! Meine Mutter habe ich nie gesehen und wer mein Vater ist, das weiß kein Mensch; der Hofbauer hat mich um Gotteswillen großgezogen."

„Das weiß kein Mensch!“ murmelte der Graf für sich. Dennoch verstand Miedei die unbewußt entschlüpften Worte.

„Ja,“ sagte sie, „das weiß kein Mensch. Die Mutter hat es nie gesagt, ob man sie gleich peinigte bis auf's Blut, und als ich geboren war, starb sie. Ein Bauer aus dem Klosterdorf brachte zwar die Lüge auf, ein reicher fremder Mann sey mein Vater, und meine Mutter habe sich über ihn zu Tod gegrämt, weil er sie sitzen gelassen. Das ist aber nicht wahr, und die Klosterbauern haben die Geschichte mir nur zum Spott aufgebracht, denn sie sind uns feind und nennen mich die Prinzessin.“

„Es kann doch wahr seyn!“ rief der Graf und verbarg sein Gesicht. Ihm war, als senkten sich die Balken der Hütte auf seine Brust und drückten ihm den Athem aus.

„Du willst eben alles besser wissen, als andere Leute,“ rief Miedei, fast zornig. „Die Geschichte vom heiligen Jacobus, die doch wahr ist, bezweifelst du, die Geschichte von der verbrannten Alp aber, die doch ein Mährchen, hältst du für wahr, und das Spottgerede der Klosterbauern, das doch eine Lüge ist, wird dir am Ende zum Evangelium. Und doch bist du fremd in dieser Gegend. Woher weißt du Rechthaber denn, was bei uns zu Lande wahr ist?“

Der Graf richtete sich auf, schaute in das Feuer und es schwamm ihm vor den Augen, daß er das Mädchen nicht sah, noch die Hütte, sondern ihm war als stünden alle die hochgebildeten, geistvollen Herren und Frauen um ihn her, denen er so oft und fein das Richtige der historischen Wahrheit dargethan, und auch der Abt mit seinen Mönchen lauschte im Hintergrund.

Wie im Traume sprach der kranke Mann:

„So lauteten ihre Worte vor zwanzig Jahren: Es gibt Dinge, die so wahr und klar in unserm Herzen stehn, daß wir sie mit der Wurzel nicht herausreißen können, wenn wir auch tausendmal heute nicht wissen, was wir gestern gethan, ja die uns heute, wo sie geschehen, nicht ganz wahr und klar waren, aber in Jahr und Tag werden sie uns so wahr, daß wir vergehen möchten, so leibhaftig schrecken und quälen sie uns. Genau so lauteten ihre Worte. Ob ich dieselben gleich oft bei mir zu verdrehen gesucht, weiß ich sie doch noch Sylbe für Sylbe. Dem Gedächtniß wären sie entfallen, wenn sie nicht das Gewissen zu Protokoll genommen hätte. Es gibt eine thatsächliche Wahrheit, die können

wir nicht verrücken, wenn uns auch jeder Tag das Alte neu erfassen, neu erzählen lehrt: das ist der sittliche Kern unsers Handelns, den das Gewissen zu Protokoll nimmt, die Thaten, welche uns vor Gott entschuldigen oder verdammen. So gibt es auch eine unvertilgbare thatsächliche Wahrheit in der Weltgeschichte. Die großen sittlichen Kämpfe der Völker leben treu im Gedächtniß der Nachkommen, wenn auch tausend Einzelzüge, die den Mitlebenden wichtig däuchten, verdunkelt, verzerrt, vergessen werden. Es gibt eine historische Wahrheit, die dem Gedächtniß nicht entfällt, weil sie das Gewissen der Nationen zu Protokoll nimmt. Wer sie läugnen will, der läugnet Gottes Walten; denn unser Herrgott läßt uns viel lügen, im Großen und Kleinen, aber wie und wohin Er die Herzen der Menschen und der Völker lenkt, das läßt er sich nicht hinweglügen."

Miedei dachte, der fremde Herr rede stark im Fieber, und staunte, wie seine verrückte Rede so gescheidt sey, wenn man sie nur verstehen könne. Sie war recht froh, daß er allmählig vom wachen Traum zum wirklichen Traumreden eines fieberhaft unruhigen Schlafes überging.

Zwei Tage noch verbrachte der Graf in der Hütte. Sein Leiden ward so schlimm, daß man ihn früher nicht ins Thal hinunter tragen konnte. Doch kehrte er bald, leidlich geheilt, nach Hause zurück. Oft hing sein Auge in jenen zwei Tagen liebevoll an dem Mädchen, die sein Kind war, und Niemand wußte es, als Gott und er allein. Er forschte vorsichtig nach tausend Dingen, die ihm das Herz zerschnitten. Aber er blieb der fremde Mann und wollte es bleiben. Das kostete ihm heißen Kampf. Sollte er das Kind aus ihrem vollen, wahren und naturgemäßen Daseyn in eine glänzende Stellung führen, die doch für sie wie für ihn nur aus Lüge und Halbheit konnte aufgebaut werden? Er lohnte ihr als ein Fremder den Liebesdienst, aber er lohnte reich und gab ihr die Mittel, den Holzschnitzer zu heirathen und ein behäbiges Bauernhaus zu gründen. Die Ortsnachbarn wunderten sich, daß der fremde Herr die leichte Hülfe und kurze Pflege so fürstlich vergütet habe. Sie ahnten nicht, daß er am Kinde sühnen wolle, was er an der Mutter verbrochen. Er kam nicht mehr in die Gegend und Miedei sah ihn niemals wieder. Aber unbemerkt wachte er doch von fernher über dem friedlichen Lebensgang des jungen Paares und wußte durch dritte Hand helfend und fördernd

einzugreifen. Miedei segnete oft den fremden Mann, dem ihre Mutter nicht geflucht hatte.

Die niederrheinischen Freunde waren überrascht, den Grafen hinkend heimkehren zu sehen. Sie glaubten anfangs, es sey jenes vornehm anziehende Hinken, welches zeitweilig Mode war bei Männern, die wenigstens noch durch ein kleines Gebrechen auffallen wollten, wenn sie es durch ihre Schönheit nicht mehr konnten. Allein man merkte bald, daß es diesmal Ernst sey mit dem Hinken und daß den Grafen überhaupt der Ernst räthselhaft tief gepackt habe. Er erkannte mit einemmale sein verfehltes Leben, jetzt, da es zu spät war. In der Zeit der frischen Thatkraft hatte ihm die Wahrheit gefehlt, und nun er endlich die Macht der Wahrheit ahnte, fühlte er seine Thatkraft vorzeitig bereits gebrochen. Unheilbarer Trübsinn befiel ihn. Wenn man ihn fragte, worüber er so lange schweigend sinne, so antwortete er: über die historische Wahrheit und über die Lüge der Geschichte. In den Bergen sey ihm ein Hirtenmädchen begegnet, die den bayerischen heiligen Jacobus gesucht, da habe er an ihrem Arme statt des Heiligen die erste Spur der historischen Wahrheit gefunden.

Die Freunde schüttelten den Kopf und zogen sich zurück von dem traurigen Träumer. Sie meinten seine Orakelsprüche würden neuerdings so übergeistreich, daß sie kein Mensch mehr verstehen könne.

Hätten nicht fern in den Bergen zwei Herzen dankbar für ihn geschlagen, der Graf wäre ungefreundet gestorben und unbeklagt.

---

# Jörg Muckenhuber.

## Erstes Kapitel.

Im Jahre 1594 hatte der Stadtschreiber von Nördlingen einen seltsamen Besuch. Ein etwa zwanzigjähriger, baumstarker fremder Bursche, verwahrlost und zerlumpt, kam eines Morgens auf die Amtsstube, pflanzte sich ohne Gruß dem Schreiber gegenüber und starrte ihn schweigend an.

Auf die barsche Frage: „Was willst du?“ antwortete er eben so barsch: „Einen Strick!“

Der Stadtschreiber sagte, da sey er fehlgegangen, der Seiler wohne links um die Ecke. Der Bursche aber erwiderte, den Seiler brauche er nicht, sondern den Henker; er wolle gehenkt seyn. Dem Stadtschreiber gruselte es, denn er glaubte, der fremde Kerl sey verrückt. Er rief daher einen handfesten Knecht herbei, ehe er das wunderliche Gespräch weiter führte.

Der Fremde bekannte sich nun als einen heimatlosen Landstreicher, von seinen Genossen Jörg Muckenhuber geheißen, und da seine Sprache aus eben so vielen Lappen von allerlei Mundart zusammengeflickt war, wie sein Rock aus alten Tuchlappen, so mußte man ihm auch wohl ohne Heimatschein glauben, daß er überall und nirgends zu Hause sey.

Er erzählte dann kurz und kalt, daß er vor mehreren Wochen einen reisenden Krämer auf Nördlinger Gebiet ermordet, auch zwischen Augsburg und Kaufbeuren einen wälschen Juden umgebracht habe. Der Jude und der Krämer ließen ihm aber Nachts keine Ruhe mehr: darum wolle er gehenkt seyn, und da er den letzten Mord auf Nördlinger Grund und Boden begangen, so

könne sich der Rath dieser Reichsstadt auch nicht weigern, ihn an den Nördlinger Galgen zu hängen.

Der Stadtschreiber schimpfte gewaltig und meinte, da könne Jeder gelaufen kommen; die Stadt habe ihren Galgen für ihre eigenen Bürger gebaut und nicht für fremdes Gesindel, ließ aber doch den Muckenhuber in Gewahrsam führen und trug den Handel dem Rathe vor.

Der Rath in corpore konnte zwar anfänglich auch nicht daraus klug werden, ob der Bursche ein Narr sey oder ein verzweifelnder Bösewicht. Da man aber damals Verrückte ohnehin in dasselbe Loch zu werfen pflegte, in welchem Diebe und Mörder saßen, so lag Jörg Muckenhuber einstweilen gut und sicher im Thurm, und die Sache war jedenfalls richtig eingefädelt, mochte auch weiter an's Licht kommen, was da wollte.

Der Folterknecht, der Pfarrer und der Feldscherer, welche den Gefangenen der Reihe nach besuchten, und Jeder nach seiner Weise sondirten, erklärten einmüthig, daß der Bursche zwar äußerst roh und verwahrlost sey, allein von sehr klarem Verstande, und daß er bei seinem Geständniß beharre.

Inzwischen durchlief die Neuigkeit natürlich rasch die Stadt, und die guten Bürger stritten heftig darüber, ob man auch Einen auf sein bloßes Geständniß und dringendes Begehren hängen könne, selbst wenn sich die That, deren er sich anklage, weiter gar nicht erweisen lasse. Denn nirgends war eine Spur von dem angeblich an dem reisenden Krämer verübten Morde aufzufinden.

Auch als man den Muckenhuber unter starker Wache und großem Zulauf hinausführte, daß er den Ort bezeichne, wo er den Krämer erschlagen und die Leiche verscharrt, wußte er zwar durch die feinsten Gründe und Ausreden seine Richter zu verwirren und stutzig zu machen, allein eine thatsächliche Urkunde des Frevels entdeckte man nicht. Der Gefangene aber blieb steif und fest bei seinem Satz, daß er den fremden Krämer auf Nördlinger Boden umgebracht habe und also am Nördlinger Galgen gehenkt werden müsse.

Obgleich die deutschen Reichs-Kleinstädtler zu jener Zeit an hochgewürzte kriminalistische Dramen gewöhnt waren wie an's tägliche Brod, so wuchs doch die Spannung über diesen unerhörten Fall von Tag zu Tag; namentlich konnte man die Antwort des Augsburger und Kaufbeuerner Magistrates kaum erwarten, denen das Nördlinger Gericht die Akten zugesandt hatte mit dem freund-

nachbarlichen Ersuchen um genaue Forschung nach dem angeblich zwischen beiden Städten an einem wälschen Juden verübten Mord. Allein auch hier hatte man weder von einem wälschen Juden noch von einem Morde das Mindeste aufgespürt.

Weil nun aber im peinlichen Verfahren des sechzehnten Jahrhunderts das eigene Geständniß hoch über jedem andern Beweise stand, so konnten sich die Richter nicht beruhigen, zumal der Bursche mit immer neuen Gründen den Mangel aller äußern Anzeichen zu erklären wußte.

Man schritt also zum schärfsten Prüfstein der Wahrheit, zur Folter. Hatte man schon so oft bei Leuten, die keine Verbrecher seyn wollten, das Geständniß der Schuld herausgefoltert, warum sollte man nicht auch einmal umgekehrt bei einem Manne, der schlechterdings ein Verbrecher seyn wollte, das Geständniß der Unschuld herausfoltern können?

In der Folterkammer aber kam der Nördlinger Rath erst recht vom Regen in die Traufe. Denn bei den Daumschrauben blieb Jörg Muckenhuber bei seinem alten Lied, und als man ihm zur Steigerung weiter die spanischen Stiefel anlegte, begann er sogar noch eine Liste von Räubereien dazu zu bekennen, von denen jede einzelne für sich schon den Galgen verdient hätte. Der Untersuchungsrichter hatte zwar auch noch einen Ritt auf dem scharfkantigen Esel für den Inquisiten in Aussicht genommen, allein aus Furcht, der unbeugsame Jörg möge dann wohl gar noch etliche Brandstiftungen als Zugabe drein schenken, ließ man's bei den zwei ersten Graden der peinlichen Frage bewenden und führte den triumphirenden Burschen wieder in sein Loch zurück, indeß der Rath rathloser war als zuvor.

Denn obgleich den Klügern nun ein ziemlich helles Licht aufging, daß Jörg Muckenhuber die ganze Reichsstadt zum Besten habe, so war doch ein solcher Galgenhumor ganz beispiellos. Auch konnte Niemand einen Grund ersinnen, weßhalb der struppige Gesell mit einem Muth und einer Willenskraft ohne Gleichen seinen Hals dem Strick und seine Glieder der Folter darbot. Das war doch selbst für den boshaftesten Spaß zu viel. Dazu kam, daß nicht bloß das angebliche Verbrechen, sondern auch die ganze Person dieses Muckenhuber, wie über Nacht aus dem Boden gewachsen erschien. Denn von seiner Herkunft ließ sich eben so wenig eine Spur auffinden, wie von seinen Verbrechen. Einige

behaupteten kurzweg, es sey der Teufel selber, der sich den Spaß mache, in dieser Maske ganz Nördlingen an der Nase herumzuführen.

Allein hiermit war der schwierigste Theil der Frage doch nicht gelöst, nämlich, was man denn überhaupt nun mit dem Landstreicher anfangen solle?

Die öffentliche Meinung neigte damals so ziemlich zu dem Satze, daß es im Zweifelfalle besser sey, drei Unschuldige zu hängen, als einen Schuldigen laufen zu lassen. Und überdieß war Jörg Muckenhuber unter allen Umständen schuldig. Denn hatte er jene Mordthaten verübt, dann verdiente er den Galgen; hatte er sie aber nicht verübt, dann verdiente er erst recht den Galgen, weil er den ganzen Rath einer Reichsstadt so fabelhaft zum Narren gehalten hatte. Da man sich aber durchaus nicht einigen konnte, auf welche von diesen beiden Arten er den Galgen verdient habe, so ließ man ihn einstweilen ruhig in seinem Loche sitzen.

---

## Zweites Kapitel.

Dort sah es nicht gar freundlich aus. Die Zelle war halb über, halb unter der Erde in einem kleinen Thurm, der nach drei Seiten in einem sumpfigen Wassergraben stand; an Licht hatte das Gemach gerade keinen Ueberfluß, doch fiel durch ein schmales Fensterchen wenigstens so viel Helldunkel herein, daß man an einem sonnigen Mittage einen Tisch von einem Stuhl hätte unterscheiden können, wenn nämlich derlei Luxusgeräthe vorhanden gewesen wären. Desto besser war die Nachbarschaft. Unter der Fensterscharte sangen die Frösche im Sumpfgraben sehr mannigfaltig und vollchörig. Zur Seite aber grenzte ein anderes Gefängniß, von einem alten Weibe bewohnt, welches hartnäckig läugnete, daß sie eine Hexe sey. Ihr sogenanntes Fenster ging gleichfalls auf den Graben, und wenn beide Nachbarn zu ihren Fenstern hinaussprachen, so konnten sie sich recht gut unterhalten, doch ohne einander zu sehen, und Niemand, außer den Fröschen, belauschte ihre Zwiesprach.

Auf ganz eigne Art hatte dieser Verkehr begonnen. Jörg erhielt nämlich die erste Kunde von seiner Nachbarin, indem er sie

laut beten hörte. Es war kein weiches, demüthiges Beten, sondern heftig, fast stürmisch, als ob die Alte eher Befehle als Bitten an unsern Herrgott zu schicken habe. Jörg hatte nie beten gelernt, weder laut noch leise, und anfangs däuchte ihm die Andacht der Alten sehr wunderlich; allmählig aber imponirte es ihm, daß ein altes Weib so nachdrücklich mit Gott zu sprechen sich getraue, und er meinte, die da neben müsse wohl baumstark seyn, und zehn Männer im Zaum halten können.

Er gab übrigens seinerseits nicht das erste Wort zum Gespräch, sondern wartete, bis die Nachbarin seine Anwesenheit erlauschte und ihn anredete. Auch heroische Weiber plaudern gern. So brachte eine Rede die andere, und bald waren die beiden Leidensgenossen recht vertraut miteinander, ohne daß sie sich jemals gesehen hatten. Das Ohr mußte zugleich Auge seyn. Anfangs warf Jörg der Nachbarin manchen trotzigen und spöttischen Satz in die freundliche Ansprache: allein die Alte antwortete immer so mild und doch so überlegen, daß Jörg's Uebermuth bald gezähmt war.

Die vorher verhöhnte Zwiesprach mit der Unbekannten ward ihm zum süßen Bedürfniß. Drei Dinge begannen ihm das harte Herz zu bewegen: die Stille des Kerkers, in welcher er sich selber fand, die Stimme der Natur, tief unten herauf von den Fröschen im Graben, die ihm manchmal wie ein Lockruf zur verlorenen Waldesfreiheit des Landstreichers klang, und die Stimme nebenan aus mitfühlender Menschenbrust.

Doch blieb er fest bei seinem Satze, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden wolle.

Nach etlichen Tagen kannte Jörg schon haarklein die Schicksale seiner Nachbarin, doch schwieg er immer noch hartnäckig über sein eigenes.

Die Alte war die reiche, kinderlose Wittwe des Kronenwirths, Maria Hollin. Mit sechzig Jahren mußte sie den Jammer erleben, als Hexe angeklagt zu werden. Eine reiche Hexe ist eine Rarität. Man hatte aber in Nördlingen seit fünf Jahren fast alle häßlichen und armen Weiber weggebrannt, und da jede Hexe Mitschuldige angeben mußte und der Eifer der Hexenrichter mit der Zahl der Scheiterhaufen wuchs, so kam die Reihe zuletzt auch an die schönen, jungen und reichen Frauen. Unglückliche Frauen gab es da genug, aber so unglücklich und so heldenhaft zugleich

wie Maria Hollin war keine zweite. Sie hatte achtundfünfzigmal auf der Folterbank gelegen und doch nichts gestanden! Wohl hatte Jörg Muckenhuber aus dem Ton ihres Gebetes richtig herausgehört, daß sie zehn Männer im Zaum halten könne. Die Richter waren in Verzweiflung; denn eine achtundfünfzigmal Gefolterte freizusprechen, das ging doch nicht an, und sie ohne Geständniß zu verurtheilen, eben so wenig.

Dazu kam, daß die Kunde von der Standhaftigkeit der Hollin in's Volk gedrungen war und ihr viel verstohlene Theilnahme erweckt, auch ein leise anwachsendes Murren gegen die gefürchteten Hexenrichter erregt hatte. Bisher war Alles so glatt und nett abgelaufen. Zweiunddreißig Weiber waren angeklagt, gefoltert, überführt, verbrannt worden: keine hatte große Umstände gemacht. Höchstens daß man die Eine oder Andere einmal mit Fußgewichten so lange am Strick ausgerenkt mußte schweben lassen, bis die Richter gefrühstückt hatten. Kamen sie dann vom Frühstück zurück, so erfolgte allemal das offenste Geständniß. Und nun war durch die Halsstarrigkeit dieser Hollin der ganze schöne Rechtsgang auf einmal in's Stocken gerathen! Denn außer ihr war noch eine große Zahl verdächtiger Frauen eingesperrt. Bei dem wachsenden Mißvergnügen des Volkes wagte man aber nicht, neue Prozesse auf den Rocken zu stecken, bevor nicht der alte abgesponnen war.

Nun mußte gar noch obendrein der Scandal mit dem Muckenhuber aus blauer Luft herunterfallen!

Die Eine wollte ihre Schuld nicht bekennen, und man hätte sie doch so gern verurtheilt; den Andern hätte man so gern laufen lassen, aber selbst auf der Folter gab er seine Unschuld nicht zu! Der Stadtschreiber meinte, wenn nur der Jörg Muckenhuber auch ein Weibsbild wäre, dann könnte man durch einen kühnen Mißgriff jenen als Hollin verbrennen und diese als Muckenhuber laufen lassen, so hätte ein Jedes seinen Willen und das Gericht sein Recht.

Das Aergerlichste drohte aber dem Rath zu alle Diesem von fernher. Am südöstlichen Horizont, von Regensburg herüber, stieg nämlich ein schweres diplomatisches Unwetter auf. Maria Hollin war nicht von der Gasse aufgelesen, sondern eines Ulmer Amtmannes Tochter, und ihre angesehene Verwandtschaft in jener Reichsstadt, von der Unschuld der Beklagten überzeugt, hatte den

Ulmer Magistrat vermocht, beim Nördlinger Rathe Fürsprach einzulegen. Doch das half nicht viel. Denn der Stadtschreiber meinte, es sey gefährlich für die Reputation eines Gerichtes, Jemand achtundfünzigmal zu foltern und ihn schließlich nicht einmal etwas anbraten, geschweige verbrennen zu dürfen. Die Ulmer gaben aber keine Ruhe. Zu Regensburg war im selbigen Jahre ein wichtiger Reichstag und Kaiser Rudolf II. in Person gegenwärtig; der Gesandte von Ulm erhielt von seiner Stadt den Auftrag, bei dem Gesandten von Nördlingen zu Gunsten der Hollin zu intercediren, und da er auch hier anfangs abfuhr, so drohte er, Kaiser und Reich gegen die Nördlinger Rechtspflege in Harnisch zu setzen.

Kannte die Hollin diesen Stand der Sache auch nicht genau, so wußte sie doch, daß mächtige Freunde für sie thätig waren, und diese Ueberzeugung machte ihren Muth erst recht stahlhart. Um so genauer kannten dagegen die Richter den Stand der Sache, und weil sie nicht vorwärts gehen konnten und nicht rückwärts gehen wollten, so blieben sie stehen, ließen den Prozeß hängen und sämmtliche Arrestanten sitzen. Durch ein diagonales Entgegenwirken der verschiedensten Kräfte gab es plötzlich unfreiwillige Rechtsferien in Nördlingen.

Auf den Jörg Muckenhuber machte die Geschichte der Hollin einen gewaltigen Eindruck. Vor seinen Richtern hatte er sich bisher einen Helden gedünkt, vor dieser wahren Heldin dagegen kam er sich vor wie ein böser Bube. Aus Trotz und Stolz hatte er vor Jenen seine wirkliche Geschichte verschwiegen; vor diesem Weibe schwieg er aus Scham. Doch konnte er der festen, theilnehmenden Stimme der unsichtbaren Genossin auf die Dauer nicht widerstehen. Sie klang ihm manchmal wie eine Stimme vom Himmel, denn es war eine ächte Menschenstimme und die war ihm zur Zeit noch so neu wie der Himmel selber.

So ward er endlich zahm und begann der Alten seine wahre Geschichte zu beichten, und ob er wohl wußte, daß die Untersucher gern Gefangene anstiften, um verstockte Mitgefangene auszuhorchen, so wußte er doch auch, die Hollin werde sein Geständniß so treu bei sich behalten wie die Frösche, welche unten im Sumpf lauschten. Nur fand er schwer den rechten Anfang.

Zuerst fragte er, ob sie nicht einmal ein Paar verbissene Hunde gesehen, die ihre Zähne so fest in einander geschlagen hätten, daß sie sich immer fester packten, je mehr man sie aus-

einander prügeln wolle? Er und seine Richter seyen ein Paar solcher verbissener Hunde. Der Stadtschreiber allein habe gescheidten Rath ertheilt, indem er gleich am ersten Tag auf Daumschrauben angetragen. Dann hätte er wohl gestanden. Als er aber einmal verbissen gewesen sey mit den Richtern, da habe die Folter so wenig genützt, wie der Prügel, den man auf einen verbissenen Hund wirft. Doch nein, das sey nicht der rechte Anfang.

Nachdem sich Muckenhuber hierauf lange wieder besonnen, erzählte er der Hollin, daß er von Kind auf mit seinen Eltern das frechste Landstreicherleben geführt habe und alle die wilden Freuden eines ruhelos schweifenden Tagediebs ausgenossen, aber auch alle Mühsal, Entbehrung und Schmach. Gemordet habe er nie, auch nie geraubt oder gestohlen, sondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald satt. Er sey zerfallen mit seinen Verwandten und Freunden und mit sich selbst. Herumstreifen wollte er nicht länger und festsitzen konnte er auch nicht. Das Leben war ihm entleidet, allein sich selber umzubringen, daß man ihn aus dem Wasser gefischt oder im Wald gefunden hätte wie ein crepirtes Vieh, das war auch nicht nach seinem Geschmack.

Nun hatte er oft den Tod am Galgen als den schönsten preisen hören, und wenn seine Genossen von den „besten Männern“ und „Helden“ erzählten, so waren diese Helden immer Leute, welche auf der obersten Sprosse der Galgenleiter die höchste Stufe ihrer Laufbahn erstiegen hatten. Sich hängen lassen, hieß bei den Genossen Hochzeit halten; der Delinquent war der Bräutigam, der Galgen die Braut, der Henkersknecht der Kranzelherr und der Henker der Pfarrer, welcher mit der stärksten Copula, dem Strick, copulirte; der Tanz in der Luft der Hochzeitstanz.

Um dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, ging Jörg nach Nördlingen, als einer wegen hurtiger Justiz damals berühmten Stadt, und meldete sich.

Uebrigens, sagte Jörg, er würde selbst dann keinen Menschen, ja nicht einmal einen Juden umgebracht haben, wenn er auch vorher gewußt hätte, daß man hier so viel Umstände mache. Zuletzt schloß er dann wieder mit dem Satze, womit er begonnen: er habe sich nun verbissen mit den Rathsherren und wolle Recht behalten; hätte man ihn gleich am ersten Tage peinlich gefragt,

so würde man die Wahrheit herausgepreßt haben, ja, es hätte damals nur eines Buckels voll Schläge bedurft, aber eines recht tüchtigen Buckels voll. Jetzt möge man ihn mit glühenden Zangen zwicken und er werde seine gelogenen zwei Mordthaten aufrecht halten. Diese gehörten ihm jetzt eigen, sie seyen sein unantastbarer Besitz, den er mit seinen Schmerzen gekauft und bezahlt habe.

Die Hollin hielt dem Jörg hierauf eine fürchterliche Bußpredigt. Er glaubte nach dem Ton ihrer Stimme, sie müsse jetzt wie der Engel mit dem feurigen Schwert in ihrer dunkeln Zelle stehen. Trotzdem rührte ihn diese Predigt nicht besonders. Viel tiefer zerknirschte es ihn, wenn er in der schweigenden Nacht den Heldenmuth der Hollin und ihre Todesverachtung mit seiner eigenen Geschichte verglich, denn sein starrer Trotz dünkte ihm dann nur die Fratze jenes edeln Muthes. Darum gab er auch der Frau Nachbarin in allen Stücken recht, wenn sie ihm mit derber Hand am Gewissen rüttelte; nur den andern Leuten konnte er nicht Recht geben. Und wenn ihn die Hollin verdammte, so schreckte ihn dies fast, als ob er beim jüngsten Gericht verdammt werde; allein vor dem jüngsten Tag wollte er doch erst noch den Nördlingern den Possen spielen und an ihrem Galgen gehenkt seyn.

Inzwischen verstrichen Monate. Die beiden Nachbarn kamen sich ungesehen immer näher. Jörg hatte nie einen Menschen so lieb gehabt wie Frau Hollin, vor der er sich doch so tief schämte und die ihn so erbärmlich abkanzeln konnte, und die alte Frau entdeckte so manch vergrabene Tugend in dem Gemüth des wilden Naturburschen, daß es ihr fast Gewissensangst machte, sie höre des Guten zu viel aus dem bösen Buben heraus. Zum Trost gelang es ihr, der verstockten Hexe, ihm, dem vor Gericht sich selbst anklagenden Büßer, wenigstens ein klein Stück Christenthum beizubringen, so viel nämlich durch zwei schmale vergitterte Kerkerfenster sich hindurchzuzwängen vermag. Jörg nahm alle Glaubensartikel willig an, blieb aber auch bei seinem eigenen Glaubensartikel, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden müsse.

# Drittes Kapitel.

Jörg hatte sich mit dem Rathe verbissen und der Rath mit Jörg: aber der Rath hatte sich auch in sich selbst über den Jörg verbissen.

Es bestanden zwei Parteien, die sich dermaßen stritten, daß der Gegenstand des Streites über dem Streit als solchem ganz vergessen ward. Die Einen wollten, wie schon oben erwähnt, den Jörg hängen, weil er gemordet, die Andern, weil er nicht gemordet habe. Nur der Stadtschreiber bildete — aber ganz im Stillen und für sich allein — eine dritte, vermittelnde Partei. Er wollte den Jörg laufen lassen. „Denn," so sprach er zu sich selber, „hätte man den Inquisiten gleich am ersten Tage torquirt, so wäre wohl die Wahrheit an's Licht gekommen; jetzt ist es zu spät; warten wir aber ab, bis die beiden Parteien sich geeint haben, aus welchem Grund der Muckenhuber gehenkt werden solle, so kann er inzwischen im Thurm an Altersschwäche sterben. Den Schaden aber hat die Stadt, welche dem hergelaufenen Kerl so lange freie Kost und Obdach gibt." Da nun der Stadtschreiber mit feiner Menschenkenntniß weiter schloß, Jörg möge nach so vielen Wochen wohl mürbe und die schmale Küche des Eisenmeisters satt geworden seyn, so däuchte ihm die beste Lösung, dem Burschen so ganz von ungefähr die Thür offen zu lassen, daß er davonlaufen könne. Mit dem Gegenstande des Streites werde dann auch der Streit verschwinden, ja Jedermann werde sich wundern, wie man sich über solch einen Hallunken so lange habe den Kopf zerbrechen können, die Ehre der Justiz sey gerettet und die Rechtfertigung des nachlässigen Eisenmeisters wolle er, der Stadtschreiber, schon auf sich nehmen.

So veranlaßte er es denn, daß die Riegel an Jörgs Kerkerthür zum öftern nicht vorgeschoben wurden. Jörg merkte es wohl, blieb aber doch sitzen; er wollte auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt seyn.

Als er jedoch eines Tages seiner Nachbarin von der wachsenden Nachlässigkeit des Eisenmeisters erzählte, kam die Sache in ein anderes Geleis. Mit dem bloßen Gedanken der offenen Thür (wenn auch nicht des eigenen Gefängnisses) erwachte bei Frau Hollin die ganze mächtige Liebe zur Freiheit. „Wenn ich hinaus könnte!" rief sie, „nicht entfliehen wollte ich; ich wollte fortgehen,

um wiederzukommen, um meinen Ulmer Freunden alle die erlittene Schmach zu erzählen, wiederzukommen mit den Zeugnissen und Zeugen meiner Unschuld, — ich will gar nicht einmal die Freiheit, ich will nur meine Ehre und Reputation retten — —!" Sie brachte den Satz nicht recht zu Ende, doch hatte ihn Jörg verstanden.

Schon lange arbeitete er daran, die dünne Scheidewand zwischen den beiden Kerkern zu durchbrechen; er war bisher, blos mit einem kleinen Stückchen Eisen bewehrt, nur langsam vorgeschritten; nach jenem Ausruf der Hollin aber schaffte er Tag und Nacht mit Riesenkraft, und in der dritten Nacht konnte er's versuchen, durch das Loch, welches er im dunkelsten Winkel geöffnet, hindurchzukriechen.

Da war keine Zeit zu verlieren. Heute Nacht stand Jörgs Thür wieder offen: also gab es kurzen Abschied. Frau Hollin kroch herüber in des Nachbars Zelle. Da umfaßte Jörg, am ganzen Leibe zitternd, des alten Weibes Knie und rief — als wolle er in dieses einzige Wort die ganze Fülle seines Gehorsams und seines Dankes schütten: — „Mutter!" — und sie fuhr ihm mit der Hand über's Gesicht, im schwarzen Dunkel seine Züge befühlend, und rief: „Mein armer, unglücklicher Sohn!"

Dann trennten sich die beiden Freunde, die sich nie gesehen und doch so nahe gestanden. Die kinderlose Wittwe hatte in dieser Stunde zum erstenmal mit der vollen Empfindung einer Mutter den Kindesnamen ausgesprochen, und der Landstreicher, welcher nie seine Mutter gekannt, zum erstenmal den Mutternamen in tiefster kindlicher Ehrfurcht.

Frau Hollin verbarg sich in derselben Nacht noch bei treuen Freunden, um mit dem nächsten Tage nach Ulm zu entkommen. Jörg aber schlüpfte hinüber in das leere Hexenkämmerlein, und als am Morgen der Eisenmeister an die Thüre kam, um die karge Speise durch einen Schieber herein zu befördern, kauerte er sich, in den zurückgelassenen Mantel der Frau gehüllt, in die hinterste Ecke, und als der Mann dann weiter zu der Thüre seines eigenen Kerkers ging, schlüpfte er geschwind durch das Mauerloch hinüber und nahm nun als Jörg Muckenhuber die andere Portion in Empfang. So trieb er es fast eine Woche mit vielem Geschick und stillem Vergnügen, wenn ihm nicht der Gram über den Verlust der treuen Nachbarin die Freude erstickt hätte.

Eines Tages öffnete sich jedoch nicht bloß der Schieber, sondern die ganze Thür, und herein trat der Stadtschreiber mit dem Eisenmeister und forderte die Hollin auf, ihm zur Gerichtsstube zu folgen. Jörg spielte seine Rolle weiter, so lange es gehen wollte, drückte sich wie aus höchster Angst in den dunkeln Winkel und wies die Andringenden mit stummer Geberde zurück. Als aber der Stadtschreiber ermunternd rief: „Weib, folge uns getrost, ich führe dich nicht mehr zur Folter, sondern zur Freiheit!" da vergaß der Muckenhuber völlig seine Maske, warf den Mantel weg, sprang trotzig hervor, und erwiderte, die Fäuste in die Hüften gestemmt, dem erschrockenen Stadtschreiber: „Das werdet ihr wohl bleiben lassen, gehenkt will ich seyn und zwar auf Nördlinger Grund und Boden!"

Der Stadtschreiber zerraufte sich das Haar vor Wuth und Aerger, als er sah, daß die Hexe davon gelaufen und der Landstreicher sitzen geblieben war. Er wollte in der That die Hollin zur Freiheit führen, aber zur Freiheit unter gewichtigen Bedingungen, und nun war sie ganz bedingungslos verschwunden, Jörg dagegen, der bedingungslos hätte verschwinden sollen, saß dem Rathe nun wieder auf dem Nacken. „Kerl, du bist gar nicht umzubringen!" schrie der Stadtschreiber dem Muckenhuber in schäumendem Zorn entgegen. Dieser aber erwiderte ganz kalt: „Das eben ist ja meine Klage, daß Ihr's niemals probiren wollt!"

Mit dem Prozeß der Hollin stand es nun aber folgendergestalt. In Regensburg drängte und drohte man so gewaltig, daß die Mehrheit des Rathes stutzig wurde und gegen die drei Mitglieder, welche die ganze Hexentragödie aufgebracht und seit fünf Jahren als wahre Schreckensherrscher fortgespielt hatten, Front zu machen begann. Die immer stürmischeren Beschwerden des Volkes, welches wie aus einem Fiebertraum erwachte, ermuthigten jene Mehrheit, und die Hexenrichter sahen nur zu klar, daß ihr Regiment zu Ende gehe und daß sie an ihre eigene Sicherheit denken müßten. Sie wollten daher die Hollin freigeben unter der Bedingung, daß selbige eine Urkunde unterschreibe und beschwöre folgenden Inhalts: Sie nehme ihre Freiheit als Gnade für Recht, wolle niemals anderweit Klage erheben gegen ihre Richter, noch sich persönlich an ihnen rächen, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden verlassen, dazu gelobe sie über den ganzen Verlauf des Prozesses ewiges Stillschweigen. Von einem geängsteten alten

Weib, welches hinter sich die Folter hatte und vor sich den Scheiterhaufen sah, glaubte man leicht Schwur und Unterschrift zu so billigen Bedingungen erhalten zu können. Groß war daher der Schreck, als man hörte, die Hollin sey entflohen; denn nun konnte sie von außen her Beschwerde führen und das Volk aufhetzen, so viel sie wollte.

Der Stadtschreiber stand wie ein begossener Pudel vor seinen Amtsbrüdern, als er ihnen statt der Alten den Jörg Muckenhuber auf die Gerichtsstube brachte. Die Rathsherren machten sich gegenseitig die bittersten Vorwürfe, erst leise, dann lauter, zuletzt wuchs der Sturm, und alle schrien durcheinander, wie in der Judenschule. Da schaffte der Stadtschreiber, mit seinem tiefen Baß das ganze Stimmengewirr übertönend, plötzlich Ruhe und einigte die Zänker durch ein Wort wie mit Einem Schlag. Er rief: „An alle diesem Unheil ist nur der Muckenhuber Schuld. Hängt ihn auf, wenn er nicht augenblicks seine alten Geständnisse widerruft!" Jörg entgegnete: „Ich widerrufe nicht!" und als ihn der Stadtschreiber zum zweitenmal fragte: „Jetzt widerruf' ich erst recht nicht!" und zum drittenmal — —

Da stand, wie aus dem Boden gewachsen, die alte Hollin in der Stube, geführt von zwei der angesehensten Bürger aus Nördlingen und Ulm. Sie sah dem Muckenhuber scharf in's Auge und sagte ihm mit festem Ton: „Jörg, du wirst dein falsches Geständniß widerrufen!" Die Stimme traf den verbissenen Burschen, wie ein Donnerstreich. Er schwieg lang und schlug die Augen nieder. Alles schwieg; man hörte nur die leisen Athemzüge — dann sprach er: „Keine andere Macht der Welt hätte mich zum Widerruf bringen können, aber dieser Frau kann ich nicht in's Gesicht lügen; — ich widerrufe!"

Inzwischen wuchs von Außen das Getümmel der Menge, welche unter den wildesten Drohworten gegen den Rath die augenblickliche Freilassung der Frau Hollin begehrte. Die Herren spürten Gefahr auf dem Verzug. Nach kurzem geheimem Wortwechsel las daher der Stadtschreiber der Alten im artigsten Ton jene Urkunde vor, welche sie beschwören sollte. Frau Hollin aber erwiderte, sie fordere Recht und keine Gnade, sie habe sich auch nur gestellt, damit man ihren Prozeß in aller Form zu Ende führen könne; diese Schrift beschwöre sie nicht.

Die Herren vom Rath machten sehr lange Gesichter und wollten

sich auf's Ueberreden legen, wußten aber schon von früher, daß bei dieser Frau Ueberreden nicht viel verfange.

Da sah die Alte, daß der Eisenmeister dem Muckenhuber schwere Ketten anlege, um ihn in festern Gewahrsam zurück zu bringen, und der gebrochene Blick, mit welchem er zu ihr herüberschaute, fiel ihr schwer auf's Herz. Nach kurzem Besinnen sprach sie zu den Richtern: „Ihr Herren habt euch bei mir auf's Unterhandeln gelegt, ihr seyd also gar keine ordentlichen Richter mehr; denn Richter unterhandeln nicht. Seyd ihr aber keine Richter, so könnt ihr mir auch kein Recht mehr schaffen. Wohlan, auch ich lege mich auf's Unterhandeln: Gebt mir dort den bösen Buben frei, ich will ihn an Kindesstatt annehmen und mit mir nach Ulm führen und sehen, ob ich ihn besser erziehen kann als ihr. Mein Vermögen hat todt gelegen während der elf Monate, da ich im Thurme saß, ihr solltet mir wohl die Zinsen vergüten, die ich inzwischen verloren habe: gebt mir diesen bösen Buben mit, ich will ihn als den Zins nehmen, welchen Gott während meines Leidens meinem Besitzthum hat zuwachsen lassen. Unter dieser Bedingung beschwöre und unterzeichne ich eure Schrift."

Schon stürmten drohende Volkshaufen in die Vorhalle des Hauses. Dem Rath wäre keine Wahl geblieben, auch wenn die Hollin ganz andere Dinge begehrt hätte.

Als sie die Urkunde unterzeichnete, fand sie noch die Rechnung beigelegt über ihre Verköstigung während der elfmonatlichen Haft. Sie reichte jedoch das Blatt mit artigem Lächeln dem Stadtschreiber zurück, und da die Menge bereits an der Thür pochte, so zerpflückte derselbe die interessante Beilage möglichst geschwind und streute die Stückchen unter den Tisch.

Dem Jörg hatte man derweil die Ketten wieder abgenommen; er schaute umher wie im Traum und ließ sich Alles schweigend gefallen.

Frau Hollin nahm ihn bei der Hand und ging zur Thür, wo Beide von der hereindrängenden Menge jubelnd empfangen wurden. Der Stadtschreiber wollte auch jetzt noch zeigen, daß er doch nicht gar auf's Maul geschlagen sey, und rief halblaut den Abgehenden nach: „Nun findet dies edle Pflegkind in Ulm doch wenigstens einen Galgen, an welchem es heimatberechtigt ist."

Frau Hollin hatte ihn wohl verstanden, darum kehrte sie sich in der Thür noch einmal zurück und rief mit erhobenem Ton:

„Stadtschreiber, man sollte euch auch einmal elf Monate einsperren, damit ihr des Menschen Herz kennen lerntet. Ihr würdet dann vielleicht finden, es gibt Leute, die verachten den Tod und begehren ihn zugleich, so öd und reizlos ist ihr rohes Leben, Andere dagegen haben die wahre Herrlichkeit des Lebens so reich geschmeckt und so gewaltigen Lebensmuth dadurch gewonnen, daß sie darum den Tod verachten, den sie nicht gesucht. Jene schreckt der Tod nicht, weil sie noch gar nicht leben gelernt haben; diese aber schreckt er noch viel minder, weil sie so ganz zu leben verstehen. Ich will diesen meinen Sohn nun leben lehren, damit er den Tod, welchen er in der ersten, wilden Weise so wohl zu verachten gewußt, auch in der andern, feinen Weise eines wahren Christen verachten lerne."

Die Alte hielt Wort. Jörg ward in ihrem Hause ein redlicher und tapferer Mann, der seiner neuen Vaterstadt Ulm im ersten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges große Dienste leistete, daß man dort seines Namens noch lange in Dank und Ehren gedachte. Die Nördlinger Hexenrichter aber mußten ihr Amt niederlegen, der ganze Magistrat ward gereinigt und erneuert, und auf jene fünf Jahre des Schreckens folgte ein besseres Jahrzehnt, in welchem Recht und Gerechtigkeit wieder herrschten in der altehrwürdigen Reichsstadt.

---

# Der Leibmedicus.

## Erstes Kapitel.

Fürst Casimir III. war seinem hochseligen Herrn Vater, Fürst Casimir II., auf dem Throne gefolgt. Obgleich sich nun der Name des neuen Fürsten vom alten blos durch den Zuwachs eines kleinen Striches unterschied, so war der Strich, welcher Hofleben und Politik des Vaters und Sohnes trennte, dafür um so größer. Casimir II. hatte, wie so viele kleine Reichsfürsten des achtzehnten Jahrhunderts, breit und glanzvoll Hof gehalten, viel gelebt und wenig geherrscht. Sehr gründlich dagegen beherrschten ihn sammt dem Land Maitressen und Günstlinge. Der Sohn aber, welcher die Schmach dieser Wirthschaft von Jugend auf schweigend mit anschauen, die Last des Prunkes und Ceremonielles tragen und obendrein ein allezeit vergnügtes Gesicht dazu machen mußte, schlug beim Regierungsantritt stracks zum vollendeten Widerspiel seines Vaters um. Der halbe Hofstaat ward entlassen, die Feste eingestellt, die Günstlinge verschwanden; ein ganzes Dutzend von Vertrauten hatte das Ohr des alten Casimir besessen, das Ohr des neuen Casimir besaß kein Mensch; er regierte selber, und nicht einmal sein Kammerdiener konnte sich persönlicher Einflüsse rühmen. Welch fabelhafte Neuerung für das ganze Land: ein Fürst, der selbst regierte, und ein Hof, an welchem es keine Einflüsse gab! Hätte nicht der große Komet im Frühjahr Unerhörtes vorbedeutet, die alten Hofleute würden solche Dinge nicht für möglich gehalten haben, selbst jetzt nicht, als sie längst schon wirklich waren.

Das Schloß schien verwaist. Der junge Fürst war noch unvermählt, seine Mutter längst gestorben, die Schwester auswärts

verheirathet; es war ein Hof ohne Frauen. Kein Wunder, daß es in den alten Mauern so still wurde wie im Kloster. Das einzige Vergnügen Casimirs war die Jagd, aber nicht in der damals beliebten Form prahlerischer Parforcejagd-Feste, sondern die einsame Waidmannslust im verschwiegenen Waldesdickicht.

Nun geschah es einmal, daß der junge Fürst an einem tückischen Spätherbstabend statt des vergebens erlauerten Wildes ein Fieber mit nach Hause brachte. Seit den frühen Kindertagen war er nicht krank gewesen, er konnte wohl mit Grund auf seine stahlharte Leibesnatur bauen, die der Härte seiner Willenskraft entsprach, und es war darum kein Wunder, daß er beim Regierungsantritt neben andern Hofbediensteten auch den alten Leibmedicus als überzählig entlassen hatte. Er meinte damals, die Arbeit und das Waidwerk solle ihm den Doktor und Apotheker sparen und hielt überhaupt mit seinem Lieblingsdichter Molière nicht sonderlich viel von der medicinischen Fakultät. Nun war er dennoch krank geworden, und das erschreckte ihn zehnmal mehr als andere Leute, weil er's so gar nicht gewöhnt war. Da gelang es dem Hofmarschall, einem tief gedemüthigten Ueberbleibsel des früheren Hofes, dem im Augenblick besonders stark vom Fieber geschüttelten hohen Patienten das Versprechen abzuringen, er wolle ärztliche Hülfe suchen, auch jedenfalls wieder einen Leibmedicus in aller Form anstellen. Die ungeheure Selbstüberwindung, zu welcher sich der Fürst bei diesem Entschluß aufraffte, wirkte wundersam. Unmittelbar nachdem er dem Hofmarschall das Wort gegeben, brach ein heftiger Schweiß aus, dem alsbald ein tiefer Schlaf folgte, und als Fürst Casimir am andern Morgen erwachte, fühlte er sich fieberfrei.

Nun erschrack er freilich über das gestern dem Hofmarschall gegebene Wort und hielt seine Genesung fast für zu theuer erkauft. Doch nach kurzem Besinnen biß er die Lippen zusammen, sprach zu sich selbst: „Ein Mann, ein Wort!" und verfügte die Bestallung eines Leibmedicus. Trotz solches mannhaft ehrlichen Sinnes lauerte aber dennoch der Schalk im Hintergrund. Denn während der Hofmarschall seinen Freunden bereits triumphirend in's Ohr flüsterte, daß das neue System gebrochen sey und der alte Hofstaat wieder erstehe, sann der Fürst, wie er durch die Person des Leibarztes selber den leibärztlichen Posten zu eitel Trug und Schein machen wolle.

Zwei berühmte Aerzte der Residenz wurden von der öffentlichen Stimme als die einzig möglichen Candidaten der beneideten Würde bezeichnet. Der Fürst aber wählte einen Dritten, an welchen kein Mensch gedacht. Die ganze Stadt fiel aus den Wolken über diese Wahl, und wenn überhaupt Einer mehr aus den Wolken fallen kann als Andere, so fiel der Gewählte selbst am meisten aus den Wolken. Er war ein blutjunger Bursche, kaum von der Hochschule heimgekehrt, von wo er neben einer Braut auch den Doktorhut mitgebracht; außerdem war wenig von einem Doktor an ihm zu verspüren. Als frischer, artiger Lebemann stadtbekannt, wurde er in jede lustige Gesellschaft gerufen, allein Niemand berief ihn an's Krankenbett; übrigens besaß er ein ausgezeichnetes Punschrecept, welches er für die Hausfrauen der halben Stadt abschreiben mußte; andere Recepte begehrte man nicht von ihm. Von sehr bürgerlicher Herkunft, konnte er in vetterschaftlicher Gunst und Nachhülfe keinen Ersatz für seine unerworbenen Kenntnisse suchen, ja der unglückliche Mensch hatte nicht einmal einen ordentlichen unterscheidenden Namen; denn er hieß Johann Jakob Müller! Und diesen Dr. Johann Jakob Müller berief der räthselhafte Fürst zu seinem Leibarzt! Man konnte im Doppelsinne des Wortes sagen: der Fürst war dieses Leibarztes „erster" Patient.

Müller hatte jedoch eine für Aerzte besonders schätzbare Eigenschaft: er wußte, daß er nichts wußte, und da er eben so offen und ehrlich gegen Andere als bescheiden in sich selbst war, so stieg er, zur ersten Audienz berufen, die Marmortreppe des Schlosses mit dem festen Vorsatz hinan, dem Fürsten seine Unfähigkeit gerade heraus zu bekennen und ihn um allergnädigstes Verschonen mit der zugedachten Würde zu bitten. Allein zu seinem Erstaunen nahm ihm der Fürst die Gedanken aus der Seele, indem er ihn folgendergestalt anredete:

„Mein lieber Doktor Müller! Er muß sich nicht einbilden, daß ich Ihn wegen Seiner ärztlichen Kunst zu meinem Leibmedicus ernannt habe. Ich weiß, daß Er auf Universitäten nichts gelernt hat. Allein die Doktores sind allesammt Charlatans, und wer, gleich Ihm, keine Praxis kriegt, der kurirt wenigstens Niemanden zu todt, und ist also fast in seiner Art der Beste. Weil Er Mutterwitz und Bescheidenheit hat, darum soll Er mein Leibarzt seyn, nicht wegen Seiner Wissenschaft, um welche ich mich

den Teufel kümmere. Ich lasse die Natur walten, als den größten Arzt, und Er soll mir nicht drein reden. Es ist altherkömmlich an unserm Hofe, daß der Leibmedicus jeden Morgen präcis 8 Uhr im Kabinette des Fürsten erscheint, und da ich nach altem Brauch nun wieder einen Leibmedicus habe, so will ich ihn auch jeden Morgen zur rechten Stunde vor mir sehen. Im Uebrigen kümmere Er sich nicht um meine Gesundheit und schweige Er bis ich Ihn frage. Sey Er klug, stille und bescheiden, mein lieber Doktor, und Er kann Sein Glück machen."

Durch diese Anrede war Müller aus dem Concept gebracht; er konnte nun nicht mehr ablehnen, denn just aus demselben Grund, aus welchem er sich für unwürdig seines neuen Postens hielt, erklärte ihn ja der Fürst als dessen ganz besonders würdig. Auch erwachte bei den gnädigen groben Worten des Herrn sein natürlicher Leichtsinn wieder; er dachte im Stillen, für einen Fünfundzwanziger, der weiter nichts besitze als eine Braut, sey solch ein Anfang nicht übel, und was der Fürst da von ihm fordere, das könne er so gut leisten wie jeder Andere. Statt abzulehnen, dankte er also unterthänigst für die fürstliche Gnade und ward von dem wortkargen Herrn in aller Huld aus der Audienz entlassen.

Als die beiden jungen Männer einander gegenüberstanden, war Jeder scheinbar recht zufrieden mit sich und seiner Rolle. Allein Beide waren redliche Gemüther. Darum packte den Fürsten so gut wie den Doktor Scham und Aerger über das Spiel, so wie sie sich getrennt hatten. Der Fürst empfand es nur zu klar, daß er sein Wort doch nur dem Buchstaben nach gehalten, dem Sinne nach aber gebrochen hatte, und dies däuchte ihm gar nicht fürstlich. Indem er äußerlich sich treu geblieben, war er inwendig von sich abgefallen. Ja noch mehr: um der Rückkehr zum alten Hofwesen zu trotzen, hatte er bei dessen faulstem Auswuchse wieder angefangen, — er hatte die erste Sinecure geschaffen. Allein sein Eigensinn war genau so stark wie seine Ehrlichkeit: also hielt auch die Schadenfreude über den getäuschten Hofmarschall genau dem Aerger die Wage, welchen er über sich selbst empfand. Der Doktor seinerseits stieg auch gar beschämt die Marmortreppe hinab, die er so gehobenen Muthes hinangestiegen war. Zum erstenmal im Leben empfand er die ganze Schmach der arbeitslos vertändelten Lehrjahre. Wäre er wirklich ein rechter

ausstudirter Doktor gewesen, er hätte seinem edleren Sinne gemäß den also dargebotenen Leibmedicus rund zurückgewiesen und lieber als Landarzt im ärmsten Dorfe elend gelebt denn nun als ausgemachte berufslose Hofschranze in der Residenz. Er schämte sich sogar um der in seiner Person entwürdigten Wissenschaft willen, obgleich dies doch eigentlich gar nicht seine Wissenschaft war; denn er war ja gerade darum nicht in der Lage, die dieser Wissenschaft geziemende Würde zu behaupten, weil er nichts wußte von dieser Wissenschaft. Allein mit solch bitterer Selbsterkenntniß kam ihm auch zum erstemale das klare Bewußtseyn der hoffnungslosen Zukunft, die vor ihm lag, wenn ihm der Fürst nicht den Leibmedicus an den Kopf geworfen hätte. Heute erst erkannte er den Abgrund, an welchem er bisher leichtsinnig einher geschwebt und hielt sich darum verpflichtet, dem plötzlich erschlossenen Pfade der Umkehr nicht auszuweichen. Andern öffnet das Unglück die Augen, ihm das unverdiente Glück. Aehnlich wie beim Fürsten hielten zwei ganz widersprechende Motive seinen Willen in der Schwebe: auch er mußte inwendig von sich abfallen, um zunächst wenigstens äußerlich zu sich selber kommen zu können. Weil er nichts gelernt hatte, schämte er sich seines neuen Amtes und doch mußte er auch wieder bei diesem Amte ausharren, weil er nichts gelernt hatte. Fürst und Doktor aber kamen zu dem gleichen Entschluß, die vollendete Thatsache hinzunehmen und ruhig abzuwarten, was sich etwa daraus entwickele, und ein Jeder schwur sich im Stillen heiligstes Schweigen über die wahre Lage der Dinge und den inneren und äußeren Vorgang der ersten Audienz.

Der Doktor begann nun seine täglichen Besuche im Schloß. Vom höfischen Leben und höfischer Klugheit wußte er gar nichts. Nur eine orientalische Hofregel war ihm beigefallen, die er früher einmal in einem alten Buche gelesen, und diese murmelte er an jedem Morgen vor sich hin, wenn er die Marmortreppe hinanstieg. Die Regel lautete:

„Kommst du in des Königs Haus,
Geh blind hinein und stumm heraus."

Und dieser Spruch ward ihm zum schützenden Zauber.

Die ärztliche Consultation verlief Tag für Tag folgendergestalt. Leibmedicus Müller erschien Schlag 8 Uhr im Arbeitszimmer des Fürsten, der oft schon seit Tagesanbruch hinter Akten und Büchern

saß. Das übrige Dienstpersonal mußte sich beim Eintritt des Arztes entfernen, wie es wohl alter Brauch am Hofe war. Allein der jetzige Fürst hielt doppelt streng auf diesen Brauch; denn er hatte bekanntlich guten Grund, seine Umgebung im Dunkeln zu lassen über den wunderlichen Dienst des neuen Leibmedicus. Und da er vollends wahrnahm, daß er hiedurch die neugierige Seele des Hofmarschalls auf die Folter spannte, that er doppelt geheimnißvoll mit den ärztlichen Consultationen. Trat der Doktor in das stille Zimmer, so fragte ihn der hohe Herr zuerst nach dem Wetter und dann nach seinem Befinden. Die Antwort auf die erste Frage wechselte mit Regen und Sonnenschein, die zweite Antwort blieb immer die gleiche. Denn der junge Doktor war eben so kerngesund wie der junge Fürst. Niemals aber wagte es der Leibmedicus nun auch seinerseits den Fürsten nach dessen Befinden zu fragen. Denn er hatte sich, eingedenk des Mahnwortes der ersten Audienz, fest vorgesetzt, nur zu antworten, kurz und bündig, wenn er angeredet werde und niemals ein weiteres Wort über die Lippen zu bringen. Nachdem also der Fürst erfahren, daß sein Leibarzt gesund sey, arbeitete er ruhig weiter und ließ den Doktor noch beiläufig eine halbe Stunde im Zimmer stehen. Dieser heftete insgemein seinen Blick unverwandt auf die Gobelin-Tapete der gegenüberstehenden Wand, welche eine Saujagd mit gepanzerten Hunden darstellte, zählte die Hunde, die Jäger und Jägerinnen, und die Blätter an den großen Bäumen des Vordergrundes, wagte es aber beileibe nicht, den Blick in andere Regionen des Zimmers umherschweifen zu lassen. Nach Ablauf der halben Stunde wurde er huldvoll verabschiedet.

Die Hofleute, vom Hofmarschall bis zum letzten Lakaien, platzten schier vor Neugierde über die tägliche geheime Conferenz des Fürsten mit dem Arzte; sie lauschten an den Schlüssellöchern und hörten nichts; es war todtenstill im Kabinet; die Beiden mußten sich wohl ganz leise im hintersten Winkel besprechen, und so folgerte man denn nicht ohne Grund, daß Doktor Müller der erste und einzige Vertraute des Herrn sey, der einzige Günstling, welchen Casimir unter der ostensibeln Würde eines Leibarztes zu sich heran gezogen.

Natürlich wandten sich die Neugierigen dann auch bald verblümt bald offen an Müller selber, sie schmeichelten, stichelten, quälten, legten ihm Kreuz- und Querfragen vor, allein der sonst

so offene und redselige junge Mann war und blieb verstockt und verschlossen. So meinten die Frager. In der That aber gab er ganz offene und ehrliche Auskunft wie immer. Denn er sagte einem Jeden, der Fürst rede mit ihm fast nur vom Wetter, sein Dienst sey gleich null, er besitze nicht entfernt das Ohr des Herrn, er habe nicht den mindesten Einfluß und es sey die unverdienteste Ehre von der Welt, wenn man ihn einen Vertrauten Seiner Durchlaucht nenne. Kein Mensch glaubte ihm das; Alle hielten sein Schweigen und Leugnen für die Kunst eines geborenen Hofmannes und man wunderte sich nur, daß man dieses eminente Talent des diplomatischen Geheimnisses nicht früher schon bei dem lustigen Doktor geahnt habe. Müller lachte im Stillen über die wunderlichen Leute, welche gerade da die feinste Kunst der Lüge spürten, wo er doch nur die ungekünstelte Wahrheit sprach. Am ergötzlichsten aber däuchte es ihm, daß er selber, der die Neugierde der ganzen Stadt entflammte, von einer ganz ähnlichen unbefriedigten Neugier geplagt war. Denn für's Leben gern hätte er doch wissen mögen, was eigentlich den Fürsten bewogen, ihn so unerhört zu gleicher Zeit öffentlich auszuzeichnen und insgeheim zu demüthigen. Allein er war klug genug, die Lösung dieses Räthsels in Geduld und Schweigen abzuwarten.

In wenigen Wochen durchtönte der Ruf von dem Einflusse des neuen Leibmedicus bereits das ganze Ländchen. Als erstes Zeugniß seines wachsenden Ruhmes kam der Brief eines entfernten Vetters aus einem entlegenen Dorf mit einem höchst ergebenen Gesuch. Der Vetter führte einen Specereikram und wollte schon längst neben Kaffee und Zucker auch Schnittwaaren verkaufen. Das wehrte ihm der Schultheiß, weil dessen Vetter im nächsten Flecken mit Schnittwaaren handelte. Nun wandte sich der Vetter des Leibmedicus an Letzteren, daß er vom Fürsten einen Machtspruch zu seinen Gunsten erwirke und dem schandbaren vetterschaftlichen Protektionswesen des Schultheißen ein Ende mache. Doktor Müller belehrte den Vetter umgehend: „Fürsten pflegen sich nicht um den Schnittwaarenverkauf zu kümmern, auch besitze ich selber keineswegs den persönlichen Einfluß, welchen man mir fälschlich zuschreibt, und bedaure also, in dieser Sache gar nichts thun zu können.“ Doch siehe — nach vierzehn Tagen wurde der ehrliche Leibmedicus durch ein warmes — Dankschreiben des Vetters überrascht, begleitet von dem köstlichsten sechspfündigen Käselaib. Der

Vetter hatte inzwischen wirklich die ersehnte Concession erhalten und glaubte, der Doktor habe sie ihm doch ganz heimlich in aller Eile herausgefochten und nur aus Politik den ablehnenden Brief geschrieben; denn schwarz auf weiß müsse ein Hofmann allerdings vorsichtig reden. Und in der That war auch der Leibmedicus die unschuldige Ursache, daß der langjährige Wunsch des Vetters sich nun so rasch erfüllte. Denn dieser hatte im ganzen Dorfe dermaßen mit der Macht seines vetterlichen Gönners geprahlt, daß der Schultheiß Angst kriegte und beigab, bevor noch das gefürchtete Machtwort des Fürsten ankam. Der Schultheiß schrieb nun aber auch an den Leibmedicus, rühmte seinen eben bewiesenen guten Willen, der Müllerschen Familie allezeit zu dienen und bat reumüthig, daß man Vergangenes vergessen und vergeben und ihm doch auch in Zukunft die hohe leibärztliche Gunst nicht versagen möge. Er sey zu jedem Gegendienste ergebenst bereit. Doktor Müller verschenkte und verzehrte seine sechs Pfund Käse in aller Stille und hob die beiden Briefe auf zum ergötzlichen Beweise der Thatsache, daß man wider Wissen, Willen und Verdienst der Mann des Einflusses seyn und bleiben müsse, wenn man eben einmal wider Willen und Verdienst Leibmedicus geworden. Wie übrigens das Gerücht aus der Stadt ihm die Macht eines Günstlings auf dem Dorfe gegeben, so drang jetzt das Gerücht von dieser Dorfgeschichte, unterwegs in's Großartigere ausgemalt, in die Stadt zurück und stärkte hier wiederum den Glauben, daß Doktor Müller der allvermögende Freund des Fürsten sey.

Hatte in den ersten vierzehn Tagen nur der Vetter Krämer um seine Gönnerschaft geworben, so kamen in der dritten Woche schon angesehene Bürger und Beamte und in der vierten gar der fürstliche Kammerdirektor, eine Art von Finanzminister des Ländchens. Er wünschte eine Steuererhöhung durchzusetzen und erbat sich des Leibmedicus Fürwort bei Seiner Durchlaucht. Doktor Müller betheuerte, wie alle Tage, daß er gar nicht im Stande sey, ein solches Fürwort einzulegen, — „die Redensart kennen wir schon!" dachte der Kammerdirektor und lächelte so freundlich ungläubig wie nur möglich. „Uebrigens," fügte Müller hinzu, „geht die allgemeine Rede, daß unser gnädiger Herr fortwährend auf Minderung der Steuern sinne und seine ganze bisherige Politik scheint dies zu bestätigen. Daher dürfte es wohl sogar Ihnen als einer der ersten Finanzautoritäten im ganzen römischen Reich

schwer fallen, seinen eisernen Willen für höhere Steuern umzustimmen, und was soll da vollends mein unberufenes Fürwort nützen!" Der Leibarzt war der Einzige, welcher dem Finanzmann das Urtheil des ganzen Landes trocken zu sagen wagte; alle seine Freunde hatten ihm mit lügnerischer Hoffnung geschmeichelt. Er fiel dann auch mit dem Antrage glänzend durch und warf nun einen stillen tiefen Haß auf den unschuldigen Doktor. „Hütet euch vor diesem übermüthigen Menschen," flüsterte er seinen Freunden in's Ohr: „jetzt habe ich wenigstens ergründet, daß er, der mit dem gnädigen Herrn stets nur vom Wetter zu reden vorgibt', er allein die geheimen Pläne des Fürsten kennt und sein unbegränztes Vertrauen besitzt, und diese sichere Kunde ist schon einmal einen Durchfall werth!"

So mußte Doktor Müller der fürstliche Günstling seyn, nicht blos, weil einige Bittsteller, die sich an ihn gewandt, Erfolg gehabt, sondern mehr noch, weil ein Anderer, der ihn begrüßt, mit langer Nase abgefahren war. Und wenn sich der Leibmedicus auf den Kopf gestellt hätte, er wäre dennoch der Günstling geblieben.

Die ganze Stadt theilte sich in zwei Parteien: in offene Anhänger und in stille Widersacher Müllers. Denn laute Widersacher wagten sich noch nicht hervor. Auf Seiten des Doktors stand die Aristokratie, die Gegner lauerten unter der Bürgerschaft. Und doch war Müller ein ganz bürgerlicher Charakter und weit entfernt von aristokratischen Grundsätzen und Neigungen. Allein der Hofmarschall, welcher sich ja mit Grund rühmte, die leibärztliche Stelle eröffnet zu haben, prahlte nun auch ohne Grund, daß sein Fürwort gerade diesen Müller in die Gnade des Fürsten gebracht. Als ächter Hofmann gab er die ohne sein Zuthun vollführte Thatsache für das reine Ergebniß seines Einflusses aus. Er wollte lieber, daß man ihm die verkehrteste Wahl vorwarf, denn daß man dieselbe als wider sein Wissen und Wollen erfolgt ansähe. So galt nun der arme Müller vollends gar für eine Creatur des Hofmarschalls! Zwar ärgerte sich dieser insgeheim nicht wenig über das ganz unnahbare, verschlossene Wesen seines angeblichen Schützlings, war aber klug genug, den Aerger nicht merken zu lassen und hoffte den Doktor doch über kurz oder lang mit seinen Netzen zu umstricken. Die Aristokratie folgte der falschen Fährte des Hofmarschalls und betrachtete den Leibmedicus überdies als ein theueres Pfand, daß die alte Günstlingswirthschaft nun doch wieder

ihren Anfang genommen habe und hoffentlich auch bald ihren breiteren Fortgang finden werde. Da adelige Söhne sich nicht zum Pulsfühlen und Recepteschreiben herabzulassen pflegen, so stand der bürgerliche Günstling hier auch über dem Neid erhaben, oder richtiger unter dem Neid.

Die alten Freunde und Genossen des Doktors wurden freilich um so mißtrauischer. Sie fanden ihn zurückgezogener, zugeknöpfter als vorher und nannten das Hochmuth. Und doch war eigentlich tiefe Demuth die Quelle dieses stillern Wesens. Denn Müller entzog sich der Gesellschaft jetzt, weil er, wunderbar genug, Medicin zu studieren begann. Ohne Unterlaß nagte der Gedanke an ihm, daß er nur darum eine so viel beneidete und doch so unwürdige Rolle spiele, weil er nichts gelernt habe. Der arme Teufel saß hinter Lehrbüchern und Collegienheften, während man glaubte, er regiere das Land, und schlich sich ganz zerknirscht in's Armenspital, um die versäumten Stunden der akademischen Klinik nachzuholen, indeß seine Zechgenossen im Wirthshause raisonnirten, daß er aus Hoffart nun wieder nicht beim frohen Gelage erschienen sey. Es war ihm, als müsse das tolle Spiel plötzlich mit Schande und Schrecken enden, wenn er nicht inzwischen wirklich ein ausgelernter Doktor werde und durch solche Buße das drohende Schicksal beschwöre.

So lagerte auf allen Seiten Dunkel, Verwirrung, Irrthum und Selbsttäuschung. Der Fürst war im Dunkel über den Aufruhr der Geister, den er in Stadt und Land erregt; denn Keiner wagte in seiner Gegenwart von dem räthselhaften Leibmedicus zu sprechen. Während er um der öffentlichen Meinung willen alles Günstlingswesen vermeiden wollte, hatte er sich gerade bei der öffentlichen Meinung einen Günstling gegeben, von dem er selber gar nichts ahnte. Der Hofmarschall tappte im Dunkeln über den Leibmedicus, der Adel über den Hofmarschall, der Leibmedicus über den eigentlichen Plan und Willen des Fürsten, und das ganze Land über den Fürsten, den Leibmedicus, den Hofmarschall und den Adel mit einander. Weil der Doktor so ehrlich war und so verschwiegen, stiftete er die tollsten Intriguen, und weil er von deutschen Hofregeln gar nichts wußte als einen türkischen Spruch, war er der vollendetste Hofmann im Lande.

Allein dieses Wirrsal sollte mit Einem Schlage zerhauen werden, und zwar durch weibliche Hand, durch die Braut des Leibmedicus.

## Zweites Kapitel.

Die Braut war eine arme junge Waise aus altadeligem Haus, Anna von Lehberg. Ihre vornehmen Verwandten wollten einen Bräutigam, der sich Johann Jakob Müller schrieb, anfangs natürlich gar nicht anerkennen. Doch seit dieser gewisse Müller Leibmedicus und Vertrauter des Fürsten geworden und der Hoffnungsstern des Residenzadels, wandte sich das Blatt. Das Verdienst kann sogar einen Müller adeln. „Hätte ich etwas gelernt," sprach dieser zu sich selbst, „so hätte ich kein Verdienst, ich wäre nicht Leibmedicus geworden oder doch gewiß nicht der Vertraute des Fürsten; hätte ich etwas gelernt, so würde man mir fort und fort meine Braut abstreiten. Es ist kein Ding so schlimm, es ist zu etwas gut." Er begann mitunter schon zu glauben, daß er wirklich der Vertraute des Fürsten sey, allein den nächsten Besuch brauchte nur das Gespräch mit dem Wetter einzuleiten, so fiel er sofort aus der Täuschung. Einen Laubfrosch, den er lange besessen, schenkte er weg, weil ihn derselbe zu sehr an das Wetter erinnerte. Auch brachte ihn der Anblick des Thieres allzu oft auf den Gedanken, daß er selber nicht eigentlich der Leibmedicus, sondern nur der Hoflaubfrosch Seiner Durchlaucht sey.

Anna, welche auf dem Land bei einem alten Oheim lebte, erfuhr so wenig von dem Geheimniß ihres Bräutigams als irgend eine andere Seele. Sie glaubte ja gern dem allgemeinen Gerücht, das ihre Lage so glücklich gewendet hatte. Allein bei aller stillen Sanftmuth ihres Wesens war sie doch äußerst scharfblickend und konnte darum nicht klug werden aus des Bräutigams Briefen. Denn während er ihr an jedem Samstag in einer zwei bis drei Bogen starken Epistel nicht blos all sein Denken und Empfinden, sondern auch jedes kleine Erlebniß der abgelaufenen Woche getreulich darlegte, schwieg er über das Haupterlebniß, den Verkehr mit dem Fürsten. Das Fräulein klopfte leise auf die Hecke, aber der Doktor hörte es nicht; er berichtete ihr anfangs dieselbe nackte Wahrheit, welche er aller Welt sagte, und als sie weiter in ihn drang, schrieb er blos das vieldeutige Orakelwort: „Hofgespräche taugen nichts für junger Mädchen Ohren." Um so dringender wollte nun natürlich das junge Mädchen näheres von diesen Hofgesprächen wissen, und sprach zuletzt zu sich selbst: hier waltet ein

Geheimniß, welches ich um jeden Preis ergründen muß. Fast noch verdächtiger erschien ihr eine andere Lücke in des Doktors neueren Briefen. Vordem, da der Zeitpunkt des ersehnten Ehebundes noch am fernen Horizonte einer unabsehbaren Zukunft verschwamm, brachte jeder Brief des hoffnungsarmen Bräutigams einen Stoßseufzer über diese verzweifelt ausgedehnte Fernsicht; jetzt dagegen, wo der fürstliche Leibmedicus täglich hätte heirathen können, ja wo selbst die ganze hochwohlgeborne Familie Lehberg mit einemmale gnädig ihm zulächelte, jetzt schrieb er keine Sylbe mehr von naher oder ferner Heirath. Der Grund dieses Schweigens war höchst ehrenwerth: der Leibmedicus in Amt und Würden erkannte sich als in der That beruflos und folglich auch zur Ehe noch ganz unberufen; der beruflose junge Doktor dagegen hatte gar nie so tief gedacht, und, wie in alle Lebensheiterkeit, sich auch in das reizende Gedankenbild einer Ehe mit dem wirklich heißgeliebten Mädchen hineingeträumt, ohne den nüchternen Ernst solchen Beginnens auch nur zu ahnen.

Diesen Grund hätte Anna freilich niemals errathen. Allein sie war feinfühlig genug, um sich über die zwiefache Lücke in des Bräutigams Briefen recht gründlich zu ängstigen, andererseits aber auch wieder zu feinfühlig, um sich durch Fragen und Vorwürfe Licht zu verschaffen. Aecht weibliche Naturen sind jedoch in der Regel entschlossenen Geistes, und je weniger man hinter ihrem stillen Walten Willenskraft und Eigensinn vermuthet, um so mehr besitzen sie. So war es auch bei dem sanften, bescheidenen Fräulein. Sie wollte durchaus klar sehen, und weil ihr die Briefe immer neues Dunkel statt neuen Lichtes brachten, so bearbeitete sie den alten Oheim, daß er mit ihr zum Residenzstädtlein reiste, um das Haus eines Freundes mitten im Winter mit einem mehrwöchigen Besuch zu überraschen, den man eigentlich erst im kommenden Sommer erwartet hatte. Sie dachte: bin ich nur erst einmal auf der Bühne, dann will ich auch hinter die Kulissen sehen.

Schreck und Freude mischten sich wundersam in dem gutmüthigen Gesichte des Leibmedicus bei der unverhofften Begegnung mit der Braut. Dies entging dem verstohlen forschenden Auge des Mädchens keineswegs; sie fand ihren Argwohn bestätigt und faßte sofort den klügsten Plan. Sie wollte Schweigen durch Schweigen brechen, aber nicht durch das Schweigen des Trotzes,

sondern durch das Schweigen der Güte. Nur ein leiser Anflug verhaltenen Grames sollte es den verstockten jungen Mann fühlen lassen, wie tief er mit seinem Geheimniß das treueste Herz betrübe.

Sie hatte richtig empfunden und gehandelt: ihre schonende Zurückhaltung und ihr stiller Dulderblick schnitt schärfer in die Seele des unglücklichen Doktors, als es die verfänglichsten Fragen und die lautesten Vorwürfe vermocht hätten.

So verlief die erste Woche. Da geschah es eines Tages, daß die beiden jungen Leute mit dem Oheim im Schloßgarten lustwandelten. Die Pracht der sonnenbestrahlten Schneelandschaft und der herzerquickende Odem der reinen Winterluft gab den Gemüthern höheren Schwung; der Leibmedicus fühlte sich mit einemmale so stark und entschlossen, daß er seiner Braut die offenste Beichte hätte ablegen und doch nicht vor Scham in die Erde sinken mögen, wäre nur der Oheim nicht zugegen gewesen, und er nahm sich mannhaft vor, bei der Heimkehr in den unbewachten Minuten der Dämmerstunde die volle und ganze Wahrheit ehrlich zu bekennen. Aus diesen Gedanken ward er plötzlich aufgestört durch das Erscheinen des Fürsten; auf schmalem Pfade ging er an ihnen vorüber, und sein Auge weilte bei der Gruppe mit langem forschendem Blick. Nachdem sie die verschlungenen Gartenpfade eine Strecke weiter gewandelt, begegnete ihnen abermals der Fürst, und fast däuchte es dem Doktor, er habe ihnen geflissentlich den Weg abgeschnitten, um sie noch schärfer als vorher zu betrachten. Ja beim Ausgang aus dem Garten sahen sie ihn zum drittenmale etwas seitab an der Schloßtreppe.

Dieses auffallende dreimalige Erscheinen des gestrengen Herren erschreckte den Doktor wie ein Gespenst und machte ihn so scheu und kleinmüthig, daß er in den unbelauschten Minuten der Dämmerstunde seines mannhaften Entschlusses ganz und gar vergaß. Allein bei Anna hatte der frische Gang ähnlich ermuthigend gewirkt und der Anblick des Fürsten war ihr keineswegs wie eines Gespenstes gewesen; auch sie hatte sich, während Beide sinnend nebeneinander im Garten gingen, eine offene Frage an den Bräutigam vorgesetzt und wagte sich tapfer heraus mit der Sprache. Die Antwort war eine Selbstanklage Müllers. „Ich weiß," sprach er, „daß Schweigen auch Lügen seyn kann, ja indem wir die nackte Wahrheit sagen, können wir lügen, wenn wir wissen, daß

Andere unsere Rede anders deuten werden als nach dem Wortsinn. So habe ich dich und die halbe Welt belogen, indem ich geschwiegen und die nackte Wahrheit geredet habe. Aber fordere nur jetzt nichts weiteres von mir als dieses bittere Bekenntniß. Gönne mir nur noch wenige Tage Frist und du sollst über meine Stellung zum Fürsten und über unser Beider Zukunft Alles erfahren, was ich selber zu sagen weiß." Er sprach dies so bestimmt und zugleich so schmerzbewegt, daß Anna nicht weiter zu forschen wagte. Sie ward aber durch seine Räthselworte noch verwirrter als vorher. Denn sie hatte bisher keineswegs geargwohnt, daß ihr Bräutigam zu wenig, sondern daß er zu viel beim Fürsten gelte, indem er sich mit verrannt habe in die sittlichen Irrgänge des Privatlebens, wie man sie auch dem reinsten Charakter auf dem Throne so gerne anzudichten pflegt. Mit diesem Vorurtheil konnte sie nun Müllers Worte in keiner Weise reimen.

Des andern Morgens, als der Leibmedicus zum Schlosse ging, ward er vom Hofmarschall aufgehalten. Der alte Hofmann bat ihn förmlich um eine Gunst. Die Schwester des Fürsten war zu Besuch gekommen, es waren endlich einmal wieder Frauen am Hof, und trotzdem fort und fort das alte Karthäuserleben! Jetzt oder nie galt es, den Zauberbann zu brechen und dem Fürsten wieder Lust zu wecken an Spiel und Fest und Prunk. Die lebensfrohe Prinzessin hatte vergebens den gestrengen Bruder zu verlocken gesucht und den altbefreundeten Hofmarschall zum Vertrauten ihres vereitelten Wunsches gemacht. Dieser brannte vor Begier, sich mit Einem Schlage der Prinzessin zu verpflichten und zugleich den ganzen Hof in das längst ersehnte alte Geleis zurück zu führen. Allein er wußte, daß man im Palast den Hebel tief unten ansetzen muß, wenn man auf die oberste Spitze wirken will. Darum bestürmte er den Leibmedicus, daß dieser vereint mit ihm den Fürsten am Gewissen packe; als Arzt müsse er dem Herrn Bälle und Feste wider seine Hypochondrie verordnen, er wolle dann zugleich als Hofmarschall dem Fürsten die Pflicht der Courtoisie vorhalten, die Anwesenheit der hohen Schwester nicht in so tödtlicher Langeweile vorübergehen zu lassen ohne Sang und Klang. Der trockene alte Mann ward ganz beredt: es war das erstemal, daß sogar er, der Hofmarschall, des Doktors Gönnerschaft ansprach, und während er die bekannte ablehnende Antwort lächelnd anhörte, zitterte er zugleich vor innerer Wuth, daß dieser Mensch

wirklich ihn vergebens könne bitten lassen. „Dann aber," dachte er und lächelte dem Medicus recht freundlich in's Gesicht, „dann soll diese halsstarrige Canaille fallen und müßte ich selber mit ihr zu Grunde gehn!"

Begleitet von solch frommem Wunsche trat Müller vor den Fürsten. Casimir III. fragte heute nicht nach dem Wetter noch nach dem Befinden seines Leibmedicus. „Wie heißt das Frauenzimmer, mit welchem Er gestern im Garten spazierte?" rief er dem Eintretenden entgegen. Der Medicus war so sehr an die tägliche Wetterfrage gewöhnt, daß er rasch erwiderte: „Durchlaucht, Nordost mit Schneegestöber!" Und als der Fürst ungeduldig die erste Frage wiederholte, fuhr dem Doktor über diese unnatürliche Neuerung ein Schreck durch die Glieder, wie wenn ihm etwa eine Thurmuhr um Mittag statt zwölfe zu schlagen plötzlich „Gesegnete Mahlzeit" entgegengerufen hätte. Und als er den Sinn der Frage klar begriff, folgte ein zweiter Schreck. Er stammelte den Namen des Fräuleins zur Antwort, verschwieg aber, daß sie seine Braut sey. Der Fürst, welcher alles Stadtgespräch geflissentlich seinem Ohre fern hielt, wußte noch nichts von dieser Brautschaft und begann nun ein auffallend genaues Verhör, wie lange das Fräulein schon hier sey, wer der alte Herr an ihrer Seite gewesen, und so fort. Müller antwortete wie ein Angeklagter vor dem Untersuchungsrichter. Halb wie im Selbstgespräche rief dann der Fürst: „Warum versäumt Baron Lehberg, mir seine Aufwartung zu machen? Der Adel meines Landes soll nicht an meinem Hause vorübergehen! Ich wünsche, daß man sich bei mir melde. Warum fliehen die Damen meinen Hof? Doch freilich, ich lade sie ja nicht ein! aber das soll anders werden. Der Besuch meiner Schwester fordert neue Geselligkeit. Die alten Hofbälle sollen wieder beginnen, sparsamer und nur ausnahmsweise, aber sie sollen wieder beginnen, gleich in nächster Woche!"

Dem Leibmedicus ging plötzlich ein helles Licht auf: der Anblick Anna's schien den wunderbaren Umschlag beim Fürsten erzeugt zu haben; denn die starrsten Weiberhasser pflegen gerade am raschesten und wie durch Zauberei von Weiberaugen besiegt zu werden. In seiner Herzensangst vergaß darum der arme Doktor alle Klugheit und die Bitte des Hofmarschalls obendrein, und platzte mit dem ärztlichen Rathe heraus, daß Seine Durchlaucht

doch nicht allzu jäh das gewohnte Arbeits- und Jägerleben mit dem schwülen Getümmel der Repräsentations- und Ballsäle vertauschen möge. Der Fürst sah bei diesem unerbetenen Gutachten den Doktor fast ebenso erstaunt an, wie vorher der Doktor den Fürsten, erhob drohend den Finger, rief: „Schweigen bis ich frage!" und beschloß mit diesem Worte die kurze Audienz.

Am Abend desselben Tages besuchte der Hofmarschall den Leibmedicus, nicht etwa zu Fuß, nein, er kam bedeutsam und zum Wunder der Nachbarn mit einem Bedienten vorgefahren und sagte dem Günstling Dank für seine Fürsprache, die so schnell des Fürsten ehernen Willen gewendet. Und nicht blos seinen Dank brachte er, sondern auch den Dank der Prinzessin. Denn was des Fürsten eigener Schwester und dem ältesten Hofmanne nicht gelungen, das hatte, so meinte er, dieser verdammte Müller, sein „lieber Müller" vermocht, und zwar in der kürzesten Audienz, deren sich die lauernde Dienerschaft jemals entsann. Doktor Müller aber dachte bei sich: so bin und bleibe ich denn verdammt, zu protegiren; wenn ich nichts thue, protegire ich, wenn ich abrathe, protegire ich, ja, wenn ich zum erstenmale den Mund öffne, um gegen die Wünsche der Leute zu reden, so protegire ich sie dennoch.

Inzwischen kam, was er voraussah: der Oheim fuhr zu Hofe und ward mit der schönen Nichte zum nächsten Hofball geladen. Und am Tage nach dem Ball hörte der Medicus dann auch genau, was er zu hören angstvoll erwartet hatte. Der ganze Adel der Stadt war voll Neid auf die grüne Landpomeranze, die Lehberg; denn für sie allein schien der Fürst nur Blick und Rede zu haben. Viele meinten zwar, das komme daher, weil sie die Braut des Günstlings sey, allein die Klügeren versicherten, der Fürst habe ganz gewiß von dem plebejischen Bräutigam kein Wort geredet und dieser werde seinen Freund und Fürsten bald in den gefährlichsten Nebenbuhler verwandelt sehen. Dem Medicus drohe jetzt eine Krisis, bei welcher ihm zwischen zwei äußersten Gegensätzen die Wahl bleibe; entweder er sey klüger als verliebt, dann werde seine Günstlingschaft jetzt erst recht wie in Erz gegossen sich festigen, ja er könne sogar als ostensibler Ehemann der fürstlichen Geliebten (etwa mit dem Namen eines Herrn von und zu Müllerburg) in den Adelstand erhoben werden; sey er aber verliebter als klug, dann werde der Günstling wieder zusammensinken zu der namenlosen Gestalt eines Dr. Müller ohne Praxis.

In des Leibmedicus Seele aber kreuzten sich die Schreckgedanken der Eifersucht mit der Furcht, eine Stellung zu verlieren, die er eigentlich nie besessen und von welcher trotzdem das Glück seines Lebens abhing. Es galt rasch zu handeln; Schweigen und Harren konnte von heute an nicht mehr das Stichwort seiner Politik seyn.

Er eilte zur Braut und eröffnete dem staunenden Mädchen, daß sie jetzt oder nie zum Abschluß des Ehebundes drängen müßten. Zwar sey der Fürst ein solcher Weiberhasser, daß er selbst seiner Umgebung und Dienerschaft das Heirathen versage, allein er, Müller, habe sich ein Herz gefaßt, er werde morgen schon dem Herren in offenem, warmem Wort seine Lage schildern und der Mann müsse von Eis oder Stein seyn, wenn er ihm, dem treuesten Diener, die Ehe mit einem so liebenswürdigen Fräulein nicht gestatten wolle. „Und doch fürchte ich," fügte er kleinlaut hinzu, überrascht von dem Selbstbetrug, auf welchem er sich in seinen eigenen Worten ertappte, „ich fürchte, es wird Alles schief gehen!" Anna aber tröstete ihn, meinte, der Fürst sey ja gar nicht der Weiberfeind, wie man ihn male, und habe sich gegen sie zumal über die Maßen artig und theilnehmend auf dem Balle erwiesen. Mit diesem zweideutigen Troste des arglosen Kindes rüstete sich der Doktor zu dem schweren Gang.

Als er folgenden Tages die Marmortreppe hinanstieg, brummte ihm beständig das allerhöchste Wort im Ohr: „Schweige Er, bis Er gefragt wird!" und als er auf der obersten Stufe stand, mußte er stillehalten, um wieder zu Athem zu kommen, so bleischwer lag ihm die Angst auf der Brust. Doch der Anblick des Fürsten gab ihm wieder festen Muth und während des unvermeidlichen Wettergesprächs nahm er wieder ganz seine fünf Sinne zusammen. Er bat also um eine Minute gnädiges Gehör und entschuldigte sich, daß er ein Gesuch mündlich vorzubringen wage, welches nach der Regel schriftlich einzugeben sey. Der Fürst unterbrach ihn: „Keine Vorrede, lieber Doktor, komme Er gleich zum Text. Was will Er? Sage Er's frischweg in drei Worten!" — „Ich will heirathen." — Der Fürst lächelte über die buchstäblichen drei Worte und fragte recht gnädig: „Wen?" — „Fräulein Anna von Lehberg!" — Bei dieser Antwort lächelte Serenissimus nicht mehr und gnädig sah er auch nicht mehr aus, sondern wie versteinert von Zorn und Ueberraschung; er schritt eine Weile schweigend

durch das Zimmer und maß den Doktor mit durchbohrendem Blick. Dann fragte er, ob ihn denn das Fräulein wolle, und ob er sich denn einbilde, daß die Lehbergs eine solche Mißheirath zugeben würden? Als der Medicus ein festes „Ja" entgegnete, wuchs das Staunen des Fürsten. Es gab wiederum eine lange Pause; aber Müller konnte diesmal nicht wie bei den alltäglichen großen Pausen die Hunde auf der Schweinsjagd und die Baumblätter der Tapete zählen, es verschwamm ihm Alles vor den Augen. Endlich sprach der Fürst, in der Leidenschaft eben so kurz und gemessen wie im ruhigen Verkehr: „Erstlich dulde ich nicht, daß einer meiner Diener heirathe, also bleibe Er entweder ledig oder gehe aus meinem Dienst. Zweitens dulde ich keine Mesalliancen bei meinem alten Adel, wenn Er also fortgehen und schlechterdings heirathen will, so suche Er sich eine Andere als die Lehberg. Und drittens braucht Er überhaupt nicht wiederzukommen zum täglichen Besuch, bis ich Ihn rufen lasse. Gott befohlen!"

Wie Müller nach dieser Audienz den Heimweg gefunden, wußte er selbst nicht. Genug, er fand sich selbst und seine Gedanken mit einemmal in seinem Zimmer wieder. Das Ende mit Schrecken war nun also wirklich da. Nie hatte er Einflüsse üben wollen, nie auch nur eine Bitte an den Fürsten gewagt, dennoch war er der Gönner und Fürsprecher aller Welt, und seine eingebildete Gönnerschaft hatte ihm und Andern nur Nutzen, niemals Nachtheil gebracht. Jetzt aber, da er zum erstenmal eine wirkliche Fürsprache wagte, fiel er auf's schrecklichste durch, sein ganzes Lebensglück stand auf einer verlorenen Karte, er war beschimpft vor aller Welt, am meisten jedoch vor seiner Braut und ihrer Familie.

Es war der herbste Bußtag seines Lebens, und die Stunde, wo er seiner Braut beichtete, die herbste Stunde dieses Tages. Man hätte wohl denken sollen, die Unterlassungssünden seiner vergeudeten Lehrjahre seyen nun genug gesühnt.

Inzwischen wurde es stadtkundig, daß der Leibmedicus in Ungnade gefallen sey. Die Gegner jubelten schadenfroh, die Freunde erschracken zwar heftig, freuten sich aber doch nebenbei, denn einem hervorragenden Manne gönnen die meisten Leute den Sturz von Herzen, auch wenn sie selber die Folgen dieses Sturzes fürchten sollten.

Beim Fürsten hatte bisher Niemand über den Doktor zu reden gewagt; denn ihn anzuschwärzen getraute sich Keiner, weil dies bei der geheimnißvollen Zuneigung gefährlich schien, rühmen wollte ihn aber auch Niemand, denn sonst hätte ja Serenissimus am Ende noch größere Stücke auf den Günstling gehalten. Und auf alle Fälle war es mißlich, mit dem hohen Herren ein unerbetenes Wort zu reden. Jetzt aber lösten sich die Zungen. Zuerst gratulirte die Prinzessin ihrem Bruder, daß er sich aus den Schlingen des Arztes befreit. Sie erzählte, das ganze Land athme auf nach dem Sturze des Günstlings, und bemerkte nebenbei, daß sogar an den Nachbarhöfen das Müller'sche Regiment das peinlichste Aufsehen erregt habe, ja mehrere verwandte Fürstenhäuser seyen auf dem Punkte gewesen, den Fürsten Casimir brieflich abzumahnen von der Fortführung so unziemlichen Verkehrs mit einem gemeinen bürgerlichen Doktor.

Der Fürst fiel aus den Wolken. Also unbefugte Einflüsse hatte dieser Müller geübt, im Stillen ein Günstlingsregiment geführt, das ganze Land in Parteien gespalten! Ohnehin mißtrauischen Gemüthes ahnte der Herr mit einemmale ein Gewebe der schamlosesten Ränke, welches dieser junge Mensch, beispiellos kühn und verschlagen, hinter seinem Rücken gesponnen. Auch über die räthselhafte Heirath mit der Lehberg ging ihm nun plötzlich ein neues Licht auf. Er ließ den Hofmarschall rufen und fragte ihn, wie es möglich sey, daß die stolze alte Familie Lehberg einer Verbindung mit dem plebejischen Doktor Müller zugestimmt habe? und der Hofmarschall, welcher jetzt wieder in seinem eigensten Elemente schwamm, säumte nicht, dem Fürsten vollends die Augen zu öffnen. „Lediglich um Ew. Durchlaucht willen hat die Familie eingewilligt; denn da Müller das unbedingteste fürstliche Vertrauen genoß und so sagen als des gnädigen Herrn nächster Freund vor dem ganzen Lande stand, so hat das Haus Lehberg seinen Familienstolz gleichsam Ew. Durchlaucht selber zum Opfer gebracht.“ Dem Fürsten waren diese Worte wie Salz und Pfeffer auf eine frische Wunde, und der Hofmarschall, den Zorn wohl erkennend, welcher versteckt, aber tief hinter den kalten Zügen seines Herren arbeitete, säumte nicht, nun auch den ganzen Sagenkreis von Müllers Günstlingsherrschaft als geschichtliche Wahrheit zu erzählen. Warum auch nicht? War es doch selbst den schärfsten Köpfen dunkel, was hier Sage, was Geschichte sey.

Rasch zur That, beschloß der Fürst an dem entlarvten Betrüger, der so lange und geschickt die falsche Rolle seines Vertrauten gespielt und ausgebeutet, ein Exempel zu statuiren und ließ ihn sofort in Arrest bringen. Der arme Leibmedicus hatte ohne sein Zuthun das unverdiente Glück eines Günstlings genossen; er sollte jetzt ebenso unverschuldet von einer Höhe herunterstürzen, auf welcher er niemals hatte stehen wollen, geschweige daß er wirklich oben gestanden hätte.

War aber der Fürst auch Despot im Style seiner Zeit und persönlich hart aus Grundsatz, so besaß er doch keineswegs das verknöcherte Herz und den beschränkten Geist eines Tyrannen. Darum kämpfte sein Zorn bald mit zwei andern Regungen seiner Seele. Es dünkte ihm unritterlich, mit blinder Härte gegen einen Mann vorzugehen, der doch zunächst als Bräutigam des Fräuleins seiner nicht allzu ehrenhaften Leidenschaft im Wege stand; ja es begannen peinigende Zweifel bei dem Fürsten aufzusteigen, ob denn überhaupt sein Groll nicht mehr dem Bräutigam gelte, als dem Leibmedicus, welcher mit seinem fälschlich angemaßten Vertrauen Wucher getrieben. Daneben begann er sich auch schon der fliegenden Hitze jener Leidenschaft herzlich zu schämen. Andrerseits ward dieser Müller, der bisher aller Welt, nur ihm nicht, ein Räthsel gewesen, nunmehr ihm selber das allergrößte Räthsel. Er wollte mit eigenen Augen sehen, ob sich wirklich mit so treuherzigem Aeußeren solch eigennützige Schlauheit verbinden könne, er wollte selber in der Seele dieses Heuchlers lesen, bevor er ihn verdammte, um alsdann desto gründlicher die Menschen durchschauen und verachten zu lernen.

Also rief er den arretirten Doktor noch einmal vor sich und nahm ihn scharf in's Gebet, daß er dem Frevler Stück für Stück das Geständniß seiner Umtriebe aus dem Munde zöge. Doch dessen bedurfte es gar nicht. Der Doktor begann, seiner wahrhaften Natur gemäß, die ganze Geschichte der stets abgeläugneten und stets wieder aufgedrungenen Einflüsse zu erzählen, wie sie uns bekannt ist, vom Briefe des Vetters bis zum Bittgesuch des Hofmarschalls. Anfangs zweifelte der Fürst, dann begann er zu staunen und zu glauben, und zuletzt lachte er gewaltig. Doktor Müller aber schloß höchst ernsthaft mit den Worten: „Wer nur immer Fürsten nahe kommt, den stempelt das Volk sofort zu einem Manne des Einflusses, er mag sich stellen wie er will. So

wird dann freilich der Fürst für tausend Dinge verantwortlich gemacht, von denen er keine Sylbe weiß und die ganze Umgebung sündigt auf seinen Namen. Nun sollte man meinen, da möge der Teufel — entschuldigen Ew. Durchlaucht — Fürst seyn. Allein die Sache ist trotzdem nicht so schlimm, wie sie aussieht. Denn die Umgebung, welche dem Fürsten im Einzelnen so oft schadet, nützt ihm doch viel mehr im Ganzen. Weil sie manchmal auf des Fürsten Namen sündigt, so wird sie im Volksmunde dann auch der Sündenbock für alle wirklichen Fehltritte des Herrschers. Ist der Fürst gut, so sagt man, er wäre noch viel besser, ja der beste, wenn er nicht in so schlechter Umgebung lebte; ist er aber schlecht, so sagt man, der Herr selber wäre so übel nicht, aber die schlimmen Freunde und Räthe, die verderben Alles. Kurzum der Fürst mag treiben, was er will, so ist er immer besser als seine Umgebung; diese aber mag schlafen oder wachen, so übt sie doch immer Einflüsse. Und also dürfen Ew. Durchlaucht auch mir meine Einflüsse wider Willen nicht allzu hoch anrechnen; im Grunde wurden sie doch nur durch Ew. Durchlaucht selber geschaffen, indem Sie mich zu einer so geheimnißvollen Art von Leibmedicus gemacht."

Der Fürst freute sich bereits im Stillen über das ehrliche, gescheidte Wesen des Doktors, denn er sah nun doch, daß ihn sein Blick bei diesem Manne von Anbeginn nicht betrogen. Allein er wollte nicht wiederum voreilig handeln; darum schickte er ihn einstweilen mit tröstendem Wort nach Hause und forschte der Sache weiter nach. Trotz aller Verleumdung, die jetzt hageldick auf den gefallenen Günstling regnete, fand Casimir dennoch die Wahrheit der Erzählung des Arztes immer klarer bestätigt. Nach etlichen Tagen ließ er ihn darum wieder zu sich rufen und sagte, er habe ihn in fünf Dingen als einen seltenen Mann erfunden, erstlich sey er bescheiden und voll Selbsterkenntniß, zweitens verschwiegen, drittens wahrhaftig, viertens wolle er keine Einflüsse üben und fünftens sey er bei alledem durchtrieben schlau und voller Mutterwitz wie der älteste Politicus. Die Welt habe ihn zu seinem Vertrauten gemacht, da er es nicht gewesen, von nun an solle er es wirklich seyn, da die Welt ihn für gestürzt und verungnadet halte. Er befahl darum dem Leibmedicus, an jedem Morgen wieder zum ärztlichen Besuch zu erscheinen, fragte aber nicht mehr blos nach dem Wetter und Befinden, sondern forderte seinen Rath

in allen wichtigen Regierungsangelegenheiten. Der Doktor hängte inzwischen seine verspäteten medicinischen Studien völlig an den Nagel und suchte sich ganz unter der Hand mit staatsrechtlichen und politischen Dingen bekannter zu machen, wozu in selbiger Zeit und für den Hausbedarf eines kleinen Reichsfürsten noch nicht so viel gehörte als heutzutage. Nach Jahresfrist entpuppte sich der Leibmedicus zum größten und letzten Staunen des Ländchens zum fürstlichen Kabinetsdirektor und als solcher heirathete er dann auch Fräulein von Lehberg. Der Fürst war der liebenswürdigen Dame noch immer herzlich gewogen, nur nicht mit so stürmischer Leidenschaft wie am Anfang.

Die Leute wollten es lange nicht glauben, daß Doktor Müller wieder zu vollen Gnaden gekommen sey, und als es ihnen endlich im Dekrete des Kabinetsdirektors schriftlich beurkundet wurde, meinten sie, äußerlich habe der Doktor allerdings Genugthuung gefunden, aber den ungemessenen persönlichen Einfluß wie in der ersten Zeit, die volle Freundschaft des Fürsten, wie vor dem Sturze, besitze er doch nicht mehr. Müller war klug genug, das ganze Land in diesem Glauben zu lassen und wurde viel weniger bestürmt und beneidet, als er wirklich im nächsten Vertrauen des Fürsten stand, denn zu der Zeit, da man ihm dieses Vertrauen blos andichtete.

# Der Dachs auf Lichtmeß.

In einer kleinen schwäbischen Reichsstadt zeigte man vordem zwei Wahrzeichen: ein mächtiges zweihandiges Ritterschwert, welches im Rathhause aufbewahrt wurde — man nannte es „des Dachsburgers Schwert" und einen sieben Fuß langen Sandsteinblock vor der Schmiede am Marktplatz — man nannte ihn „des Dachsburgers Bett." Wer der Spur dieses Namens weiter nachging, der fand die Trümmer der Dachsburg mehrere Stunden nordwärts im Gebirge und zwischen der Burg und der Stadt eine Waldschlucht, „die Dachsfalle" genannt.

Das ehemalige Reichsstädtlein ist inzwischen fast zu einem Dorfe heruntergekommen, das Schwert vom Rathhause ward an den Juden verkauft, der es dann weiter in das Raritätenkabinet eines Engländers verhandelte, und der Stein vor der Schmiede, auf welchem seit undenklicher Zeit die Schulkinder gespielt, wurde zerschlagen und in den Sockel des neuen Spritzenhauses vermauert. Nur die „Dachsfalle" hat sich noch als Namen eines Waldbezirkes auf den Flurkarten der Gemeinde erhalten und von der Dachsburg blieb ein mäßiger Trümmerrest. Eine Sage dagegen, welche Burg, Falle, Bett und Schwert miteinander verknüpft, lebt in voller Frische fort trotz allen Wandels der Geschlechter bis auf diesen Tag.

In den alten Ritterzeiten, so erzählt sie, wurden die Bürger arg gequält von dem Ritter von Dachsburg, welchen man meistens kurzweg „den Dachs" hieß. Wo er ihnen auflauern und Hab' und Gut wegschnappen konnte, da that er's. Am liebsten hätte er gleich das ganze Städtlein eingesteckt, allein es war doch etwas zu groß für seine Taschen. Auch däuchte es ihm kurzweiliger, auf scharfem Roß in's Weite zu schweifen, als Mauern

und Thürme zu berennen. So lange daher die Bürger hinter ihrem Stadtgraben blieben, hatten sie Ruhe; zog aber Einer auch nur ein paar Stunden über Feld, so stand Geld und Freiheit auf dem Spiel.

Ein solcher Stadtarrest kann auf die Dauer auch dem geduldigsten Deutschen zu arg werden. Da sich die Bürger aber zu schwach fühlten, für sich allein dem Dachs zu Leibe zu rücken, so schlossen sie heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit mehreren Nachbarstädten; allein der Ritter kam ihnen auf die Schliche und verbündete sich nun auch seinerseits mit mehreren benachbarten Rittern. So ward aus der Wegelagerei ein kleiner Krieg.

Da webte und wimmelte es nun auf einmal in dem Städtchen wie in einem Ameisenhaufen, wenn ein Knabe mit dem Stock hineinstößt; denn die sonst so friedsamen Bürger fühlten wohl, was es heiße, als kriegführende Macht auf die Bühne zu treten. In den Kramläden und Werkstätten war allgemeiner Feiertag, auf den Gassen dagegen, in den Schenken, im Zeughaus, im Rathhaus wie nicht minder im Rathskeller wogte Jung und Alt geschäftig durcheinander. Ein Jeglicher hatte Pläne, Warnungen und Prophezeihungen in der Tasche, Jeder wollte reden, Einige sogar hören, was Andere redeten, und vom Schusterjungen bis zum Bürgermeister erschienen Alle als geborene Heerführer und Staatsmänner, deren Gaben bisher nur verborgen geruht. Vorab aber galt es als das Zeichen eines wahren Patrioten, völlig zu vergessen, daß es noch irgend ein ander Ding in der Welt gebe als die drohende Fehde mit dem Dachs und seinen Spießgesellen.

Von alle diesem war nur ein einziger Mann ausgenommen; der Schmied Michael am Marktplatz. Er schmiedete in seiner Werkstatt weiter, als ob gar kein Dachsburger im Lande sey, ging nur dann zur Schenke, wann er Durst hatte, trank seine Kanne und redete wenig, pfiff und sang sogar noch seine alten Liedlein, während die ganze übrige Bürgerschaft blos Kriegsmärsche pfiff, und verließ sein Haus nur, wenn es draußen wirklich etwas zu thun gab.

Ja noch mehr. Er hatte stadtkundigerweise eine Liebschaft mit einer Bauerndirne, gut eine Stunde vor dem Thor, und blieb verliebt vor wie nach und besuchte sogar seinen Schatz dreimal in der Woche, wie er schon lange zu thun pflegte, als noch kein Mensch von einem Krieg träumte.

Die Andern schalten ihn darum einen lässigen Bürger, einen schlechten Christen ohne Gemeingeist und faßten dies nach landesüblicher Weise bündig in ein Wort, indem sie ihn „Michel Leimsieder“ nannten. Doch hätte man ihm seine politische Leimsiederei vielleicht noch verziehen, wäre er wenigstens in ein eingeborenes Stadtkind verliebt gewesen; allein seine Trude war ein Bauernkind, und nicht einmal eines Vollbauern, sondern eines eingewanderten Söldnerbauern Tochter, zählte also selbst unter dem Bauernvolk zum hergelaufenen Pack. Und um einer solchen Dirne willen vergaß der reichsstädtische Zunftmann für's Heil der Stadt zu zechen, zu rathen und zu reden! Die Liebschaft konnten sie dem unpatriotischen Schmied nicht wehren, aber das Heirathen wenigstens wollten sie ihm versalzen; so gelobten sich's die Rathsleute und die Zunftgenossen.

Die Stadt, vom Hügel zum Flüßchen niedersteigend, hatte oben einen trockenen Graben und unten einen nassen und dem entsprechend zwei Thore, das Bergthor und das Bachthor. Nach altem Brauch war der Vertheidigungsplan auf die Zunftordnung gegründet, so daß jede Zunft ihr besonderes Stück Stadtmauer zu besetzen hatte. Die trockene Bergseite war von Natur minder fest als die Bachseite; es fügte sich darum ganz bequem, daß man die zahlreichen Zünfte, welche im Trockenen arbeiten, die Schmiede, Schuster, Schneider, Bauleute, Bäcker und Metzger an die trockene Seite postirte, dagegen die kleine Schaar der Gerber, Fischer, Brauer, Schenkwirthe und ähnliche feuchte Berufe an die Bachseite. Die wichtigsten Punkte waren jedenfalls die beiden Thore; am Bachthor hielten darum die fauststarken Gerber Wacht, am Bergthor die noch nervigeren Schmiede.

Nun galt freilich vordem Michael der Schmied für den stärksten und kühnsten Mann in der ganzen Stadt, und man hätte ihm gerne den Befehl am Bergthor übertragen, wäre er nicht neuerdings Michel der Leimsieder geworden. So aber hielt der Rath dafür, daß ein so gleichgültiger, stummer und selbstgenügsamer Mann für den gefährlichsten Posten nichts tauge und stellte ihn in die Reserve zu den alten Leuten und unbärtigen Jungen. Der Schmied nahm das ganz ruhig hin, als ob sich's von selbst verstünde und schmiedete ruhig fort an seiner Esse.

Inzwischen war dem Rath die geheime Kunde geworden, daß der Dachsburger nächste Woche auf Lichtmeß mit seinen Freunden

zusammenstoßen und in also vereinter Macht einen Hauptstreich wider das Städtlein führen werde. Es galt, dieser Vereinigung der Gegner zuvorzukommen, und zwar stand die Sache derart auf Spitz und Knopf, daß man den Dachs entweder in dem Augenblick überfallen mußte, wo er seine Burg verlassen, den Sammelplatz der Gefährten aber noch nicht erreicht hatte, oder, wenn diese einzige Stunde versäumt würde, Verzicht leistete auf jeden Angriff und hinter den schwachen Mauern alle Plage einer sehr bedenklichen Belagerung auf sich nahm.

Um dem Ritter den Weg zu verlegen, mußten aber die Bürger wenigstens den Sammelplatz wissen, gen welchen er auf Lichtmeß von seiner Burg ziehen wolle. Sie schickten zu dem Ende drei Kundschafter aus: einen Metzgerknecht, einen Schustergesellen und einen Schneiderjungen.

Allein die Späher kamen nicht wieder, sondern statt ihrer ein Bote des Ritters, vermeldend, sein Herr habe jene Drei auf verdächtigen Wegen ertappt und festgenommen, sey aber bereit, sie gegen sehr billiges Lösegeld auszuliefern. Wolle ihm der Rath statt des Metzgers ein Paar fette Mastochsen, statt des Schusters ein Paar fette Schweine und statt des Schneiders, der gar leicht und mager sey, ein Paar zarte junge Zicklein senden, nebst sechs Maltersäcken Korn als Brod zum Fleische, dann könne er die drei Bursche im Stadtwald gegen Quittung wieder in Empfang nehmen.

Die Bürger waren außer sich über diesen neuen Schaden sammt dem Spott; dazu drängte die Zeit, denn morgen bereits stand Lichtmeß im Kalender. Schon früh am Tage hielt man Kriegsrath auf dem Rathhause. Im engeren Ringe standen die Hauptleute der Zünfte wie auch die Führer einiger fremder Mannschaft, die von den befreundeten Nachbarstädten herübergeschickt worden war, im weiteren Ring die andern bewaffneten Bürger als Zuhörer.

Es drohte aber eine bedenkliche Spaltung; denn einem Theile war die Nachricht, der Dachsburger wolle auf Lichtmeß ausziehen, nachgerade so verdächtig worden, daß sie behaupteten, der Ritter selber habe sie ausgesprengt, um die Stadt irre zu führen, und die Gefangennahme der Späher sey bereits die erste Frucht seiner gelungenen List. Die Andern dagegen hielten die Kunde für ächt und begehrten den Ausmarsch auf morgen, nur konnte Keiner genau sagen, wohin man eigentlich marschiren solle.

Um den Streit zu schlichten, forschte man nun — freilich etwas

spät — genauer nach, woher denn eigentlich jene geheime Kunde gekommen?

Der Bürgermeister sagte, er habe sie vom Zunftmeister der Gerber, der Zunftmeister, er habe sie von seinem Wachposten am Bachthor, der Wachposten, er habe sie von einem fremden Bauern, der in voriger Woche früh Morgens zwischen Licht und Dunkel an's Thor gekommen sey, woher sie aber der Bauer habe, das wisse er nicht.

Nun hatten die Zweifler gewonnen Spiel. „Auf solche Gewähr," riefen sie entrüstet, „ängstet man die ganze Stadt und will uns gar vor's Thor führen, daß wir dem Dachs desto sicherer in den Rachen laufen!"

Da schallte aus den hintersten Reihen der Zuhörer eine dröhnende Baßstimme: „Die Nachricht ist dennoch ächt; morgen zieht der Dachs aus seiner Höhle!"

„Wollt Ihr etwa bürgen für den fremden Bauersmann?" fragte strafend der Bürgermeister den unberufenen Redner.

„Ja! denn der Bauer war ich selber!" antwortete die Stimme, und zugleich sah man die hohe Gestalt Michaels des Schmieds aus der Menge sich emporrichten.

„Und wer hat Euch jene Mähr aufgebunden?"

„Ich erlauschte sie von des Ritters Leuten, da ich vorige Woche, wie gewöhnlich, des Abends als Bauer verkleidet den Söldnerbauer und seine Tochter besuchte."

„Das ist kein zuverlässiger Bote, der auf Liebesabenteuer zieht, indeß wir hier, wie auch ihm ziemte, den Schlaf uns abbrechen, um die Stadt zu bewachen!" rief der Gerberzunftmeister, der Befehlshaber am Bachthor.

Ruhig erwiderte Michel Leimsieder: „Hättet ihr wirklich die Stadt bewacht, so hätte ich nicht auf Liebesabenteuer ausziehen können. Denn seht, ich bin in den letzten vierzehn Tagen sechsmal bei Nacht über die Mauer gestiegen und durch den Graben gewatet, hart neben eurem Bachthor, und Keiner hat mich erblickt."

Diese kurze Zwiesprach begann die Stimmung der Menge bereits zu wenden. Man drängte und schob den Schmied in den engern Ring; Vielen dämmerte es schon, daß der Leimsieder allein schweigend gehandelt habe, während die Andern blos redeten, wie man handeln solle, und daß der einzige Politikus in der Stadt ein Verliebter sey. Alle lauschten athemlos den weiteren Antworten

Michels, die so kurz und schwer fielen, wie Hammerschläge auf den Amboß.

„Warum," fragte der Bürgermeister, „habt ihr mir nicht sofort pflichtmäßig Anzeige gemacht von dem erlauschten Geheimniß?"

„Weil ich gern meine eigenen Pfade im Stillen gehe, und den nächtlichen Weg zum Söldnerbauer hättet ihr mir doch gar zu gerne verlegt. Uebrigens glaubtet ihr ja Alle, was ich dem Wachposten entdeckte, ungeprüft. Also konnte ich schweigen. Heute, wo man laut zu zweifeln beginnt, rede ich."

„Da Michel Alles weiß, so kann er uns vielleicht auch sagen, welchen Weges morgen der Dachsburger ziehen wird?" sagte der Gerbermeister in zornigem Spott.

„Allerdings," erwiderte der Leimsieder trocken.

„Und habt ihr das auch von den Knechten des Ritters?"

„Nein, sondern vom Ritter selber." Und wiederum schwieg er, als harre er weiterer Fragen.

„Himmel und Welt!" rief der Bürgermeister, „lauf' doch Einer in die Werkstatt des Schmieds und hole die große Zange, daß wir ihm die Worte etwas leichter aus dem Munde ziehen können!"

„Die Zange brauchen wir jetzt nicht," sagte Michel, „aber den Hammer werden wir brauchen, morgen früh vorab, wenn es wider den Dachsburger geht. Und jetzt höret das Uebrige. Ich selber habe dem Ritter unsere drei Kundschafter fangen helfen. Das kam nämlich so: es ließ mir keine Ruhe, ich mußte Näheres erforschen über den Plan unseres Feindes. Ich schlich mich daher in einem Bauernkittel zum Müller in der Lohe, wo der Dachs mit seinen Knechten und einer Schaar Bauern hielt, die er dorthin entboten, um mit ihrer Hülfe ein waidgerechtes Treibjagen auf die drei städtischen Kundschafter anzustellen. Die Bauern kennen mich Alle, aber Keiner wird mich verrathen, denn wegen des Söldnerbauern Gertrud halten sie mich für ihres Gleichen. So wurde ich also mit ihnen im Treiben aufgestellt. Natürlich hatte ich die Absicht, unsere drei Leute auf meiner Linie auskommen zu lassen, und das wäre auch geschehen, wenn sie nicht gar zu selbstgewiß all' meine Winke verachtet hätten. Mögen sie's also haben. Nach vollführtem Fang bewirthete uns der Ritter auf der Mühle, und als er nach manchem tiefen Trunk etwas stark redselig wieder zu Pferde stieg, blickte er nach dem Mond

und sagte zu mir, der ich das Roß am Zügel hielt: „Wachsend Licht und Ostwind — das gute Wetter wird Stand halten. Sonnenschein auf Lichtmeß! Der Dachs wird seinen Schatten sehen, wenn er aus der Höhle tritt. Bäuerlein! Wie heißt der Spruch vom Dachs auf Lichtmeß?" Da erwiderte ich: „Sieht der Dachs auf Lichtmeß seinen Schatten, so kriecht er auf vier Wochen wieder in den Bau zurück." Der Ritter lachte und rief zu seinen Leuten, indem er dem Pferd die Sporen gab: „Heuer wird der Dachs den Spruch zu Schanden machen!" Ich verstand wohl, was er meinte, und schlich in meiner Angst dem Reiterzuge nach, der im Schritt den steilen Berg hinanklomm. Indem ich nun so im Schatten des Waldsaumes nebenher huschte, vernahm ich, wie der Ritter von der Klosterwiese als dem Sammelplatze sprach, wo er auf Lichtmeß am Vormittag mit seinen Freunden zusammentreffen wolle. Von der Burg zur Wiese gibt es aber nur einen Weg für berittene Mannen, nämlich durch die Schlucht im Rauchholz. Dort müssen wir morgen zur rechten Stunde lauern oder nirgends; und nun wisset ihr Alles, was ich selber weiß."

Michael wollte bescheiden wieder auf seinen Platz zurückgehen, aber die Andern duldeten das nicht; Jeder wollte ihn ausfragen, beloben, seinen Rath hören: der Leimsieder war mit einemmale der Mann der Volksgunst geworden, obgleich sich doch Alle vor ihm hätten schämen sollen, als vor ihrem leibhaften bösen Gewissen, welches ihnen wie ein Spiegel, nur im verkehrten Bild, die eigenen Mängel vorhielt. Keiner zwar zupfte sich an der eigenen Nase, sondern ein Jeder seinen Nebenmann, und es gab ein babylonisches Gewirr, in welchem das Lob des Schmieds mit den gegenseitigen Vorwürfen der Einzelnen zusammenfloß.

Nun fand sich's auch urplötzlich, daß es in der Rüstkammer fehle und im Proviantgewölbe; denn Alle hatten geredet, Keiner gerüstet, Alle gezecht, Keiner gehandelt, den Leimsieder ausgenommen, der sein Haus bestellt hatte für jeden Fall, während er ganz still seinem Tagewerk und seiner Liebschaft nachging.

So endete er auch jetzt den gräulichen Tumult, indem er seinen Harnisch zeigte, der gefestet und blank geputzt, und sein Schwert, das scharf geschliffen war, und sich erbot, dem Dachsburger selber in der Waldschlucht zu Leibe zu gehen, wofern ihn nur zwölf tüchtige Bursche begleiten wollten. Die fanden sich bald, und die Befehlshaber redeten auch kein Wort wider das Wagniß, denn

sie fürchteten schon, der Leimsieder möge ihnen Allen über den Kopf wachsen; werde er etwa vom Ritter geduckt, so sey es gerade kein Unglück.

Am andern Morgen zog Michael zum Thor aus, nicht mit zwölf, sondern mit dreißig Genossen, denn Thatkraft lockt zur That. Ein größerer Haufe marschirte in der Richtung der Klosterwiese, um, mit Vermeidung eines Gefechts, die dort sich versammelnden andern Ritter zur Seite zu locken, daß sie nicht etwa dem Dachsburger entgegenritten. So hatte es der Leimsieder schon längst im Stillen ausgedacht.

Lautlos strich er mit seiner Schaar in der frühen Dämmerung durch den Wald, und stellte in der Schlucht die Zünftler in's Versteck hinter die Bäume und Felsstücke. In der Rechten hielt er den wuchtigen Schmiedehammer, das Schwert ruhte in der Scheide, über der Rüstung trug er den Bauernkittel, in welchen er sich so oft zu ganz andern Abenteuern verhüllt hatte. „Sonnenschein auf Lichtmeß!" war der Feldruf der Städter an diesem Tage.

Als eben die späte Februarsonne hellglänzend durch die laublosen Wipfel aufstrahlte, nahte sich der Ritter, sorglos den engen steinigen Pfad herabreitend; die Knechte folgten ihm, Einer hinter dem Andern, denn der Weg bot nicht Raum für zwei. Der Harnisch des Dachses glühte im goldenen Licht und der Schatten von Roß und Mann fiel langgestreckt vor ihm her.

Da trat ihm auf zwölf Schritt der Schmied aus dem Gebüsch entgegen. „Sonnenschein auf Lichtmeß!" rief er. „Herr Ritter, ihr macht ein Sprüchwort zu Schanden: Der Dachs sieht seinen Schatten, aber er kehrt nicht mehr in seinen Bau zurück!" Und bei diesen Worten warf er den Hammer im Bogen dem geharnischten Mann entgegen; — er hatte den Wurf oft daheim geübt, während die Andern auf dem Rathhaus Reden übten. Der Hammer sauste dem Gegner an den Kopf; doch schlug er ihm nur den Helm herab, welcher lose und bequem aufgesetzt gewesen. Allein das Roß scheute, bäumte, und ehe der erschrockene Reiter des erschrocknen Thieres Meister ward, stürzte es im Gestein des abschüssigen Pfades. Mit dem Sturz aber kamen dem kampfgewohnten Manne die Sinne wieder; im Nu war er aus den Bügeln, auf den Beinen, zog das Schwert und sprang dem Schmied entgegen, der kaum rasch genug sein eigen Schwert aus der Scheide reißen konnte. Sie prallten Beide gleichzeitig aneinander.

„Sonnenschein auf Lichtmeß!“ schrie der Leimsieder und hämmerte in fürchterlichen Naturhieben auf des Gegners Harnisch, als hätte er glühendes Eisen auf dem Amboß.

„Ich will dir den Sonnenschein auf ewig verdunkeln!“ erwiderte der Ritter und gab ihm zugleich die Hiebe kunstgerechter, doch nicht minder kräftig heim.

„Sonnenschein und Sturm zugleich!“ rief der Michel. „Wenn's auf Lichtmeß stürmt und tobt, der Bauer sich das Wetter lobt!“ und schlug dem Ritter einen Querhieb in's Gesicht, daß das Blut die Backen herunterrann.

Nun kam auch dem Dachs der Humor: „Lichtmeß hell, gerbt dem Bauer das Fell!“ entgegnete er und zog dem Michel einen Hieb über die linke Schulter, daß er dachte, er habe den Bauer durch und durch gespalten. Aber der Harnisch, an welchem der Leimsieder gehämmert, während seine Mitbürger Stroh gedroschen, fing den Streich auf und nur der Bauernkittel, in Fetzen geschlagen, fiel von der Schulter, daß der Schmied plötzlich in blanker Rüstung wie ein Junker vor dem Ritter stand.

„Lichtmeß dumper, macht den Bauer zum Junker!“ donnerte Michel nun, die richtige zweite Halbstrophe zu der eben gesprochenen ersten des Ritters fügend.

„Wird der Bauer zum Junker, geht die Welt unter!“ rief der Dachs mit entsprechendem Streich.

„Für dich geht sie unter heut' auf ewig,“ antwortete der Leimsieder mit entsprechendem Gegenstreich. Und mit der Losung „Sonnenschein auf Lichtmeß!“ fiel er immer wüthender den Ritter an.

„Auf Lichtmeß sieht der Bauer lieber den Wolf in der Heerde als die Sonne am Himmel!“ brüllte der Ritter. „Ihr sollt den Wolf haben und die Sonne zugleich!“ und schwang sein Schwert gewaltig über Michels Kopf.

Der Ritter behielt das letzte Wort: der Schmied wußte keinen Wetterspruch von Lichtmeß mehr, aber er behielt den letzten Hieb. Denn kaum hatte der Dachsburger jenes Wort gesprochen, so spaltete ihm der Leimsieder den Schädel und rief: „Schweigen ist auch eine Antwort!“

Der Fall des Führers entschied den Tag. Des Schmieds Genossen hatten leichtes Spiel mit den Knechten des Ritters. Roß und Rüstung, welche diesen im offenen Felde so oft den Sieg verschafft über die Städter, wurden in der engen Felsschlucht ihr

eigenes Verderben. Als sie vollends den Herrn fallen sahen, wandten sie sich zur Flucht. Doch wurden Etliche niedergemacht und gefangen.

Die Bundesgenossen auf der Klosterwiese harrten bis Mittag ihres Freundes, da meldete ihnen gleichzeitig das Jubelgeschrei und Glockengeläute von der Stadt herüber und ein versprengter Knecht, der aus der Schlucht entronnen war, des Dachsburgers Schicksal. Sie gingen für diesmal auseinander und kamen so bald nicht wieder.

Die Bürger aber in der Schlucht, welche von Stund an die „Dachsfalle" hieß, luden die Leiche des Ritters sammt Schwert und Rüstung auf sein Pferd und führten dieses Siegeszeichen zur Stadt; Michael der Leimsieder ging mit dem Hammer an der Spitze des Zuges. Als sie an dem Hause des Söldnerbauern vorbeikamen, nahm er den Alten zur Rechten und die Gertrud zur Linken. Den zerfetzten Bauernkittel trug der jüngste Lehrjunge der Schmiedezunft ganz hinten auf einem Spieße wie ein erbeutetes Banner.

So schritt die abenteuerliche Rotte zum Thore herein. Am Marktplatz machte man Halt und legte die Leiche des Ritters auf dem Stein vor der Schmiede wie auf einem Paradebett aus, daß Jeder sich überzeugen konnte, es sey auch wirklich der Dachsburger und kein Anderer, den Michael gefällt. Es zeigte sich, daß der Ritter auf's Haar so lang war wie der Stein, nämlich sieben Fuß, gleich als sey der Stein, der schon seit undenklicher Zeit dort lag, eigens für ihn zurecht gehauen worden. Das alte zweihandige Ritterschwert, wie es damals schon kein Mensch mehr zu führen pflegte, ward zu ewigem Gedächtniß im Rathhaus aufbewahrt. Es kam von da der Brauch auf, neu eingeschworenen Bürgern dieses Schwert zu zeigen, damit sie im Andenken an Michael den Leimsieder erkennen möchten, daß wenig reden und viel handeln die erste Bürgertugend sey. Als Lösegeld für den gefangenen Metzger, Schuster und Schneider schickte man die Leiche des Dachsburgers seiner Familie zurück. Er hatte bekanntlich die Gefangenen gegen Mastochsen, Mastschweine und junge Geisböcke ausliefern wollen. Ein Mönch im Städtlein fand diese Wendung so bedeutsam, daß er am nächsten Sonntag sehr erbaulich darüber predigte.

Michael heirathete seine Gertrud ohne Einsprache, wie sich

von selbst versteht. Seine Freunde behaupteten noch lange nachher, nie im Leben, nicht einmal an seinem Hochzeitstage, sey er so gesprächig gewesen wie in der Dachsfalle, als er mit Hieben gewettert und mit Wetterregeln dreingehauen habe. Und doch sey er auch dort das letzte Wort schuldig geblieben, nicht aber den letzten Hieb. Der Spitzname des Leimsieders ward, wie das damals so oft geschah, zum Familiennamen. Die Familie blieb in hohen Ehren, soll jedoch in späterer verfeinerter Zeit jenen Namen abgelegt haben, so daß mehrere große Männer deutscher Nation, die ohne Zweifel aus dem Hause Michaels stammten, den Zusammenhang mit ihrem Ahnherrn nicht mehr durch den Namen, sondern blos durch ihre Thaten nachweisen konnten, ganz im Geiste Michaels.

In unsern Tagen, wo man zu jeder alten Sage sofort eine noch viel ältere Parallelsage aufspürt, wollen sogar einige Gelehrte behaupten, nicht Michael Obertraut aus dem dreißigjährigen Kriege, sondern dieser Michael Leimsieder sey der ursprüngliche deutsche Michel gewesen, der verspottet schweigt, wenn die weisen Politiker reden, aber zu allerletzt das Wort und den Hieb führt, wenn Jenen ihr Latein ausgeht.

# Der Fluch der Schönheit.

## Erstes Kapitel.

Daß der Schneidermeister Haselborn von Weilburg den schönsten Buben in der ganzen Stadt kriegen würde, ein so bildschönes Kind, wie man seit Menschengedenken keines gesehen, das hätte Niemand gedacht. Und doch war es so.

Nun hat es freilich mit der Schönheit neugeborener Kinder nicht viel auf sich, denn welch verkümmerte Blüthe kann sich nicht rasch aus der lieblichen Knospe entwickeln, und wer fragt überdies bei einem Knaben, und gar bei einem Schneidersohn, zuerst nach der Schönheit?

Allein der kleine Haselborn war so fein und wohlgebildet in allen Gliedern und kam mit einem so vollkommenen Engelsköpfchen zur Welt, daß schon die Hebamme, als sie den Neugeborenen in das erste Bad legte, bewundernd ausrief: „So bildschön muß das Christkind in der Krippe gewesen seyn!" Dieses Lob aber war sicher parteilos; denn die Hebamme galt für eine neidische Frau und war der Schneiderin besonders aufsässig.

Freilich rief sie dann auch gleich nachher: „Ach, welch ein Unglück, daß das Kind so schön ist!" Die Eltern fragten erstaunt, was das heißen solle? und die Hebamme fand eine Weil' keine Antwort und redete sich dann verlegen aus, es sey ihr eben durch den Sinn gefahren, sie wisse selbst nicht wie, als ob das Kind gar zu schön sey für diese Welt. Auch prophezeie man ja von einem Kinde, welches schon gleich einem fertigen Engel in der ersten Windel liegt, daß es nicht lange bei uns bleiben dürfe. Die Eltern verwünschten im Stillen die neidische Kröte, der sie

doch für die kaum geleistete Hülfe danken mußten und hielten nun erst ihr Kind für noch einmal so schön. Doch wachten sie Jahre lang mit äußerster Angst über der Gesundheit des Kleinen, damit er ihnen nicht wegen seiner Schönheit hinweg genommen werde, zumal er nicht nur ihr erstes Kind war, sondern auch das einzige blieb.

Der schönste Knabe mußte auch den schönsten Namen bekommen. Die Eltern sannen einen ganzen Tag, welches in ihrer Verwandtschaft der schönste Name sey und erinnerten sich eines weitläuftigen Vetters Amos Haselborn. Da den Protestanten damaliger Zeit — es war im Jahre 1610 — die alttestamentlichen Namen besonders fromm und kräftig klangen, unter diesen aber „Amos“ als recht auffallend fremdartig hervorleuchtete, so wählte ihn der alte Haselborn; denn was weit her ist, das gefiel den Schneidern zu allen Zeiten.

Am dritten Tage ward das Kind in der Stadtkirche auf den Namen des Dritten unter den kleinen Propheten getauft. Der Pfarrer hielt die Taufrede über zwei Stellen des biblischen Namenspatrons. Zunächst Amos am achten, Vers eins bis drei: „Der Herr Herr zeigete mir ein Gesichte, und siehe, da stund ein Korb mit Obst. Und er sprach: Was siehest du, Amos? Ich aber antwortete: einen Korb mit Obst. Da sprach der Herr zu mir: Das Ende ist kommen über mein Volk Israel; ich will ihm nicht mehr übersehen. Und die Lieder in den Kirchen sollen in ein Heulen verkehrt werden zur selbigen Zeit, spricht der Herr Herr: Es werden viel todter Leichnam liegen an allen Orten, die man heimlich wegtragen wird.“

Das Prophetenwort auf die Gegenwart deutend, sprach der Pfarrer von der betrübten Zeit, welcher jetzt Alle sichtbar entgegengingen und die kaum geborenen Kinder vielleicht noch mehr als die Alten. Es war nämlich in den beiden Vorjahren die protestantische Union und die katholische Liga abgeschlossen worden; man rüstete; Spinola mit seinen Spaniern lag bereits in Wesel und die Kunde von der Ermordung des Franzosenkönigs Heinrichs IV. drang eben durch das deutsche Land. Niemand wußte, was da kommen solle und eine Ahnung schwerer Tage lastete auf allen Gemüthern. Der Pfarrer benützte sie zu mahnendem Wort, wandte sich dann aber zu der andern Stelle seines Textes, den beiden Schlußversen des Propheten Amos: „Aber ich will die

Gefängniß meines Volkes Israel wieder wenden, daß sie sollen die wüsten Städte bauen und bewohnen, Weinberge pflanzen und Wein davon trinken, Gärten machen und Früchte daraus essen. Denn ich will sie in ihr Land pflanzen, daß sie nicht mehr aus ihrem Lande gerottet werden, das ich ihnen geben werde, spricht der Herr dein Gott." Diese glückselige Zeit — so wünschte der Pfarrer — möge wenigstens der Täufling noch mit leiblichen Augen schauen im deutschen Land, und wenn die Alten auch in der Trübsal hinweggenommen würden, so möge ihnen Gott doch noch viel größere Herrlichkeit bereiten im himmlischen Jerusalem.

Der Schneider und seine Frau fanden die Rede etwas zu schwarz für eine Taufe, auch meinte er, die Nassau-Weilburger wenigstens könnten doch ganz ruhig dem drohenden Weltkrieg entgegensehen, denn Graf Ludwig habe sich ja neutral erklärt, und die Schneiderin dachte im stillen Sinn, das Wort der leidigen Hebamme, welche den wunderschönen Buben mit dem Christkind in der Krippe verglich, hätte wohl auf einen besseren Text geführt als Amos am achten. Doch wagten sie diese Gedanken nicht gegen einander auszusprechen; denn sie fürchteten sich der Sünde, auch nur unter vier Augen ihres Kindes Taufpredigt zu bekritteln, und als sie Geburts- und Tauftag des jungen Amos auf das letzte Blatt der Hausbibel eintrugen, setzten sie jene Verse des alten Amos daneben zum ewigen Gedächtniß.

Wenn nun die beiden Eheleute den Kleinen, der sich immer schöner auswuchs, so in der Wiege liegen sahen, dann sprach wohl der alte Haselborn: „Der Junge ist viel zu schön, als daß er mir ein Schneider werden dürfte. Geistlich muß er studiren oder Amtmann, oder er kann auch Officier werden, Feldoberst meinetwegen, General oder etwas dergleichen." Und die Hausfrau nickte bejahend mit freundlichem Schmunzeln. Der Schneidermeister war nämlich zwar nur ein gewöhnlicher Schneider in einer kleinen Stadt, allein er war reich durch das Geld, welches seine Frau, eine Müllerstochter, ihm zugebracht, und hatte darum allezeit, wie man zu sagen pflegt, große Rosinen im Kopf. Da ihn aber die reiche Müllerstochter vorab um seines schönen Gesichtes willen geheirathet hatte, so meinte er, der kleine Amos, welcher zehnmal schöner sey, müsse auch ein zehnmal größeres Glück machen. Und als der Bube nachgerade zu Verstand kam, hörte er so oft, er müsse Stadtpfarrer, Amtmann oder Feldoberst werden, daß er glaubte,

er werde dereinst in all den drei Würden zumal glänzen, und so spielte er denn mit seinen Genossen, wie er heute als Oberst zehn Landesverräther und Friedensbrecher einfing, morgen als Amtmann ihnen den Hals absprach und übermorgen die ganze Gesellschaft mit geistlichem Trost zum Galgen begleitete.

Amos war gerade acht Jahre alt, als der gräfliche Hofmaler den Auftrag erhielt, die vier Ecken der inneren Kirchenkuppel mit je zwei schwebenden Engeln al Fresco zu schmücken. Er wußte kein besseres Modell als den wunderschönen Schneidersknaben und malte ihn solchergestalt achtmal nackt und schwebend an die Kirchendecke. Mit leuchtendem Auge sah seitdem der Kleine allsonntäglich nach der Decke, wo er so lustig umherflatterte, und erzählte jedem Fremden mit Stolz, daß er schon einmal als Engel gesessen habe. Bei den Schulknaben hieß er von da an nur der Kirchenengel; er hörte aber diesen Spitznamen gern, und Niemand war so fest wie er selber überzeugt, daß er im Grunde der schönste Mensch in der ganzen Welt sey.

Der alte Haselborn dachte aber, das schönste Kind, welches den schönsten Namen führe, und für einen der drei schönsten Berufe erkoren, zudem bereits als Kirchenengel gemalt sey, müsse auch die schönsten Kleider tragen. Und da er reich war und ein Schneider obendrein, so war es ihm leicht, halb in den Geldbeutel, halb in die „Hölle" zu greifen und seinen Amos mit einer rothen Kappe, grünem Rock und gelben Hosen prächtig auszustaffiren. Das kostete aber dem Jungen viel bittere Thränen; denn die Schulkameraden, welche ihn schon wegen seiner bewunderten Schönheit neideten und neckten, ließen nun den bunten Vogel vollends keinen Tag ungerupft und er hätte manchmal in den Lumpen eines Betteltkindes gehen mögen, die Niemand verspottete. Der Knabe ahnte noch nicht, daß unsere beneidetsten Vorzüge so leicht unser härtester Fluch werden können, und doch weinte er schon bittere Thränen darob.

Aber da gab es nicht blos Spott und Thränen, sondern auch derbe Püffe herüber und hinüber; denn Amos war kein schmächtig schönes Milchgesicht, sondern stark und frisch und ragte allen Altersgenossen über die Köpfe. Nur stand er leider fast immer allein im Streit, die Feinde dagegen rückten ihm in dichten Haufen zu Leibe, und so mußte er wohl trotz Kraft und Muth den Kürzeren ziehn. Da freute es ihn denn doppelt, daß

ihm öfters ein gleichaltriges Mädchen beisprang, des Schulmeisters Marthe, die führte auch eine kräftige Faust, war wild wie ein Junge und in Wort und That allezeit der Anwalt des schönen Kirchenengels. Konnte sie ihm auch nicht den Sieg gewinnen, so theilten doch Beide redlich ihre Prügel, die ausgegebenen wie die empfangenen. Amos nahm die thatkräftige Theilnahme hin, als ob sie sich ganz von selbst verstehe, und wenn ihm Marthe zum Trost für Spott und Schaden heimlich ihr Butterbrod schenkte, so aß er es auch, als ob sich's von selbst verstehe. Von Hause war er gewöhnt, jedes Geschenk, jede Schmeichelei ohne ein Wort des Dankes als gebührenden Tribut zu empfangen, und nur wenn man ihm nichts gab, gerieth er in tiefere Gemüthsbewegung.

Die Eltern aber, welche dem lieben Amos aufpaßten wie die Hechelmacher, sahen sehr scheel zu jener einseitigen Freundschaft. Sie hatten dem Wickelkinde schon seinen künftigen Beruf zugesprochen, also lag es ganz in der Zeitfolge, daß sie bei dem zehnjährigen Buben auch an die künftige Heirath dachten. Der Alte meinte, man habe Beispiele, daß Grafentöchter zu schönen Bauernburschen herabgestiegen seyen, warum sollte sich nicht wenigstens ein adeliges Fräulein finden für den schönsten Schneiderssohn? Amos hatte bei diesem Gespräch an der Thüre gelauscht, und damit er's wisse auch wenn er nicht gelauscht hätte, sagte ihm die Mutter, er möge sich nicht zu gemein machen mit des Schulmeisters Marthe, er müsse noch einmal eine Prinzessin heirathen. Als ihm darum Marthe wiederum ihr Butterbrod als Pflaster auf empfangene Hiebe legte, sprach Amos herablassend: „Marthe, du bist gar gut, und wenn ich einmal eine Prinzessin heirathe, werde ich dich als Kindsmädchen in meine Dienste nehmen." Es war das erste Wort des Dankes, welches Marthe für so viele Butterbrode erhielt, und doch versteckte sich das arme Kind nachher den halben Tag und weinte bitterlich.

Amos wuchs inzwischen heran vom lieblichsten Kinde zum frischesten, kräftigsten Jüngling: er war gewandt, aufgeweckt, heiter, wenn auch etwas selbstgenügsam, und ein klarer Verstand sprach aus dem klaren blauen Auge. Die Blüthe hatte erfüllt, was die Knospe versprochen. Aber auch die am Tauftage geweissagte Kriegszeit hatte sich erfüllt, und die Wehen des unseligen Streites lasteten von Jahr zu Jahr schwerer auf dem

Nassauer Land. Die beiden Schneidersehelente erinnerten sich manchmal ängstlich der Verse Amos am achten, die sie bei des Sohnes Tauftag in die Bibel notirt und fragten sich, ob denn das furchtbare Wort in seiner ganzen Schwere wahr werden solle? Ergriffen von solch ernstem Geiste, bestimmten sie den jungen Amos dem Dienste der Kirche und schickten ihn zuvörderst in die lateinische Schule. Da der schöne Schneiderssohn nun also zum Gelehrten eingeweiht war, so klang ihm sein ehrlicher deutscher Name Haselborn bald zu ungelehrt, unschön und schneiderhaft; er latinisirte ihn nach damaliger Sitte und schrieb sich fortan: Amos Corylofontanus.

Mit jedem Schuljahr aber wuchs die Noth der Zeit; der alte Haselborn kam merklich zurück, empfand es aber minder tief, weil alle andern Bürger gleichfalls zurückkamen und tröstete sich mit der Hoffnung, seinen Sohn in wenigen Jahren als Pfarrer zu sehen, und wenn Amos dann auch gerade keine Gräfin heirathe, so werde er doch gewiß ein adeliges Fräulein als Pfarrfrau heimführen.

Da erschien eines Tages der Rektor im Schneiderhause — es war just an Amos siebzehntem Geburtstage — und bat um ruhiges Gehör. Es sey jetzt wohl an der Zeit, meinte er, über den künftigen Beruf des Jungen endgültig zu entscheiden, auch ungebeten halte er sich darum als Lehrer verpflichtet zu einem offenen Wort. Amos sey der wunderlichste Heilige; Geschick habe er zu jedem Dinge, Fleiß zu gar keinem. All sein Lernen sey Laune. Lese er in den Alten von der schönen Helena, von Paris, Achill, Alexander, von Venus oder Apollo, dann spanne er mit allen Sinnen auf den Text; vom häßlichen Sokrates, vom buckligen Aesopus, vom warzigen Cicero und dem kahlköpfigen Cäsar dagegen wolle er gar nichts wissen. Es sey ein Glück, daß der Teufel so garstig aussehe, wäre er hübsch, so verliebe sich der Bursch am Ende gar in den Teufel. Werde eine lateinische Schulkomödie von Plautus oder Terenz aufgeführt, dann habe Amos zwar nie seine Verse ordentlich gelernt, dennoch aber spiele er die Frauenzimmer und Liebhaber so meisterlich, daß man über der Wahrheit und Anmuth seiner Geberden die halb verschluckten, halb verketzerten Verse vergesse. Der heidnische Amor liege ihm überhaupt viel näher als der biblische Amos. In den letzten Fasten habe er, der Rektor, seinen Primanern eine frei entworfene latei-

nische Meditation über die vier Evangelien aufgegeben; der junge Haselborn aber habe ein gar seltsames Stück Arbeit daraus gemacht, indem er von der „Idee der Schönheit in den Evangelien“ gehandelt! Da sey zu lesen gewesen, wie rednerisch schön die Bergpredigt, wie himmlisch schön das Antlitz der Jungfrau Maria, wie göttlich schön die Gestalt des verklärten Heilandes, wie königlich schön der zorneseifrige Apostel Petrus, wie festlich schön der Einzug in Jerusalem, ja selbst an Judas Ischarioth habe der schöne Amos etwas Schönes gefunden, nämlich seinen rothen Bart. Kurz alles sey schön gewesen in dem Aufsatze, nur nicht das Latein, denn das sey über die Maßen häßlich.

„Wo sitzt da auch nur ein Fünkchen geistlichen Sinnes!“ fuhr der Rektor fort. „Alle Mädchen haben ein Auge auf den Jungen, und er hat zwei wenigstens auf alle schönen Mädchen. Weil kein Spiegel in der Schulstube hängt, beschaut er sich in den Fensterscheiben, und wenn er träumend über meinen Vortrag hinaushört, gleitet sein prüfender Blick vom Buche auf seine zierlichen Finger oder seine stattlichen Beine. Laßt euern Amos einen Maler werden — der alte Hofmaler treibt's ohnedies nicht mehr lange; — zum Pfarrer ist er nicht geboren.“

Die Schneidersfrau zitterte entrüstet über diesen Vorschlag; denn ein Maler war in ihren Augen nur ein höherer Vagabund. Und es entschlüpfte ihr halblaut das Wort: „Es ist ein Unglück, wenn man so schön ist, wie unser Amos; dann finden sich Neider überall.“

Der Rektor aber fing das Wort auf und rief: „Ihr habt einen wahren Spruch gethan; es ist ein Unglück, daß der Junge so schön ist. Wäre er als ein Frauenzimmer zur Welt gekommen oder als ein Cavalier, so würde es ein Glück seyn; wenn aber ein Weilburger Schneiderssohn schöner ist als alle andern Menschenkinder, so ist das ein Unglück, und wenn dieser Schneiderssohn gar seine Schönheit weiß und fühlt und Theologie dazu studiren will, so möchte man weinen über solchen Fluch der Schönheit.“

Sprach's und ließ das Elternpaar allein in Zorn und Staunen über seine Räthselworte.

Amos Haselborn oder Corylofontanus aber ward sofort aus der lateinischen Schule genommen: die Mutter meinte, lieber solle er das Studiren lassen, als daß das arme Kind länger dem Neide des häßlichen Rektors preisgegeben sey. Veränderungslustig, wie

er war, ließ Amos sich das gern gefallen, nur ärgerte er sich über das einfältige Gerede, welches alsbald in der Stadt umlief; denn die Leute meinten, der schöne Schneiderssohn sey nicht eigentlich fortgegangen, sondern fortgejagt worden von der Schule, und das Gerücht dichtete hinzu: wegen einer Liebschaft mit des Schulmeisters Marthe. In der That aber hatte Amos das Mädchen seit Jahren kaum mehr angesehen, und wenn sie ihn ansah, so war es nur verschämt und verstohlen. Das Gerücht aber gewann an Kraft. Denn in der ganzen tadelnden Stadt war Marthe neben den Schneidersleuten die einzige Seele, welche den verleumdeten Jüngling offen und eifrig vertheidigte.

Das kam auch zu Amos Ohren und that ihm so wohl, daß er beschloß, der Marthe die längst schon fällige Schuld eines Dankeswortes abzutragen. Als er aber die schüchterne Jungfrau sah, verkühlte sich die warm begonnene Rede allgemach und schloß mit einigen gedankenlos verworrenen Gemeinplätzen. Denn er gewahrte erschreckend deutlich, daß ihre Nase etwas zu dick sey, die Augen zu klein und der Mund zu breit, so daß man das Mädchen trotz des freundlichen Mienenspiels und der stattlichen Gestalt doch eigentlich kaum hübsch, geschweige schön nennen könne.

Marthe aber erwiderte, wenn er wahrhaft Dank empfinde, so möge er um Gotteswillen ihrem Rathe folgen, dem Rektor Abbitte thun, zu seinen Studien umkehren und ehrlich schaffen, daß er ein guter und frommer Pfarrer werde. Das sey er nicht nur sich und den Eltern, sondern auch ihrem eigenen guten Namen schuldig.

Sie sprach diese ernsten Worte so bescheiden und so bewegt, daß sie dem Amos das Herz würden gewendet haben, wenn ihre Nase nur ein wenig zierlicher, das Auge um ein Kleines größer und der Mund nur etwas feiner gewesen wäre. So aber verhallten sie, weil Amos just im Stillen seine eigene Nase mit des Mädchens Nase verglich, und als er ihr nicht mehr Aug' in Auge sah, da meinte er, recht grob geschulmeistert habe ihn denn doch die Schulmeisterstochter. Aber häßliche Frauenzimmer predigten allerwege gern. Gelte dasselbe auch von den Männern, dann sey er freilich zu schön zum Pfarrer.

Und sogar die Mutter sprach jetzt mit gleichem Wort: Der Rektor hat Recht, unser Amos ist zu schön zum Pfarrer! Denn wenn man sieht, wie in diesen Kriegsläuften die Pfarrer überall

gefangen, geplündert, verjagt werden, daß es fast minder gefährlich ist Soldat als Pfarrer zu seyn, dann war wohl unser Amos zu schön, als daß man ihn in eine Pfarre hätte schlachten dürfen." Doch wurde sie verlegen um des Sohnes neue Laufbahn. Kanzler oder Rath konnte er nun auch nicht werden, da er das Studiren aufgegeben. Die Zeit schwand, das mütterliche Geld gleichfalls, und bereits seit einem Jahr streckte der müßige Sohn seine langen Beine, die er gerne den Beinen des vaticanischen Apoll verglich, unter seiner Eltern Tisch.

Da ward eine Schreiberstelle beim Rentamte frei, und Amos ließ sich herab, sie anzunehmen. Die Mutter tröstete ihn über den Schritt, welchen sie eine Mißheirath nannte und meinte, beim Finanzwesen gebe es doch noch die besten Geschäfte in dieser räuberischen Kriegszeit und wenn er nur einmal plötzlich reich geworden, wie so viele Rentmeister, dann könne man gar nicht ermessen, was Alles weiter geschehen möge. Amos wußte wohl, daß die gute Frau bei letzterem Wort an die bewußte Gräfin oder Prinzessin dachte.

Mit überraschendem Geschick und Eifer ergriff er den neuen Beruf und gewann des Rentamtmannes volles Zutrauen. Da aber selbigesmal am Weilburger Hof und in der Umgegend gerade keine Prinzessin zu haben war, so warf der schöne Schreiber sein Auge vorläufig auf des Rentamtmanns hübsche Tochter Dorothea. Die schulmeisterte nicht wie des Schulmeisters schüchterne Marthe, auch waren ihre Augen groß und ihre Nase klein genug, und wo Marthe gezögert hätte, den kleinen Finger zu geben, da gab Dorothea gleich die ganze Hand. So spielten die jungen Leute geraume Zeit einen ganz heiteren Roman: Amos glaubte sich geliebt und Dorothea ergötzte sich daran, daß er's glaubte. Eines Morgens aber trat der Rentamtmann zu Amos und eröffnete ihm, er sey der vortrefflichste Schreiber, den er je besessen, allein er sey ihm zu schön. Weil er so schön sey, verbiete er ihm — er werde wohl den weiteren Grund errathen — sein Haus und weil die Schreibstube nun einmal im Hause liege, so müsse er ihm leider auch den Dienst künden.

Amos stürzte hinweg, betäubt von Scham und Zorn. Doch schlich er nach einer Stunde wieder zurück, um wenigstens Dorothea einen Wink und Worte der Treue und des Trostes zu bringen. Diese aber bedurfte des Trostes nicht. Sie hatte nur

das Spiel der Liebe gesucht, nicht Liebe, und da aus dem Spiele durch des Alten groben Querstrich ein ärgerlicher Ernst zu werden drohte, so schob sie die Karten bei Seite. Sie sah heute ungewöhnlich schön aus, als sie ihrem Amos verlegen stotternd andeutete, er möge sie vergessen, heirathen könne sie ihn ja doch niemals, die Tochter eines gräflichen Dieners einen Schreiber, der nur ein Schneidersohn. Und dazu hatte die Hexe noch die schönsten Thränen im Auge!

Doppelt geschlagen floh Amos zum zweitenmal aus dem Amthause. Er wußte nicht mehr, was er that, was er fühlte, wo er sich umhertrieb. Heimzukehren zu den Eltern schämte er sich; er stürmte den ganzen Tag durch die Wälder und Felder und schlug sich mit der Faust in's Gesicht, als wolle er ihm Ohrfeigen dafür geben, daß es zu schön sey, und als er gegen Abend sich wieder in der Stadt fand, wußte er selber nicht wie er dahin gekommen und welche Wege er gelaufen war.

Er bog um die Ecke des Marktplatzes am Wirthshause zum Ritter. Da klopfte ihm ein fremder Mann auf die Schulter und rief: „Das ist der schönste Kerl, den ich in meinem Leben gesehen! Kamerad, du mußt eine Kanne Wein mit uns trinken!"

Amos fuhr auf wie aus einem Traum. Vor dem Wirthshause auf dem Marktplatz saßen fremde Soldaten und zechten, sangen und brüllten; einige Bürgersöhne sahen schüchtern von ferne zu, Bauernbursche aus der Umgegend tranken mit den Soldaten; von der Schwanengasse herüber hörte man Trommelschlag. Es waren Werber von dem Regimente, welches Markgraf Hans Georg von Brandenburg damals in den Nassauischen Landen für den Kaiser Ferdinand zusammenbrachte.

„Das ist der erste Mann, dem ich nicht zu schön bin und der mir etwas Gutes bietet wegen meiner Schönheit," dachte Amos bei sich und maß den fremden Soldaten, welcher ihn zum Weine geladen, vom Kopf bis zu den Füßen. Dieser aber maß seinerseits mit noch viel festerem Blicke den jungen Haselborn, faßte seine Hand und zog ihn zu den Zechern. „Da bringe ich den allerschönsten Kerl, der muß zu unserer Fahne schwören!" rief der Werber den Genossen zu, und ehe sich's Amos versah, war er umringt von den Andern, die ihm schmeichelten, zutranken, Brüderschaft boten.

Bebend vor Ingrimm rief er: „Gefall' ich euch! Hol' mich

der Teufel! Ihr seyd die Ersten, denen ich ganz gefalle und gerade schön genug bin."

„Schön genug und schöner als genug!" schmeichelte Einer aus dem Haufen und wollte ihm die Hand reichen. Aber Amos trat wüthend zurück, ballte die Faust und schrie: „Sagt das nicht noch einmal! Wer da spricht, ich sey schöner als genug, ich sey zu schön, dem schlage ich den Hirnschädel ein!"

In diesem Augenblick drängte sich ein Mädchen durch den wüsten Schwarm. „Komm mit mir, Amos, um Gottes Willen! Komm mit mir zu deinen Eltern: sie suchen dich, die Mutter vergeht vor Kummer!" rief sie mit einem Schmerzenstone der Verzweiflung, der einen Stein hätte erbarmen können. Es war des Schulmeisters Marthe. Aus den Fenstern des Schulhauses hatte sie gesehen, wie Amos zu den Werbern gelockt worden war; und während sich sonst die Frauen vor diesem rohen Soldatenvolk in den Wald zu flüchten und in die Keller zu verstecken pflegten, eilte sie aller Gefahr und Schande vergessend mitten in die Rotte; denn es war ihr, als sey der undankbare Freund ihrer Jugend an Leib und Seele verloren, wenn sie ihn jetzt nicht rettete.

Mit wankenden Knieen sah Amos das flehende Mädchen an, die geballte Faust löste sich, und er fuhr sich mit der Hand über Stirn und Gesicht, als wolle er ein wüstes Fiebertraumbild hinwegwischen. „Du hast Recht, Marthe!" sprach er gebrochen, „ich will mit dir nach Hause gehn."

Der Werber aber flüsterte ihm in's Ohr: „Ist das dein Schatz! Pfui schäme dich: ein so schöner Bursch und eine so häßliche Dirne! Ist nicht ihr Gesicht wie aus einer Rübe geschnitzt? Da schau hinüber nach unsern Mädeln, die den Wein kredenzen! Gelt, das ist feineres Kaliber? Und sie alle sollen deine Schätze seyn, wie du willst; — jeden Tag eine Andere!"

Amos warf einen Blick auf die Troßdirnen und spuckte voll Abscheu aus. „Geht mir mit euern Weibsbildern; ich habe keinen Schatz und will keinen haben!"

„Komm mit mir, Amos!" flehte Marthe.

„Ich folge dir!" erwiderte er, verwirrter als zuvor. Denn im selben Augenblicke fiel ihm ein, daß man die Schulmeisterstochter mit dem Rübengesicht nun doch für seinen Schatz halten würde, wenn er ihr folge. Hätten die Soldaten nur nicht gleich beim ersten Anblick über das häßliche Gesicht gespottet!

Und er folgte ihr nicht.

Als er aber sah, daß die Soldaten das geängstete Mädchen beleidigten, ergriff er eine Pike, die am Tisch lehnte und rief wüthend: „Das Mädchen ist nicht mein Schatz, und ich bleibe bei euch, um es euch zu beweisen; aber wer dem Kinde ein Haar krümmt, dem renne ich auf der Stelle den Spieß durch den Leib!“ Die Soldaten standen verblüfft und ließen Marthen ziehen.

Der Werber aber sprach: „Brav, Bursche! Man sieht, daß du Muth im Leibe hast!“ Und einer der eben geworbenen Bauern fügte hinzu: „Der Teufel! Unser Kirchenengel ist wie ein Bär geworden. Wer hätte das von dem schönen Schneiderssohn erwartet!“

Da rief Amos: „Nimm dies für den Kirchenengel und dies für den schönen Schneiderssohn!“ und schlug ihm mit der Pike auf den Kopf, daß der Bauer zu Boden sank und das Blut ihm über's Gesicht lief.

Amos war jetzt seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er fühlte nur, wie man ihn entwaffnete, mit Büttel und Henker drohte, wenn er nicht augenblicklich Handgeld nehme, dann ihm wieder schmeichelte, zutrank, seine Schönheit pries: die Eltern, Marthe, Dorothea, der Amtmann, die Soldaten, der blutende Bauer, Büttel und Henker, Alles wirbelte in seinem Kopfe durcheinander. Er trank und trank, damit er wieder klarer denke; doch toller nur tanzten alle die Gestalten mitsammen und aus dem wachen Taumel fiel er zuletzt in den Taumel des wirklichen Schlafes, und als er wieder zu hellen Sinnen kam, stand die Morgensonne am Himmel.

Der Werbeoffizier schlug ihm mit derber Faust auf die Schulter und rief: „Aufgewacht, Kamerad! Hörst du denn die Trommel nicht? Jetzt marschiren wir nach Herborn zu unserm Regimentsstab. Wärest du nicht der schönste Kerl, wir hätten's uns nicht so schwere Mühe und doppeltes Handgeld kosten lassen, um dich für des Kaisers Fahne zu werben.“

---

## Zweites Kapitel.

Leichter als man hätte denken sollen, tröstete sich heute der nüchterne Amos über den verzweifelten Schritt, welchen gestern

der trunkene Amos gethan. Denn nicht blos den bösen Leichtsinn hatte er als eine Mitgift seiner Schönheit empfangen, sondern auch den guten leichten Sinn. Er dachte, wer vor Tausenden durch die herrlichste Gottesgabe so sichtbar begnadet sey, dem müßten auch noch einmal große Dinge glücken, und es sey ein innerer Widerspruch der Natur, wenn er thatenlos ganz in Schmach und Elend versinken solle; er glaubte an den Stern seiner Schönheit. Daß er jetzt inmitten einer Rotte rohen Gesindels diesem Sterne nachzog, störte ihn gar nicht in seinem Glauben. Es erfrischte ihn, lauter ganz fremde Gesichter um sich zu sehen und willenlos auf einen ganz unbekannten Schauplatz geschleudert zu werden. Er fühlte wohl, daß er sich völlig verfahren habe in seiner alten Umgebung und unter neuen Leuten ein neues Leben anfangen müsse.

Doch dachte er tief betrübt an seine Eltern. Einen Herborner Tuchmacher, der nach Weilburg ging, bat er, dem Vater zu sagen, daß er in dem Regimente, welches großentheils aus Landsleuten bestehe, gut aufgehoben sey und in Jahr und Tag wohl gar als Oberst und gemachter Mann wieder heimkehren werde, der Mutter aber, daß ihr Amos nunmehr ein Pikenir geworden, mit der Pickelhaube auf dem Kopf, dem eisernen Halskragen auf den Schultern, dem Halbküraß auf der Brust und einer achtzehn Fuß langen Pike in der Faust, ferner daß er täglich zwei Pfund Brod erhalte, eine Maß Wein, ein Pfund Fleisch und monatlich vierthalb Reichsthaler Servis. Also brauche sie sich nicht um ihn zu sorgen; übrigens möchten ihm die Eltern nicht zürnen und ihren Segen im Stillen auf seinen Weg senden.

Der große Jammer, welcher sich damals über das weite Land lagerte, verschlang den kleinen Jammer der Eltern um ihren verlorenen Sohn. Wo ein ganzes Volk stumpf wird vor Elend, da trägt auch der Einzelne sein besonderes Kreuz leichter. Die Schneidersleute, von Raub, Brand, Pest, Krieg und Hunger geängstet und heimgesucht, erinnerten sich gar manchmal des Verses aus dem Propheten Amos, welcher nun buchstäblich wahr geworden: „Die Lieder in den Kirchen sollen in ein Heulen verkehrt werden zur selbigen Zeit," spricht der Herr. „Es werden viel todter Leichnam liegen an allen Orten, die man heimlich wegtragen wird." Aber sie gedachten dabei oft kaum mehr des Sohnes, durch dessen Taufe sie diesen Vers sich eingeprägt; denn er war

ihnen in den langen Jammerjahren zuletzt auch wie einer von den todten Leichnamen geworden, die man heimlich hinweggetragen.

Amos hatte inzwischen im Felde einen harten Stand. Unter der rauhen Zucht von des Exercirmeisters Haselstock legte er den lateinischen „Corylofontanus“ wieder ab und kehrte zum ehrlichen deutschen „Haselborn“ zurück. Hätte er nur auch den lateinischen Schliff seines Wesens mit ablegen können, so wäre es ihm unter den wilden Soldaten vielleicht besser ergangen. Aber weil er so schön war, hatte man ihn so fein erzogen, und nun war er eben doch wieder zu fein und zu schön für einen Pikenir. Er hatte sich einen ritterlichen Krieg geträumt, wo er sich mit dem Muthe seines Ehrgeizes und dem Glanz seiner Erscheinung rasch zum Ritter wollte emporkämpfen, und man führte ihn zum Raufen, Rauben und Mordbrennen, zum Leuteschinden und Landverwüsten. In der Schlacht vielleicht der Erste, war er in jenen Heldenthaten doch allezeit der Letzte unter seinen Kameraden, und obgleich er, nach damaliger Art, seine Haut zum öftern einem anderen Kriegsherrn verkaufte, kam er dennoch nie in eine ordentliche Schlacht.

Einmal hätte Amos übrigens beinahe Gelegenheit gefunden zu einer auszeichnenden Waffenthat. Es war im Jahre 1632. Schon trieb sich der Pikenir vier Jahre in Kriegsdiensten umher und stand jetzt bei den Schweden unter Generalmajor von Baudiß und war doch immer noch gemeiner Soldat. Baudiß wollte sich der Rheinstraße von Koblenz nach Köln bemächtigen und es galt ihm vorab, die Burgen, welche diese Straße deckten, in seine Gewalt zu bekommen. Eine derselben mußte mit Sturm genommen werden, und das war eine harte Nuß. Der Generalmajor verhieß denen, die sich freiwillig zur ersten Sturmleiter stellten, Avancement auf dem Platze und doppelten Beutetheil. Amos trat vor Allen vor die Front; aber es warben noch so Viele mit ihm um die größte Gefahr und Ehre, daß der General die Auswahl hatte. Und als sein Auge auf den jungen Haselborn fiel, war es wie geblendet von dessen mannhafter Schönheit. Er dachte bei sich, in einer halben Stunde liegen die zwölf Ersten alle zerschmettert im Graben; es wäre doch Schade, wenn ich den prächtigsten Burschen im ganzen Regiment zum sicheren Tode schickte. Und er stellte den Haselborn mit anderen Ueberzähligen zurück. Das Glück aber fügte es, daß die zwölf Ersten alle das Leben und die Ehre und den Gewinn davon brachten; Amos aber ging

leer aus, obgleich er tapfer genug kämpfte und Püffe übergenug erhielt. Er war eben zu schön zum gemeinen Pikenir, und doch konnte er nichts besseres werden, weil er zu schön war. Wäre der Schneiderssohn gleich als Oberst in's Feld gerückt, er würde gewiß wegen seiner Schönheit den ruhmvollsten Weg gemacht haben.

So zog er wie ein Fremdling unter seinen gröberen Kameraden weiter, ungefreundet und beneidet und doch wahrlich nicht beneidenswerth. Ward aber die Schönheit dem Soldaten zum Fluch, so ward sie dafür wenigstens dem Menschen zu einigem Segen. Denn weil sich Amos so viel feiner und schöner fühlte als die Uebrigen, und an den Stern seiner Schönheit glaubte, versank er doch niemals ganz in den gemeinen Geist und das wüste Treiben der Genossen. In der angeborenen Schönheit sah er einen Adelsbrief, einen ächten Geburtsadel, der auch zu adeligem Leben verpflichte, und die Kameraden, welche seine geheimen Gedanken von ungefähr witterten, nannten ihn gerne den adeligen Schneider.

Da geschah es, daß Amos Haselborn auf seinen Kreuz- und Querzügen eines Tages in ein Dorf am Rheine kam, woselbst sich die ausgehungerte Mannschaft etwas erfrischen und mit Vorrath auf die nächsten Tage versehen sollte. Das vollführten sie in der einfachsten Art. Sie fragten nicht lange, wo Speise und Trank feil sey, sondern schlugen die Hausthüren ein und die Kisten und Schränke und nahmen sich, was sie fanden. Was sie nicht essen konnten, das warfen sie auf den Mist oder in die Brunnen, und hatten sie sich in den Kellern satt getrunken, so ließen sie die Fässer auslaufen. Wir müssen reinen Tisch machen, sprachen sie, damit es morgen schönes Wetter gibt. Und weil sich ein Soldat nicht beschweren kann mit Mundvorrath auf viele Tage, so suchten sie fleißig nach Silber und andern Kostbarkeiten, das trug sich leichter und half ihnen nachgehends doch wieder zu Brod und Wein. Und da die Leute ihr Geld gern in den Betten verbargen, so schnitten sie alle Betten auf und schütteten die Federn auf die Gasse, daß dieselbe mitten in den Hundstagen fast aussah, als ob es geschneit habe. Dies und noch Schlimmeres dazu nannten die Soldaten ein kleines Gabelfrühstück einnehmen und etwas Proviant für den nächsten Hunger.

Wollte Amos nicht von der Luft leben, so mußte er's den Kameraden nachmachen; denn wer sich in solchem Gestürme auf's

Bitten und Kaufen legte, der bekam gewiß nichts. Also stieg er durch's Fenster in's verschlossene Pfarrhaus, setzte dem Pfarrer die Pistole auf die Brust, damit er den Kellerschlüssel etwas rascher finde, und zeigte der Pfarrerin die bloße Schwertklinge, damit sie sich klarer entsinne, wohin sie ihre Schinken und nebenbei auch den Geldbeutel versteckt habe. Als er sich dann satt gegessen und getrunken und mit etwas Baarschaft für die nächsten Tage vorgesehen, legte er sich auf die Bank in der Wohnstube, um ein wenig zu verschnaufen und seinen Gedanken nachzuhängen. Diese Bank war freilich das einzige unzertrümmerte Stück Hausrath im ganzen Zimmer, denn die etwas ungestümeren Kameraden, welche mit ihm eindrangen, hatten alles Uebrige bereits kurz und klein geschlagen.

Da es nun ganz stille geworden war, als Amos allein noch auf der Bank rastete, so glaubte der Pfarrer wohl, das Kriegsvolk sey abgezogen, und Amos hörte, wie er mit der Pfarrerin im Nebenzimmer wehklagend nachforschte, was ihm die Plünderer von seiner Habe noch gelassen hätten. Die Zwiesprach der geschlagenen Eheleute aber nahm plötzlich eine Wendung, daß sie dem schönen Schneiderssohne an die Seele griff, und er sprang von der Bank auf, als hätte ihn eine Natter gestochen.

Der Pfarrer sagte nämlich: „Die Kerle sind lauter eingefleischte Teufel; aber der teuflischste von Allen war doch jener bildschöne junge Mann, der zuerst kam und dir das Schwert vor der Nase tanzen ließ."

Die Pfarrerin dagegen meinte, der schöne Junge sey ja gegentheils vielmehr noch der Beste gewesen. Denn er habe sie doch nicht weiter gemartert, sondern nur bedroht, auch nichts zerschlagen und verderbt, sondern nur genommen was er bedurft habe.

Der Pfarrer aber erwiderte: „Frau, das verstehst du nicht! Freilich schädigten und quälten uns die Andern viel ärger. Allein jenen rohen Bösewichtern hat es Gott schon in ihre Galgengesichter geschrieben, daß sie als Geißeln der Menschheit durch die Welt ziehen sollen. Dieser Bursche dagegen sieht aus wie der Herr Christus und übt doch gemeinsame Gräuel mit den geborenen Räubern. Und wüthet er auch nur halb so arg, so sündigt er doch dreimal schwerer als seine Genossen. Nicht blos sein Gesicht, auch die Sprache und jede Geberde verräth, daß er guter Leute Kind ist. Feine und schöne Spitzbuben sind aber allezeit die

schlimmsten und meist auch inwendig die grausamsten; denn sie sündigen mit der bewußtesten Bosheit und nicht blos wider das Gesetz, sondern auch wider ihre eigene Natur. Man thut sehr unrecht, daß man sich den Teufel als die häßlichste Bestie denkt. Er ist nicht so schwarz, wie man ihn malt, und eben darum am allerschwärzesten. Denn sähe er so bestialisch häßlich aus, so würde seine Gestalt ja die Wahrheit sagen. Er ist aber ein Lügner durchweg; und also geht er schön wie ein Gott einher, und ist in dieser ungeheuern Lüge erst recht der teuflischste Teufel!"

„Nein! das ist zu arg!" rief Amos, in die Thüre des Nebenzimmers tretend; und die Pfarrersleute standen versteint, als sähen sie jetzt den allerschönsten Satan leibhaftig. „Zu jedem Beruf und Glück war ich zu schön, nur zum Teufel bin ich also eben schön genug! Seht, Herr Pfarrer, wenn ich nicht so schön wäre, so wäre ich ein frommer Pfarrer geworden wie Ihr, und statt zu plündern, würde ich nunmehr selber geplündert. Ihr meint, die Schönheit sey ein Freibrief zu allem Guten. Aber ich sage Euch, jene Kerls mit den Galgengesichtern haben es zehnmal leichter, auf Erden ihr Glück und im Himmel die Seligkeit zu gewinnen, als ich, dem sein schönes Gesicht alle Tage ein Bein stellt. Was zittert und wimmert Ihr denn? Ich bin ja ganz gewiß der Teufel nicht, und will Euch nicht verschlingen. Aber zur Strafe Eurer Lästerung wünsche ich, daß Ihr nur ein einziges Jahr die Last der verteufelten Schönheit tragen müßtet, an welcher ich nun schon fünfundzwanzig Jahre schleppe: Ihr würdet dann milder über andere Christen urtheilen und richtiger über den Teufel. Denn wenn dieser die Maske der schönsten Menschengestalt verschmäht, so thut er's nur deßwegen, weil er zu gescheidt ist und wohl weiß, daß er mit dem schönsten Gesicht auf ewig ein gerade so armer Teufel bleiben würde, wie Euer ergebenster Diener Amos Haselborn."

Mühsam erholte sich der Pfarrer von seinem Schrecken und überzeugte sich allmählig, daß er einen ganz gebildeten und wohlwollenden jungen Mann vor sich habe, den nur die Noth und der wüste Brauch des Krieges zur Gewaltthat trieb, und den er klüglich zu seinem Schutz im Hause müsse zu fesseln suchen. Das ward ihm nicht schwer: denn er durfte den Pikenir nur auf die Geschichte der Räthsel seines Lebensganges bringen, die derselbe ja schon anspielend berührt hatte, und es ergab sich Amos bald

behaglichem Erzählen und Plaudern, selber froh, wieder einmal einer feiner gearteten Natur zu begegnen.

So saßen sie lange beisammen in der verödeten Stube, und die Pfarrerin brachte eine Kanne des besten, duftenden Firneweins, dessen Versteck die drohende Pistole doch nicht zu erschließen vermocht hatte. Und so erschloß es am Ende wohl gar die Schönheit und feine Sitte des jungen Soldaten.

Als aber Amos seine Geschichte beendet und der Pfarrer manches treffende Wort dazu gefügt hatte, däuchte es Beiden doch fast seltsam, daß sie mitten in all dem Gräuel der Verwüstung über den Fluch der Schönheit philosophirten, und der Pfarrer sprach, um die Rede zu beruhigendem Schlusse zu führen, mit einem wehmüthig lächelnden Seitenblick auf seinen zertrümmerten Hausrath:

„Es ist nicht blos Euer persönlicher Unstern, sondern der Fluch dieser ganzen Zeit, daß das Schönste und Edelste in uns am härtesten gestraft, ja uns selber zum ärgsten Feinde wird, und wer sich in den Panzer seiner Rohheit und Häßlichkeit hüllen kann, der fährt am sichersten in diesen Tagen des Gräuels."

„Nun habe ich bald das Leben satt!" rief Amos halb lachend, halb zornig dazwischen. „Ich war zu schön für einen Schneiderssohn, für einen Pfarrer, für einen Schreiber, für einen Pikenir, zu schön für's Waffenglück, für's Liebesglück, zu schön für einen Mann und für einen ehrlichen Menschen, nun bin ich gar zu schön für diese ganze Zeit, und nur für den Teufel bin ich gerade schön genug gewesen!"

„Ihr habt mich nicht ausreden lassen," unterbrach ihn der Pfarrer. „Meinem Vordersatz wollte ich hinzufügen: trotzdem gibt es auch jetzt noch Leute, die ein Glück gewonnen haben, wie es der Glanz ihrer Naturgaben verhieß. Und dabei denke ich zunächst an den schwedischen Generalmajor Jakob Ramsay, den Schotten. Er gilt als der schönste und stattlichste Mann im ganzen schwedischen Heere, und wenn ich Euch so ansehe, dünkt mir, Ihr sähet ihm fast wie ein Bruder ähnlich. Dazu ist Ramsay gescheidt, fein erzogen, ein Schüler und Freund Gustav Adolfs, ritterlich tapfer und ein Glückskind ohne Gleichen, der alles durchschaut und dem Alles gelingt. Geld und Güter hat er im deutschen Reiche schon die Fülle gewonnen, und seit er beim Sturm auf die Würzburger Veste so heldenhaft gekämpft und gesiegt,

steht ihm der Weg zu den höchsten Ehren eines großen Feldherrn offen."

„Ist dieser Ramsay auch ein Schneiderssohn?" fiel Amos ein.

„Nein! Er stammt aus altem Adelsgeschlecht!"

„Ah so!" sagte Amos sehr gelassen. „Wäre ich als ein Cavalier geboren, so würde auch mir meine Schönheit höchst förderlich gewesen seyn. Das hat man mir öfters gesagt. Leider ward ich irrthümlich ein Schneiderssohn."

Der Pfarrer aber erwiderte: „Ein Soldat darf niemals an seinem Glücke verzweifeln. Ich kenne Ramsay persönlich, und dieser ist mir zu einigem Danke verpflichtet. Ich will Euretwegen nach Hanau schreiben, wo Ramsay eben das Commando führt. Er erkennt jeden Mann mit wunderbarem Scharfblick und weiß Jeglichen an seinen rechten Platz zu stellen, und vorab hat er den Sinn für Eure feinere Art. Bei Ramsay könntet Ihr Euer Glück machen, und da Ihr ja bei einem schwedischen Regimente steht, so wird es dem Generalmajor leicht seyn, Euch gegen einen Andern einzutauschen. Sollen wir Beide den Versuch wagen?"

Leicht entzündlichen, hoffnungsvollen Gemüthes schlug Amos ein. Der Pfarrer schrieb, und nach einem Vierteljahre war der schöne Pikenir bei dem Kriegsvolke Ramsay's in Hanau. Der General gefiel ihm, wie er dem General. Goldene Träume gaukelten vor seinem erregbaren Geiste. „Gottlob!" rief er aus, „nun ist meine Schönheit doch endlich einmal schön genug und zu irgend etwas Gutem nütze gewesen!" Er rief das aber nur ganz stille; denn der Pfarrer hatte ihm den guten Rath mit auf den Weg gegeben, er möge künftig nicht mehr so viel von seiner eigenen Schönheit reden; das gefalle dem Ramsay so wenig wie allen andern Menschen.

Dieser Heerführer hielt seit der Schlacht von Nördlingen fast vier Jahre lang Hanau besetzt, und die Bürger lobten sein Walten und hatten es damals besser als gar viele Nachbarstädte. Dem umliegenden Lande dagegen war der schottische Schwede mit seinem Kriegsvolk ein Schreck und Gräuel. Denn durch seine Ausfälle und fleißiges Scharmützeln mit den kaiserlichen Streifcorps schädigte und plagte er das flache Land unsäglich. Bei einem solchen Ausfall erstürmte Ramsay sogar die kurmainzische Stadt Aschaffenburg und brachte den Vicedom gefangen nach Hanau. Haselborn bewährte sich so tapfer bei dieser Waffenthat,

daß er endlich zum Fähnrich vorrückte. Und als nachgehends Ramsay unter sehr günstigen Bedingungen mit dem Kürfürsten von Mainz und dem Grafen Philipp Moritz von Hanau wegen der Uebergabe Hanau's verhandelte, welches eben doch allmählig ein verlorener Posten ward und keinen Entsatz hoffen durfte, bediente er sich des eben so federgewandten als klugen Haselborn zu manchem geheimen Kanzleidienste. So sah Amos jetzt allerseits seinen Waizen blühen; die Kameraden weissagten ihm eine glänzende Laufbahn, neideten sein Glück und sprachen: da sieht man doch, wie ein schöner Kerl immer am rascheſten vorwärts kommt.

In dieser Zeit des Waffenstillstandes lustwandelte Amos an einem klaren Winterabende vor den Thoren der Stadt längs der Kinzig. Auch Ramsay liebte diesen sicheren kurzen Gang, und Amos hoffte fast, heute Abend dem General zu begegnen, der sich gerne mit ihm unterhielt. Aber statt des Generals vertraten ihm plötzlich drei zerlumpte Bauern den Weg. Und Einer von ihnen rief: „Das ist der Ramsay, der uns zu Bettlern gemacht hat; jetzt sollst du Schuft bezahlt werden für deine Mordbrennereien!" und schlug dem armen Amos mit der Axt über den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging. Die Andern aber hieben gleichfalls auf ihn los, und wie Amos blutend am Boden lag und ihm die Sinne schwanden, hörte er nur noch den Einen sagen: „Jetzt ist er todt!" und den Andern: „Seyd Ihr auch gewiß, daß es der schöne Ramsay war?" worauf der Dritte erwiderte: „Freilich! Im ganzen Heer gibt es eine solche Gestalt und ein solches Gesicht nicht zum zweitenmal."

Leider hatte ihnen Amos nicht rechtzeitig verdeutschen können, daß es nunmehr zwei schönste Männer im schwedischen Heere gebe.

Als er unter furchtbaren Schmerzen wieder einen Augenblick zu sich selber kam, fand er sich zu Hanau im Lazarethe. Eine Streifwache hatte den Halbtodten entdeckt und heimgetragen. Der Generalmajor stand neben dem Lager und redete ihm freundlich zu. Amos aber sprach: „Mein General, ich habe genug und fühle den Tod nahen. Ich war zu allen Dingen zu schön; darum hat es mir nie und nirgends geglückt, nun bin ich zu guter letzt gar wegen meiner Schönheit aus Mißverständniß todtgeschlagen worden!"

## Drittes Kapitel.

Nachdem Amos diese Worte gesprochen, fiel er in das heftigste Wundfieber und schwebte mehrere Tage zwischen Leben und Sterben. Endlich jedoch siegte seine urkräftige Natur und er begann zu genesen, wenn auch sehr langsam und unter qualvollen Schmerzen und Rückfällen.

Lag er nun so auf dem Bette und zählte die langen Stunden, doppelt lang durch Pein und Ungeduld, dann war es oft sein einziges Labsal, an die Vaterstadt zurückzudenken, ja ganze Tage in Weilburg umher zu wandeln und alle alten Freunde zu begrüßen. Nur selten hatte er während seiner Kriegsfahrten Kunde von den Eltern erhalten und in der letzten Zeit gar nicht mehr; denn auf einen Briefwechsel war da nicht zu zählen, sondern nur auf mündliche Nachricht, wie sie von den durchmarschirenden Söldnerschaaren herüber und hinüber gebracht wurde. Der friedliche Verkehr hatte in diesen Tagen der äußersten Noth und Gewaltthat fast gänzlich aufgehört.

Nun dichtete sich Amos hinzu, was in jenen dürftigen, oft widersprechenden Botschaften lückenhaft geblieben war und lebte im Geiste mit innigstem Behagen wiederum im Vaterhause. Dabei däuchte es ihm aber fast seltsam, daß eine neue und doch alte Gestalt sich immer unwiderstehlicher in den Vordergrund drängte: das Bild von Schulmeisters Marthe. Ja oft machte er sich Vorwürfe und sprach: „Ich besuche, scheint es, nur die Eltern, um die Marthe im Hause zu finden.“ Und obgleich zu seiner Zeit Marthe nur selten zu den Schneidersleuten gekommen und aus bekannten Gründen nicht einmal gerne dort gesehen war, so schwebte es ihm doch jetzt vor, als müsse sie allezeit bei seinen Eltern seyn, er wußte selbst nicht warum.

Dann fuhr er fort in seinem wachen Traum: „Marthens Bild steht ganz deutlich vor mir, wie sie leibte und lebte; die Züge der Eltern sehe ich unbestimmter. Was hat mir nur das Mädchen angethan? Ach vielleicht sind sie alle Drei längst dahin gegangen, das ganze Haus ausgestorben, die ganze Stadt ein großer Kirchhof, ein Trümmerhaufen! und es winken und rufen die alten, vertrauten Gestalten mir nur deßhalb so freundlich, weil sie in der That ganz nahe stehn, hier an meinem Bette, die Geister

der Verstorbenen! Man sagt, in der Erweckung solch sehnsüchtiger Bilder bringe oft der Todte seine eigene Todeskunde dem fernen Freund, wenn sich kein lebender Bote findet."

Bald aber schlug er sich die traurigen Gedanken wieder aus dem Sinn und fragte sich, wie Marthe jetzt wohl aussehe? In erster Jugendblüthe stand sie freilich nicht mehr; sie war ihm gleichaltrig und ging also in's neunundzwanzigste Jahr. Doch fand er, daß sich ihr Gesicht viel schöner ausgewachsen habe. Es gibt ja Mädchen und Jünglinge derberen Schlages, bei denen mit der vollen Körperreife auch erst die Schönheit reift. Zwar waren ihre Augen noch immer etwas zu klein, der Mund hätte feiner seyn können und die Nase zierlicher. Aber zu ihrer stattlichen Gestalt paßte das kräftige Gesicht, und der wunderbare Liebreiz einer milden, guten Seele, welcher aus ihren Augen leuchtete, aus ihrem Munde sprach, verklärte alle Mängel der Form. Wie eine geschminkte Puppe hingegen erschien ihm neben diesem Bild des Amtmanns hübsche Dorothea; anfangs hatte er noch manchmal mit dem Groll der Liebe an sie gedacht, jetzt wies er ihr Gedächtniß zurück mit dem vollen Zorne der Verachtung. „Wie war ich doch blind, daß ich Marthen so ganz verkannte!" fuhr er dann fort. „Es gibt Landschaften, die man erst einmal im Dufte der Ferne gesehen haben muß, um dann ihren traulich anheimelnden Reiz auch in der Nähe recht zu empfinden. Gibt es nicht auch solche Menschen?"

Und so verwandelte er sich im Geist diese Ferne immer mehr zu einer nächsten Nähe inneren Anschauens und durchlebte noch einmal seine Jugend an der Seite seiner einzigen Jugendfreundin, welcher nun auch er in treuester Freundschaft zugethan war. Noch einmal empfieng er aus ihrer Hand alle die tröstenden Butterbrode, allein er dankte ganz anders wie vordem. Er ließ sich noch einmal von Marthen gründlich durchschulmeistern und abkanzeln, und es that ihm bitter wehe, daß er ihr bloß nachträglich im Stillen danken und nicht mehr ihrem treuen Rathe folgen konnte. Und wenn vollends gar die Scene mit den Werbern immer wieder durch seine Seele zog, dann hätte er vor dem Mädchen wie vor einer Heiligen auf die Kniee fallen und an ihrer Hand nach Hause gehen mögen, da er diese Hand doch nur kalt zurückgewiesen, wie man Heilige gewöhnlich zurückzuweisen pflegt. So schmerzlich ihm aber auch die späte Reue war, so tröstete sie

ihn dennoch, und es war ihm, als komme sie immer noch nicht ganz zu spät. Die schwere Krankheit, in welcher er zum erstenmal in seinem Leben gerecht und ruhig in sich hineinschauen lernte, erschien ihm dann zwar als eine Strafe, aber als eine jener göttlichen Strafen, worin sich uns die Gnade und Güte Gottes am tiefsten offenbart.

Immer aber durchglühete ihn rasch wieder ein frischer Lebensmuth. Dann hielt er's für ganz gewiß, daß er Marthen noch einmal sehen werde. Aber wenn sie sich inzwischen verheirathet hätte? Thörichte Frage! Von Liebe und Ehe wollte er ja gar nicht mit ihr reden, sondern nur von guter alter Freundschaft. Und doch würde es ihn schwer geärgert haben, wenn sie sich inzwischen verheirathet hätte! Er mochte nicht daran denken. Aber den Weilburgern wollte er eines Tages zeigen, daß doch was Rechtes aus ihm geworden sey, ein Fähnrich und vielleicht auch mehr, und wollte mit seiner Schulfreundin durch die Straßen spazieren, und er meinte, die stattliche Marthe und er, das gebe schon ein Paar, welches sich sehen lassen könne, — natürlich nur ein Freundespaar.

Gerade bei diesem anmuthigen Bilde trat der Feldscherer vor des Träumers Bett. Amos hatte ihn gebeten, einen kleinen Spiegel mitzubringen, wenn er das nächstemal den Verband vom Kopfe nehme; denn er wollte doch gerne wissen, wie er selber jetzt dreinschaue. Während der Verband gelöst wurde, sah Amos sich noch im Geiste prächtig neben Marthen einherschreiten; da hielt ihm der Doktor den Spiegel vor.

Himmel! war das ein Anblick! Die schönen langen Kopfhaare waren kahl abgeschoren wegen einiger beiläufigen Axthiebe, denen der harte Nassau-Weilburgische Schädel glücklich Widerstand geleistet; die Hauptstreiche aber saßen im Gesicht. Das linke Auge war ausgelaufen, von dort zog sich dann die schwerste Wunde roth und blau über das Nasenbein quer durch den ganzen rechten Backen bis zum Ohre, und der Feldscher hatte die fingertiefe Furche so roh zusammengeflickt, wie ein Bettelmann seine alten Hosen. Amos, der ja doch am besten wußte, welche Hiebe er gekriegt, hatte sich sein Aussehen recht häßlich vorgestellt, aber die nackte Wahrheit überflog gräßlich weit sein kühnstes Phantasiegemälde!

Lang und gründlich schaute er in den Spiegel. Er wollte

lächeln; allein die leise Muskelbewegung schnitt ihm wie ein Messer durch die Wunde. Mit grimmig verhaltenem Lächeln und einem tiefen Seufzer rief er dann:

„Gottlob! Nun bin ich nicht mehr schön!"

Da hörte er, wie ein Echo seines Seufzers, ein gedämpftes Gelächter hinter seinem Kopfkissen. Es war Ramsay, der dem ganzen traurig komischen Auftritt gelauscht hatte. Er trat vor, schüttelte dem Verwundeten wie einem Freunde die Hand und sprach, er möge sich trösten über den Verlust des schönen Gesichtes, durch welchen er seinem Feldherrn das Leben gerettet. Das Glück solle ihm von nun an günstiger auf diese mannhaften Schrammen lächeln als vordem auf die glatten Züge, und mit dem einen Auge werde er ruhmreichere Tage sehen als bisher mit zweien. Er versprach ihm dann stete unbegrenzte Gunst, sofortiges Aufrücken im Dienste und ein reiches Schmerzensgeld in gutem Golde, so wahr er Jakob Ramsay heiße.

Amos hörte das Alles ziemlich gleichgültig an; fast wäre es ihm im Augenblicke tröstlicher gewesen, wenn ihm Ramsay eben so bestimmt versichert hätte, daß des Schulmeisters Marthe in Weilburg noch nicht verheirathet sey.

Das Krankenlager des armen Haselborn zog sich über Erwarten lange hinaus, namentlich wegen einer dritten Hauptwunde in der Hüfte, die er damals nicht hatte im Spiegel zu betrachten brauchen. Schon war es Februar und er lag noch immer im Spital.

Da vernahm er einsmals früh morgens wilden Lärm auf der Straße, dann Waffengeklirr, Flintenschüsse, fremde Feldrufe und Signale; immer näher wälzte sich ein Getümmel von Kämpfenden. Dann ward es plötzlich still. Ein verwundeter Schwede stürzte in den Krankensaal und rief: „Alles verloren! — der Waffenstillstand gebrochen; — die Stadt überrumpelt; Ramsay todt geschossen!"

Verwundete, welche bald nachher von kaiserlichen Soldaten in das Lazareth gebracht wurden, bestätigten die Kunde von Hanau's Fall. Ramsay, der seit Monaten mit dem Kurfürsten von Mainz wegen der Uebergabe verhandelte, hielt bei dem förmlich abgeschlossenen Waffenstillstande alle kriegerische Vorsicht für überflüssig, und die Besatzung lebte längst wie im tiefsten Frieden. Da aber der schwedische Commandant den Grafen von Hanau,

der sich in die Stadt begeben, nicht wieder hinausließ, so behaupteten die Kaiserlichen, er habe eigenmächtig die Waffenruhe gebrochen, überrumpelten unter dem Grafen von Nassau-Dillenburg und dem kurmainzischen Obersten von Metternich die kaum bewachte Veste und bewältigte das Häuflein Schweden, welches sich von Ramsay geführt in der Neustadt tapfer schlug, nach kurzem Kampf. Der Führer ward umzingelt und von einem Musketier in den Rücken geschossen. Die Sieger erwarteten stündlich den Tod des berühmten Generalmajors; trotzdem genas der Schwerverwundete, wenn man ein langes, elendes Siechthum statt raschen Todes Genesen nennen kann. Die kriegsgefangene Besatzung ward nach damaligem Kriegsbrauch alsbald unter die kaiserlichen Fahnen gesteckt.

Amos entging diesem Schicksale nur wegen seiner Wunden. Als der einäugige Mann an der Krücke hinkend das Lager verlassen konnte, befahl man ihm, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden die Stadt zu räumen. „Gottlob, daß ich nicht mehr schön bin," sprach der unverwüstliche Amos, „sonst hätte ich noch einmal wie vor zehn Jahren dem Kaiser Treue schwören müssen."

Bevor er jedoch ging, ward er zu dem gefangenen Ramsay beschieden.

Der verwundete General wurde von den Siegern mit allen Ehren behandelt und sie schlugen ihm den Wunsch nicht ab, seinem Lebensretter, wie er Amos nannte, Lebewohl zu sagen. Tief bewegt trat nun der schöne Amos an das Bett des schönen Ramsay, der von Schmerz und Gram verzehrt freilich auch nur noch ein Schattenbild seiner früheren Schönheit war. Die Thränen aber kamen vollends beiden hart geprüften Männern, als Ramsay nichts weiter denn herzliche Worte des Dankes und Abschiedes dem Hinausgestoßenen zu bieten vermochte, und Amos ward von diesem Dank unendlich tiefer gerührt, als von alle der Gunst, die ihm der mächtige Ramsay noch unlängst an **seinem** Schmerzenslager verheißen. Auch die umstehenden Sieger ergriff der Schauer des Mitgefühls und sie spendeten mehr aus Theilnahme für Ramsay's tragisches Geschick als für die Armuth des Fähnrichs demselben ein überreiches Reisegeld.

Als aber Amos den letzten Händedruck seines Generals und Gönners entgegennahm, fühlte er, daß ihm Ramsay ein kleines Zettelchen in die Hand drückte. Vorsichtig barg er jedes Zeichen

des Staunens oder Verständnisses, und da er von der Wache geführt die Treppe hinabging, warf er rasch einen heimlichen Blick auf den kaum fingersgroßen Papierstreif, steckte ihn dann unbemerkt in den Mund und verschluckte ihn, in übergroßer Angst, daß ihm Einer den Inhalt entwinden möge. Die Wache hatte nichts gesehen.

Auf dem Zettel stand, von Ramsay's zierlicher Hand geschrieben: „In dem Haberkasten über meinem Stalle liegt ein Kleid mit Edelsteinen, wohl zwei Rittergüter werth. Die Hälfte gehört dir, wenn du mir die Steine rettest."

Noch in derselben Nacht schlich sich Amos zu dem Stall; unentdeckt kam er auf den Heuboden, wo der alte unbenützte Haberkasten stand. Des Ortes kundig, war es ihm nicht schwer, den Kasten und das Kleid im Dunkeln zu finden und sämmtliche Steine abzutrennen. Mit zitternden Knieen gewann er wieder das Freie und seine Schlafstätte. Das Kleid war das große Prunkgewand des Deutschordensmeisters gewesen, ein Beutestück aus Mergentheim, welches Ramsay für sich zurückbehalten und gleich nach dem Ueberfall von Hanau in den Haberkasten hatte verstecken lassen. Die fünf großen Edelsteine dieses historischen Prachtstückes aber wurden auf zwölftausend Gulden geschätzt, und da in selbiger Zeit ein Morgen guten Ackerlandes für sechs Gulden, ja zuweilen für sechs Laib Brod feil war, so hätte Ramsay wohl auch schreiben dürfen, die Kleinode seyen zwölf Rittergüter werth.

Früh morgens bereits hinkte Amos Haselborn mit den Edelsteinen im Beutel zum Thore hinaus, scheu umher blickend wie ein Dieb. In der Angst überspannte er seine noch schwachen Kräfte dermaßen, daß er am nächsten Tage in einem wetterauischen Dorfe krank liegen bleiben mußte, und also Muße fand zu bedenken, wohin er eigentlich gehen wolle. Denn gestern war er nur, wie man zu sagen pflegt, seiner Nase nachgegangen; die Nase freilich zeigte wie ein Kompaß nach Norden und im Norden lag Weilburg. Bei der unfreiwilligen Rast aber brannten ihn die Edelsteine in der Tasche, er hatte Tag und Nacht keine Ruhe, daß man sie entdecken oder stehlen möge, und beschloß vor Allem den Schatz an einen sichern Ort zu bringen oder noch besser in die Hände Ramsay's. In Hanau hatte er nämlich noch erfahren, daß man den verwundeten General demnächst nach Dillenburg schaffen werde auf das Bergschloß des Eroberers von Hanau, des

Nassau-Dillenburger Grafen Ludwig Heinrich, der früher auf Seite Schwedens, jetzt zu des Kaisers Banner hielt. Jedermann erwartete, daß Ramsay dort in leichter Haft auf Ehrenwort bleiben oder bald gegen einen andern vornehmen Gefangenen ausgewechselt werden würde, und Amos rechnete aus, daß er bei seinem vorsichtigen Schneckengang durch das unsichere verödete Land wohl nicht rascher an der Krücke nach Dillenburg kommen dürfte, als der General in der Sänfte. Allein er rechnete falsch. Denn wochenlang schleppte er sich elend von einem Dorfe zum andern mit vieltägigen schmerzvollen Rasten, die er seinem zerschlagenen Körper gönnen mußte; die Querzüge der Truppen, denen er ängstlich aus dem Wege ging, trieben ihn immer wieder von der geraden Straße zurück, und so kam der April und Amos war noch nicht in Dillenburg. In zerlumpten Kleidern, die ihm jetzt sicherer dünkten als ein Panzer, bettelte er im Taunus umher; denn er wagte nicht die geschenkten Goldgulden auszugeben, aus Furcht, man möge dann auch seine Diamanten aufspüren. Bei dieser heroischen Nachkur gelangte er wenigstens allmählich wieder zum besseren Gebrauche des verwundeten Beins.

Nun hörte er in jener Zeit die widersprechendsten Gerüchte über Ramsay. Die Einen sagten, er lebe zu Dillenburg frei und geehrt mehr wie ein Gast denn wie ein Gefangener des Grafen, die Andern, er schmachte dort zwischen Kerkermauern. Beides war richtig, insofern Ramsay durch seinen Eigensinn den Grafen veranlaßt hatte, auf etliche Tage den strengen Kerkermeister statt des freundlichen Wirthes zu zeigen. Amos aber dachte: im einen Falle kann der General die Juwelen jetzt fordern, im andern Falle braucht er sie ungefordert am nöthigsten. Und da er seine Ehre als treuer Soldat in diesen Steinen verpfändet achtete, so beschloß er, nunmehr stracks nach Dillenburg zu gehn und koste es ihm den Hals.

Es lag ihm aber Weilburg mitten im Wege. Dennoch schwur er sich zu, lieber einen halben Tagemarsch abseits zu wandern, als die Vaterstadt zu sehen, bevor er in Dillenburg gewesen. „Die Mücke muß das Licht meiden," sprach er zu sich selbst, „und wer zuerst bei der Liebe anklopft und dann bei der Ehre, der ist kein braver Soldat. Vorab muß sich's in Dillenburg ausweisen, ob ich ein Rittergut gewinne oder einen Strick. Habe ich das Rittergut, dann gehe ich auf dem Rückweg nach Weilburg und

frage bei Marthen an, ob sie das Gut mit mir theilen mag, und bei meinen Eltern, ob sie dort ihre alten Tage in Ruhe verleben wollen." Von der blosen Freundschaft redete er jetzt schon gar nicht mehr und meinte, wenn nur erst drei kleine Zweifel gehoben seyen, nämlich ob Marthe noch lebe, ob sie inzwischen keinen Andern geheirathet habe und ob sie ihn überhaupt haben wolle, dann stehe ja baldiger Hochzeit nicht das Mindeste im Wege. Im Bewußtseyn aber, daß er jetzt nicht mehr schön sey, baute er trotz dieser drei Zweifel auf sein Glück.

Entschlossen schlug er nun die Straße nach Dillenburg ein, obgleich sie von Streifcorps, Marodeurs und Troßgesindel wimmelte. Als er eben in einer Dorfschenke die Frühsuppe aß, setzte sich ein bewaffneter Mann neben ihn, der halb einem Soldaten, halb einem Landstreicher ähnlich sah. Der Mann kam von der Dill, und Amos suchte deßhalb das Gespräch höchst behutsam so zu drehen, daß der Fremde von selber vom General Ramsay zu erzählen begann. Es werde dem General jetzt bald an den Kragen gehen, meinte Jener; der Kaiser dränge den Dillenburger Grafen, daß er kurzen Proceß mache, auch habe man bereits einen Secretär Ramsay's und andere seiner Vertrauten eingefangen und auf kaiserlichen Befehl gefoltert. Man spüre nach Geständnissen über den geheimen Briefwechsel, welchen Ramsay in Hanau geführt, nach Aktenstücken, die wider ihn zeugten, auch nach allerlei Kostbarkeiten, die der schlaue Schotte bei Seite geschafft habe.

Amos erschrak nicht wenig und gelobte sich verdoppelte Vorsicht.

„Uebrigens," fuhr der Fremde fort, „werden sie dem Ramsay doch nichts anthun können; denn er ist ein Zauberer. Als er vor den Thoren von Hanau eines Abends einsam spazieren ging, fielen die Bauern über ihn her und wollten ihn todtschlagen, aber in demselben Augenblicke machte sich Ramsay unsichtbar und schob den Bauern eine andere Gestalt unter die Aexte, und als sie diese gefällt hatten und glaubten, der schöne Schotte liege jetzt todt am Boden, war es nur ein Strohmann mit dem scheußlichsten Affengesicht!"

Diese mythische Verklärung seiner selbst war zu stark für den armen Amos. „Wenn es auch ein Strohmann gewesen," rief er zornig, „so war derselbe doch mindestens ebenso schön wie Ramsay und kein scheußliches Affengesicht!"

„So? Wißt Ihr das genau?“ fragte der Fremde.

„Freilich weiß ich's, denn ich bin doch wohl auch dabei gewesen! — — das heißt bei den Bauern, welche die Hiebe führten.“

„Ei Kamerad,“ entgegnete spöttisch der Andere und blickte ihm scharf in's zerfetzte Gesicht, „waret Ihr dabei, dann sehet Ihr aus als ob Ihr die Hiebe gekriegt und nicht als ob Ihr sie ausgetheilt hättet!“

Amos hätte sich selber ohrfeigen mögen, und der Schreck über sein unvorsichtiges Wort fuhr ihm durch alle Glieder. So hatte er sich doch wieder durch die Schönheit, welche er gar nicht mehr besaß, zum dümmsten Selbstgeständniß verleiten lassen! Wochenlang hatte er seine Bekanntschaft mit Ramsay überall auf's geschickteste verborgen und dennoch die Leute ausgeforscht über den General; nur das „scheußlichste Affengesicht“ lüftete ihm unversehens die Maske. Der Fluch der Schönheit reichte weiter als die Schönheit selber.

Er brach das Gespräch kurz ab, machte sich rasch auf den Weg und schlug einen Seitenpfad ein zur Lahn hinüber.

Allein er war noch nicht weit gegangen, als er sich auch schon durch eine Schaar bewaffneten Gesindels verfolgt sah; er suchte zu entfliehen, doch sein schwaches Bein versagte ihm, und die Verfolger winkten drohend mit Pistolen und Musketen. Es waren Nachzügler der verschiedensten Truppentheile, gemischt aus Freund und Feind, die nun einen Raubkrieg auf eigene Faust führten, und der Fremde aus der Dorfschenke schien der Hauptmann dieser Rotte. Bald hatten sie Amos eingeholt und umringt. Anfangs setzte der Anführer mit sarkastischer Höflichkeit das abgebrochene Gespräch fort, und bat zuletzt den läugnenden und abweisenden Amos höchst artig, er möge nur bekennen, daß er ein Anhänger Ramsay's sey. Das gereiche ihm bei ihrer Gesellschaft zu keinem Nachtheil, denn ihnen sey der Kaiser und der Schwede gleich lieb, viel lieber als Beide jedoch ein gutes Stück Geld. Nun stünden aber hohe Preise ausgesetzt auf die umherirrenden Vertrauten Ramsay's, die etwa Papiere oder Kostbarkeiten aus der Hanauer Verlassenschaft bei sich trügen, und er sähe ganz nach einem solchen Vogel aus und sey trotz seiner Lumpen und des zerhauenen Gesichtes viel zu fein für einen zunftgerechten Bettler. Sie wollten ihn nicht auf des Kaisers Folterbank liefern, aber ein tüchtiges Lösegeld müsse er zahlen und zwar auf der Stelle.

„Also ist es immer noch mein Fluch, daß ich zu fein bin," seufzte Amos für sich und betheuerte dann laut, daß man sich in seiner Person irre und daß er ganz außer Stand sey, irgend ein Lösegeld zu bezahlen. Die Quälgeister ließen ihn noch wohlbewacht ein paar Stunden ruhig in ihrer Mitte fortmarschiren. Als sie aber durch den Wald zur Lahn herabgestiegen waren, da wo sich das Bett des Flusses eine gute Stunde unter Weilburg am sogenannten „Hexenloch" zwischen steilen Felsen einengt, machten sie Halt. Am rechten Ufer sprangen die Wände bis in's Wasser vor, und mächtige abgelöste Trümmerstücke lagen noch weit hinaus in der strudelnden Lahn. Ein ganz schmaler Steig, nur bei niederem Wasserstande gangbar, führte an den Felswänden vorüber; rechts und links tiefste Waldeinsamkeit. Das Hexenloch war das prächtigste Plätzchen zum Rauben und Morden.

Hier erklärte nun der Hauptmann dem gefangenen Haselborn, der Spaß sey jetzt zu Ende und seine Gesellschaft beginne ihnen langweilig zu werden, er möge also herausgeben, was er bei sich führe, Papiere oder Geld oder was es immer sey. Und zu gleicher Zeit griffen mehrere handfeste Kerle kräftigst zu, um Amos die Taschen zu leeren und die Kleider vom Leibe zu reißen. Da dieser nun sah, daß kein Verbergen mehr möglich, zog er selber rasch den Beutel voll Gold und Juwelen aus der Tasche und schleuderte ihn weit hinaus in das wirbelnde Wasser. Nun konnten doch wenigstens die Steine nicht mehr wider ihn und Ramsay zeugen.

Die Räuber, welche sich solchergestalt ihre sichere Beute entrissen sahen, wollten anfangs den Amos seinem Beutel nachwerfen, ihn erstechen oder erschießen, allein der Hauptmann wehrte das und sprach: „Jetzt wissen wir ganz gewiß, daß dieser Bursche einer von den verdächtigen Freunden Ramsay's ist. Bewachet ihn fest, damit wir ihn den Kaiserlichen ausliefern und den Preis, welchen er selber zu zahlen weigerte, von seinen Feinden erhalten; die Folterknechte werden dann schon herauskriegen, was er eben in die Lahn geworfen hat."

Im Zorn mißhandelten sie Amos eine Weile und führten ihn dann mit sich lahnaufwärts gegen Weilburg. Als Amos aber die nächste Todesangst überwunden, dachte er ganz im Stillen: „Da versinken zwei Rittergüter und etwas mehr in den Wirbeln der Lahn! Hätte mich mein verfluchter Schönheitsstolz nicht ver-

rathen und wäre ich nicht immer noch zu fein für einen Bettler, so hätte ich auf eines der zwei Rittergüter wohl nächsten Monat schon des Schulmeisters Marthe heirathen können."

An einem Hügel, etwa eine halbe Stunde vor Weilburg, machte die Rotte Halt und lagerte sich. Man konnte von da droben die Stadt übersehen, wie sie mit ihren Mauern und Thürmen auf einem Felsrücken emporstieg, fast rings von der Lahn umflossen. Tief betrübt blickte Amos auf das schöne, ihm so heimliche und doch jetzt wieder seltsam fremdartige Bild. Denn gar Vieles erschien in den Umrissen der Stadt verändert, seit sie der junge Werbsoldat verlassen hatte. Noch in den letzten Jahren erstürmt, geplündert, durch Brand verwüstet, wollte das Weilburg, welches heute vor ihm lag, nicht recht mehr stimmen mit jenem, welches er seit zehn Jahren so treu im Gedächtniß bewahrte. Da fehlte ein Thurm, dort waren Häuserlücken, das Schloß, vordem noch neu und schön, schaute alt und verfallen drein. — „Großer Gott!" dachte Amos, „wenn die festesten Mauern also wankten und stürzten, wie mag es den armen, schwachen Menschen ergangen seyn!" Und es überkam ihn eine große Bekümmerniß, daß die Lieben, mit welchen er nun schon monatelang so innig im Geiste verkehrte, hinweggenommen seyn möchten, gleich jenen Thürmen und Häusern.

Dann aber wurde dieser traurige Gedanke durch einen noch viel traurigeren verdrängt. Er sah klar, daß die Räuberbande, welche ihn gefangen hielt, Ueberfall und Plünderung der Stadt beabsichtigte. Schon nahten sich Zuzüge ähnlicher Art von den benachbarten Höhen, wie nach gemeinsamem Plane; es lagen wohl wenige oder gar keine Truppen in Weilburg, und die stündlich wachsende Bande hatte bequemes Spiel mit einer leicht einzuschüchternden handvoll Bürger. Nun mußte Amos, der wenigstens als ein ehrlicher Soldat von Hause gezogen, als Gefangener dieses Gesindels wieder heimkehren, mußte wehrlos zusehen, wie die Bösewichter wohl gar seiner Eltern und Marthen's Haus verwüsteten und ausraubten, die Leute quälten, todt schlugen, die Stadt anzündeten, um ihn selber nachgehends zu verkaufen an ein peinliches Gericht!

Inzwischen hatte der Führer des Trupps eine Streifwache gegen Weilburg geschickt, daß sie erkundete, ob die Thore besetzt seyen. Die Leute kamen rasch zurück, machten lange Gesichter

und berichteten, bis zum Thor seyen sie nicht vorgedrungen; denn schon im Weilweg, unterhalb der Kirchhofsmühle, sey die Straße durch Pallisaden und ein Fallthor gesperrt. Zwar stehe da außen keine Wache, allein an dem Fallthor sey eine landesherrliche Proklamation mit großen Buchstaben ganz frisch angeschlagen, des Inhaltes, daß Nachzüglerrotten und freie Banden, welche sich in der Gegend herumzutreiben oder gar an die Stadt heranzuschleichen wagten, als Räuber behandelt würden mit kurzem Proceß und langem Strick.

Solche Sprache war diesem Gesindel aber ganz neu; sie waren vielmehr gewöhnt, daß selbst volkreichere Städte ihnen demüthige Deputationen entgegenschickten, um die Plünderung abzukaufen. Der Hauptmann sprach: „Gestern lagen nur wenige schlechte Söldner in der Stadt; denn der Graf ist abwesend und die Hälfte der kleinen Bürgerschaft geflüchtet. Ohne Zweifel aber hat der Graf Wind von unserem Vorhaben bekommen und in vergangener Nacht jene dreihundert Mann in die Stadt geworfen, welche bei Runkel standen. Sonst würden die Weilburger wahrlich die Unverschämtheit nicht haben, eine solche Proklamation vor unserer Nase an's Thor zu heften."

Die Mannschaft theilte des Führers Ansicht, und ohne nur einen Befehl abzuwarten, brach der ganze Schwarm auf und schwenkte rechts in den Wald nach Braunfels hinüber. Sie wollten plündern, nicht kämpfen, und so frech sie gegen den Wehrlosen waren, so feig waren sie gegen den Gewaffneten. Als sie darum nach halbstündigem Marsch einen kleinen Trupp Soldaten, ohne Zweifel einen Vortrab, von Weilburg herüberkommen sahen, löste sich die ganze Rotte in wilder Flucht, und es gelang Amos, seinen Wächtern zu entschlüpfen.

Er eilte aus dem Walde gegen die Stadt. Zu seinem Erstaunen aber bemerkte er nun, daß beide Theile flohen. Denn in demselben Augenblicke, wo die Bande die Soldaten bemerkt und sich zur Flucht gekehrt hatte, waren auch diese erst der Gegner ansichtig worden und zurückgeprallt. Die Soldaten, etwa dreißig Mann stark, liefen wie die Hasen vor dem hinkenden Amos her, und es schien fast, als ob er allein sie in die Flucht geschlagen habe, und doch war auch er wiederum auf der Flucht vor den fliehenden Räubern. Freilich bemerkten die Soldaten bald, daß nur ein einzelner Mann hinter ihnen drein komme; sie machten

darum mannhaft Front, legten selb dreißig die Musketen auf ihn an, forderten ihn auf, sich zu ergeben und machten ihn mit großem Getümmel zum Gefangenen, sofern man nämlich Einen fangen kann, der uns freiwillig nachläuft. Vergebens betheuerte Amos, daß er selber ein Gefangener der Räuber gewesen sey und vielmehr Schutz bei ihnen suche. Die Soldaten — eben jene wenigen schlechten Söldlinge, von welchen der Bandenführer gesprochen — brauchten einen Gefangenen für sich, zum Zeugniß des gelungenen Ausfalles, und wenn ein Mensch wie ein Räuber aussah, so war es jetzt der zerlumpte einäugige Amos. Also fesselten sie ihn und schleppten ihn mit Flüchen und Kolbenstößen nach der Stadt.

Vergebens rief Amos, daß er ein Weilburger Bürgerssohn sey und Amos Haselborn heiße, und ob denn Keiner den alten Schneider Haselborn kenne? Keiner wollte den Namen gehört haben. Das erschreckte Amos heftig. Freilich lagen diese fremden Werbsoldaten erst seit wenigen Monaten in der Gegend.

Doch versicherte Einer im Vorbeigehen, er habe wohl gehört, daß vor Jahr und Tag ein Schneider Haselborn und seine Frau in derselben Stunde an der Pest gestorben seyen. Und als die Soldaten sahen, wie tief diese zweifelhafte Nachricht ihren Gefangenen erschütterte, packten sie ihn aus Mitleid etwas milder an, lockerten seine Stricke ein wenig und sprachen in andern Worten als in Fußtritten und Kolbenstößen.

Amos berief sich auf mehrere Bürger, die ihn wohl noch kennen und für ihn gutstehen würden. Allein jedesmal hieß es, der sey verstorben oder verschollen, und die Soldaten wußten nichts von ihm. Hundertmal brannte es Amos auf der Zunge, nach des Schulmeisters Marthe zu fragen; doch er brachte das Wort nicht über die Lippen; es war ihm, als könne er durch die Verzögerung der schlimmsten Antwort sein letztes, volles Elend selber noch hinauszögern. So verstummte er, und die Stadt, welche immer näher rückte, lag vor seinem schwimmenden Auge wie ein großer Kirchhof.

Da kamen sie an die Pallisaden mit dem Fallthor und der Proklamation. Die Soldaten hielten an, betrachteten lachend die Schrift, und Einer rief: „So hat des Schulmeisters Marthe denn doch den Muth gehabt, des Grafen Proklamation anzuschlagen!“

Dieser Ausruf löste des Gefangenen Zunge. „Also lebt des Schulmeisters Marthe noch?" fragte er bebend.

„Freilich! und ist ein Teufelsmädchen dazu!"

Das war zwiefacher Trost für Amos, denn ein Teufelsmädchen konnte unmöglich verheirathet seyn. Als er aber fragte, warum sie denn Marthen gerade diesen Beinamen gäben, schwiegen die Kerle, fast als schämten sie sich. Einer der Soldaten jedoch flüsterte Amos in's Ohr: „Diese feigen Schufte" (übrigens war er selber eben so geschwind davon gelaufen wie die Andern) „fürchteten sich vor der Rache der Räuber und wollten des Grafen Proklamation nicht anschlagen. Die Bürger wagten es auch nicht. Da sagte Marthe, wenn kein Mann es wage, seines Landesherrn Verordnung zu verkünden, so müsse es wohl ein Weib thun, und eilte vor das Thor mit dem Schriftstück. Meine Kameraden aber bekamen nun solche Angst über diese Herausforderung, daß sie eilends das Weite suchten und gegen Braunfels davon liefen."

Nun ging Amos ein Licht auf über die ganze Kriegsgeschichte dieses Tages. Die Bande war geflohen wegen der Proklamation und die Besatzung gleichfalls wegen der Proklamation; indem dann beide fliehende Haufen sich begegneten, glaubte ein jeder sich angegriffen, und beide prallten fliehend auseinander. In Weilburg aber war weder der Graf, noch eine bessere Mannschaft, sondern Marthe hatte durch das Anschlagen des Mandates die Stadt gerettet und Amos obendrein aus den Händen der Räuber befreit. An ihrer muthigen That erkannte dieser seine Marthe wieder, wie sie einst so kühn unter die Werber getreten war, um ihn zu retten, und er meinte, was ihr damals mißlungen, das sey ihr heute endlich geglückt, sie habe ihn den Banden des rohen Kriegsvolkes nun doch, und wohl für immer, entrissen.

In dankbarer Freude vergaß Amos sogar den Verlust der Eltern; trotzdem ward es ihm bleischwer in den Beinen, als er das Weilburger Pflaster betrat, die Stätte so manchen Jammers, der ihm an's Herz griff, und ihm däuchte, er müsse heute noch viel Schlimmes dazu erfahren.

Die Bürger begrüßten die heimkehrenden Soldaten gerade nicht als Sieger, gingen ihnen vielmehr mit einem Gemisch von Furcht und Verachtung aus dem Wege. Denn die feigsten Söldlinge waren in der Regel auch die boshaftesten. Nur ein alter Leineweber warf ihnen spottend die Frage entgegen: „Was ist

denn das für ein sauberer Gefangener, den ihr heute erbeutet habt?"

„Ei, er ist Einer von Euern Leuten," erwiderte der Feldwebel mit gleichem Spott, „ein Weilburger Bürgerskind! Wollt Ihr für ihn gutstehen oder sollen wir ihn aufhängen, laut des gräflichen Mandats? Amos Haselborn schreibt er sich."

Der Leineweber sah dem Gefangenen in's Gesicht und lachte. „Des alten Haselborns bösen Buben habe ich vor Jahren wohl gekannt; aber dieser Kerl da sieht dem schönen Amos so ähnlich, wie der Schornsteinfeger dem Müller."

„Gottlob!" dachte Amos, „die Leute merken wenigstens, daß ich mich gründlich verändert habe."

„Wollt ihr übrigens genau erfahren," sprach der Leineweber weiter, „ob dies der wirkliche Amos Haselborn ist oder nicht, so führet ihn nur zu des Schulmeisters Marthe, die war, so viel ich weiß, der Schatz jenes Amos, und wird euch heute Abend eben so gut über euere Kriegsbeute Bescheid geben können, wie heute Morgen über die Proklamation."

Der Leineweber sagte das aber nur zum Spott; denn er meinte, bei dem blosen Namen Marthen's müßten die Soldaten vor Scham roth werden bis über die Ohren. Diese aber hatten das Rothwerden längst verlernt, glaubten ihrerseits sich an Marthen zu rächen, wenn sie ihr den Landstreicher als ehemaligen Geliebten in's Haus führten, und schwenkten also zum Markt hinüber, wo Marthe mit ihrer Mutter wohnte; auch ihr Vater war in den letzten Jahren gestorben.

Amos folgte schweigend. Seit er die Straßen der Stadt betreten, schnürte es ihm förmlich die Kehle zu.

Im abendlichen Zwielicht saß Marthe in ihrer Kammer, als die Soldaten hereindrangen. Sie richtete sich auf ohne das mindeste Zeichen von Furcht. Der Feldwebel schob den Gefangenen vor und fragte: „Kennt Ihr diesen Mann?" Staunend und forschend blickte das Mädchen lange auf die verlumpte Gestalt und das zerhauene Gesicht, und fuhr sich über die Augen, als wolle sie heller sehen. Die Erscheinung war ihr bekannt und bewegte sie tief, und doch wußte sie nicht, wo sie diese Züge hin thun solle. Da fragte Amos leis' und bebend, „Marthe! Kennst du mich nicht mehr?"

Kaum aber hatte diese den Klang vernommen, so war es,

als zucke ein Lichtstrahl über ihr Antlitz und sie rief, erstarrt zurücktretend, mit jenem innersten Schrei des Herzens, in welchen sich der höchste Schmerz und die höchste Freude gemeinsam theilt: „Amos! Amos! Das ist der Amos Haselborn!"

Und ob die rohen Soldaten gleich laut auflachten, fiel sie doch dem armen Gefangenen um den Hals und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum zu sich selber kommen. Da verstummten sogar die Söldlinge und mehrere schlichen sich sachte davon.

Amos und Marthe vergaßen ganz, daß noch andere Leute zuhörten, und überschütteten sich mit einer Fluth von Fragen und Antworten, und konnten des gegenseitigen Erzählens kein Ende finden. Als aber Amos berichtete, wie er in die Hände der Nachzügler gefallen und auf Grund der von ihr angeschlagenen Proklamation wieder frei, dagegen nun von den fliehenden Weilburger Soldaten aufgegriffen worden sey, machte sogar der Feldwebel Kehrt, der zuletzt allein noch bei dem Gefangenen ausgehalten, und stieg ganz leise die Treppe hinab; denn von der Proklamation und ihren Folgen hörte er nicht gerne reden, vorab in Marthens Gegenwart.

Es war ganz dunkel geworden in der Stube und die Beiden hätten es nicht gemerkt, wenn nicht die Mutter mit Licht gekommen wäre, und nun erst sah auch Amos, daß er noch gebunden war, und Marthe löste ihm die Stricke. So saßen sie nun selb Dreie beisammen, und Amos erzählte, wie er zu Hanau im Handumdrehen ganz lind und weich geworden durch die fürchterlichen Hiebe der Bauern, und wie ihn dann auf dem Schmerzenslager urplötzlich eine so tiefe Sehnsucht nach Marthen ergriffen, und wie er in der höchsten Pein zuerst erkannt habe, daß sie von allen Menschen ihm am uneigennützigsten gut gewesen sey. Und wenn er an sie zurückgedacht, dann sey es ihm gewesen, als blühe ihm die verlorene Jugend und Schönheit, als blühe ihm das verlorene Paradies der Unschuld wieder auf in ihrer treuen Seele. Allein es wundere ihn, wie Marthe auch ihrerseits so feste Liebe ihm bewahrt, die sie doch nie ausgesprochen und nie erwidert gefunden habe. Marthe aber berichtete ihm fast mit den gleichen Worten, daß in all der Noth der Schreckensjahre das Andenken an den harten, schönen, leichtmüthigen und doch auch wieder so guten Amos ihr wie ein tröstendes Zurückversenken in die selige Jugend gewesen sey, und daß sie in derselben ziellos sehnsüch-

tigen Liebe zu ihm sich hinüber geträumt, in welcher man der unschuldigen Kindheit als eines nie mehr zu gewinnenden und doch unverlorenen Kleinodes gedenke.

Darauf aber sagte Amos traurig: „Unserm inneren Glücke stünde demnach fast nichts mehr im Wege, hingegen dem äußeren Alles! Es war mein Fluch, daß ich zu schön war, zu stolz auf meine Schönheit, und daß ich gar zu oft dachte und sprach, wie schön ich sey. Gottlob! jetzt bin ich nicht mehr schön. Allein ich bin auch nicht mehr schön genug für dich; denn du bist schöner geworden, als ich mir jemals vormalte; die gereifte Kraft der Seele hat die Härte deiner Züge bezwungen und verklärt. Heute Morgen noch glaubte ich ein Rittergut mit dir theilen zu können, jetzt bin ich ein Bettler. Ich habe keinen Beruf, kein Vermögen und wer weiß, ob ich je die volle Kraft meiner Glieder wieder finde, und so wird unsere Liebe bleiben müssen, was sie war: der Traum eines unverlorenen und doch nie mehr ganz zu gewinnenden Kleinods!"

Statt aller Antwort sagte Marthe, sie müsse ihm noch von den letzten Tagen seiner Eltern erzählen. Und sie berichtete dann, daß sie seit Jahren bei Jenen wie das Kind im Hause gewesen sey, befreundet durch die schwere Noth der Zeit, welche sie mit dem verlassenen Paare zu theilen gesucht. Sie habe geglaubt, die Liebe, welche sie dem Sohne nicht geben könne, wenigstens den Eltern schenken zu müssen. Auch in der letzten Krankheit habe sie die Alten gepflegt, und die sterbende Mutter habe ihr den Rest ihres eingebrachten Vermögens übergeben, damit Marthe das Geld aufbewahren möge für den verschollenen Sohn. Die „Summe," so schloß sie, „ist zwar kleiner als in den guten Tagen deiner Eltern, allein da inzwischen alle Welt ärmer geworden ist, so gilt sie noch genug, daß du dir zu dem väterlichen Hause Garten und Feldgut kaufen und als ein geachteter Bürger von deiner Hände Arbeit leben kannst."

„Du beschämst mich heute allerwege," entgegnete Amos. „Am Morgen gedachte ich dir noch ein Rittergut zu schenken, und am Abende schenkst du dem Bettler sein mütterliches Erbe. Aber wenn ich schon das Rittergut nicht ungetheilt hätte genießen mögen, so nehme ich noch viel weniger das Erbe aus deiner Hand, außer du theilest mit mir und gibst mir diese treue Hand dazu."

So löste sich in des Abends stillem Frieden alles Wirrsal des heiß bewegten Tages und der sturmvollen Jahre. Und es war

den Liebenden, als sey ihnen in diesem Frieden eine Verheißung gegeben, daß sie über die schreckliche Gegenwart hinaus auch den ersehnten Frieden des ganzen Vaterlandes noch erleben würden, wie sie ihn vorhergesagt glaubten in dem Tauftexte des Amos: „Aber ich will die Gefängniß meines Volkes Israel wenden, daß sie sollen die wüsten Städte bauen und bewohnen, Weinberge pflanzen und Wein davon trinken, Gärten machen und Früchte daraus essen. Denn ich will sie in ihr Land pflanzen, daß sie nicht mehr aus ihrem Lande gerottet werden, das ich ihnen geben werde, spricht der Herr, dein Gott."

Fast zur selben Zeit, da Amos und Marthe Hochzeit hielten, kam aus Dillenburg die Kunde vom Tode des General Ramsay, und das Gerücht fügte hinzu: der stolze, schöne Schotte habe sich aus Gram zu Tod gehungert. Amos war tief ergriffen von dem traurigen Ende eines so hochbegabten Menschen und erkannte, daß der schönste Mann im Heere, als Schneiderssohn geboren, zuletzt doch noch zu höherem Glück aufsteigen könne, als der schönste Mann als Cavalier geboren. Und zum wenigsten war er froh, daß Ramsay jetzt die Edelsteine nicht mehr brauche, denn die lasteten ihm noch immer etwas auf dem Gewissen.

Er widerstand auch später der Versuchung nicht, eines Nachts in Begleitung seiner Frau mit einem großen Netze nach dem Hexenloche zu gehen und dort den Fluß auf und ab zu fischen nach den zwei Rittergütern. Allein sie zogen nichts als Sand, Geröll und einen Teller voll Weißfische an's Ufer. „Schleichen wir stille wieder heim," sprach endlich Amos, „und backen wir uns die Fische morgen zum Mittagsmahl. Ein Weißfisch ist zwar der geringste Fisch, aber wenn ihn zwei junge Eheleute zusammen verzehren, die einander gerade schön genug sind und lieb übergenug und gehörig Acht geben auf die vielen Gräten, dann schmeckt er doch besser als ein köstlicher Salm an der Tafel einer Gräfin oder Prinzessin — Gott habe meine Mutter selig!" —

Und als sie bei diesen Worten, vom Monde hell beleuchtet, einander in's Auge sahen, da meinten Beide für sich, die Herzensgüte, welche aus den Zügen sichtbar hervorbreche, mache doch das allerschönste wie ein etwas verunglücktes Gesicht erst wahrhaft schön, und kein Maler könne diese allerschönste Schönheit nachbilden, auch wenn er Kirchenengel zu malen verstehe.

Aber Keines sagte es dießmal dem Andern.

# Gespensterkampf.

---

Als Lissabon vor hundert Jahren durch das große Erdbeben zerstört wurde, stockten in Deutschland und weiter hinaus die warmen Quellen und in den Wildnissen des Walchensee's stürzte ein Stück Bergwand herab. Die Quellen kamen wieder und der Bergsturz im menschenleeren Hochgebirg schädigte Niemand. Trotzdem betrachten wir mit besonderem Schauer die heute noch erkennbare Stelle, welche uns erzählt, daß das Erdbeben von Lissabon selbst in den deutschen Alpen nachgezittert habe. Die furchtbare Katastrophe tritt uns hier gleichsam persönlich nahe in ihrer unermessenen Tragweite.

So fühlt sich die tiefer sinnende Einbildungskraft wohl auch auf's unmittelbarste ergriffen, wenn sie eine Katastrophe der Weltgeschichte, die in den Geschichtsbüchern kalt und groß vor uns emporsteigt, nachzittern sieht in dem friedlichen Lebensgang eines fernab wohnenden harmlosen Menschen. Mit Schrecken erkennen wir, daß jedes noch so verborgene Menschenschicksal dennoch verflochten sey in die großen offenbaren Geschicke der Menschheit und fühlen uns beim bloßen Anhören solch eines kleinen nachzitternden Erlebnisses persönlich gepackt, während wir die allbekannten historischen Helden der Katastrophe gegenständlich ferne kämpfen und leiden sehen, wie die Darsteller eines Trauerspiels aus dem Zuschauerraume des Theaters.

---

## Erstes Kapitel.

Schloß Wodenburg im Nieder-Wasgau war das seltsamste Schloß von der Welt; es war keine Ruine und auch kein wohnlicher

Bau, sondern ein Mittelding zwischen beidem, ein Haus, welches hundert Jahre brach gelegen, ohne daß man es hatte zerfallen lassen. Wohlerhalten umfing noch die Ringmauer mit dem wappengeschmückten Thore den Schloßhof, aber zwei Fuß vor dem Thore stand eine hochschüssige Tanne; kein Wagen konnte mehr einfahren und nur Fußgängern blieb zu den Seiten des Baumes freier Paß. Die Tanne inmitten der Einfahrt schien das ächte Sinnbild des Schlosses. Das Pflaster des Schloßhofes war nirgends aufgerissen oder versunken, aber fettes Gras sproßte zwischen den Steinen und eine Ziege nährte sich seit Jahren bequem von der gepflasterten Wiese. Dieses Thier gehörte dem alten Christian, der einzigen menschlichen Seele, die hinter jenem Thore wohnte, vor welchem die Tanne Schildwacht stand. Christian hatte das Schloß obenhin im Stande zu halten und nistete in einem kleinen Häuschen, welches an die östliche Seite des Hauptbaues angeklebt war, und der einsame Christian konnte selber als ein in den Wogen der Zeit unberührt stehen gebliebenes Alterthum gelten. Er unterschrieb sich „Freiherrlich von Wodenburgischer Schloßaufseher auf Wodenburg," und da das mäßig große Haus, welches er hütete, ein massiver Viereckbau mit Ringmauer und vier Erkerthürmchen war und einem Freiherrn gehörte, so mußte man es immerhin ein Schloß nennen. Auch senkte sich am Südwesthange des Burgberges ein kleiner Herrengarten zum Thale nieder; neben verwilderten Hainbuchengängen wucherten dort Boskets von dicht verfilzten Brombeersträuchen, breite Beete von Nachtschatten und lange Rabatten von Brennnesseln in wahrhaft tropischer Pracht. Ein Karpfenteich am Fuße des weiland terrassirten Gartens war auf die Dauer selbst den trägen Karpfen zu stillstehend geworden und sie hatten den Fröschen und Wasserspinnen Platz gemacht, die jetzt über und unter der Decke gelbgrüner Meerlinsen ihr Wesen trieben. An die Nordseite des Schlosses lehnte eine kleine Kirche. Ursprünglich mochte sie die Burgkapelle gewesen seyn; man hatte das Schiff aber schon im fünfzehnten Jahrhunderte erweitert und aus der Kapelle ein Pfarrkirchlein geschaffen, in welches die wenigen armen Bewohner des am Fuße des Burgberges gelegenen Dorfes Wodenburg zum Gottesdienste gingen. Ein bedeckter hölzerner Gang verband Schloß und Kirche und führte aus den Zimmern in den herrschaftlichen Kirchenstuhl.

Diese Zimmer waren das Merkwürdigste am ganzen Schlosse,

Denn man schrieb jetzt 1792, der ganze Hausrath und Schmuck der Herrschaftszimmer aber war seit etwa 1692 unverrückt und unverändert derselbe geblieben und zwar aus folgendem Anlaß. Schloß Wodenburg gehörte den Freiherrn gleichen Namens, die bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts hier gewohnt hatten. Damals aber waren ihnen durch das Aussterben der jüngeren Linie weit schönere Güter jenseit des Rheines zugefallen; die Familie war auf das andere Ufer übergesiedelt, hatte dort ein größeres Schloß, viel prächtiger eingerichtet, vorgefunden und die alte Stammburg fortan innen und außen stehen lassen wie sie stand. Nur selten besuchte noch einer der Herren auf etliche Stunden die verwaisten Räume, gewohnt oder auch nur übernachtet hatte seit hundert Jahren Niemand mehr in denselben. Der altväterliche Hausrath war anfangs aus kluger Vorsicht in unverrücktem Stand erhalten worden, später aus Pietät, und wenn die Freiherrn einen treuen Diener zur Ruhe setzen wollten, so schickten sie ihn als Hüter ihrer Familienreliquien nach Wodenburg.

Nun wurde der Wodenburg aber doch wieder einmal ein längerer Besuch zugedacht und zwar von zwei schönen zwanzigjährigen Mädchen im September 1792. Charlotte, die einzige Tochter des verwittweten Herrn von Wodenburg, hatte sich's als die höchste Gunst vom Vater erbettelt und erstürmt, daß sie mit ihrer Freundin Sophie zwei Tage in den geheimnißvollen Zimmern des alten Schlosses schwärmen dürfe, wo die Zeit hundert Jahre lang still gestanden. Diese Freundin, die Tochter eines reichen Kaufherrn, war mit ihr in Berlin erzogen worden; sie weilte gegenwärtig als Gast in dem väterlichen Hause und wurde in aller Weise geehrt und gefeiert. Charlotte jedoch meinte, was sie Sophien an äußern Genüssen bieten könne, das habe dieselbe längst schon feiner und voller in dem großstädtischen Leben gekostet, ein wahrhaft neuer Genuß dagegen würden ihr ohne Zweifel zwei Tage auf Wodenburg seyn. Die Thorfahrt mit dem Tannenbaum, die gepflasterte Ziegenweide, die Zimmer mit dem hundertjährigen Hausrath und der alte Christian dazu, das waren Dinge, die man in Berlin für alles Gold des reichsten Bankhauses nicht haben konnte. Bei diesem Anlaß wollte Charlotte dann auch einen ihrer liebsten und ältesten Wünsche befriedigen. Denn bisher hatte sie immer nur auf flüchtige Minuten durch die geheimnißvollen Zimmer von Wodenburg wandeln dürfen; aber Tag und Nacht möglichst einsam

dort zu verweilen, das däuchte ihr grauslich schön und ganz besonders sehnte sie sich nach den Schauern der Nacht und nach dem wundersamen Traum, welchen sie sicherlich in dem großen Himmelbett und unter der schweren seidenen Bettdecke träumen müsse, unter welcher ihre Ahnen vor hundert Jahren zum letztenmal geschlafen. Nur frische Matratzen, Kissen und Leintücher bat sie vorher hinüberzuschicken; denn in diesem Stücke fürchtete sie etwas die Familienheiligthümer des siebzehnten Jahrhunderts.

Als der Vater endlich dem Andringen der Tochter nachgab, ward der große Reisewagen gepackt und mit Mundvorrath gefüllt, als gelte es eine achttägige Belagerung des Schlosses auszuhalten. Etliche Flaschen Wein aus dem siebzehnten Jahrhundert wurden mit besonderer Sorgfalt in die Seitentaschen des Wagens geborgen; sie konnten ohne chronologischen Verstoß aus den alten Venezianer Gläsern auf Wodenburg getrunken werden; der Schinken, die Würste und die Wildpretpastete freilich waren neueren Datums. Frau Weiland, eine ehrsame Pfarrerswittwe, welche dem Freiherrn den Haushalt führte, begleitete die beiden Mädchen in der Doppeleigenschaft einer Oberhofmeisterin und Kammerjungfer und der Kutscher sollte zugleich als Bedienter aufwarten. So glaubte der Vater jeder Forderung des Anstandes, der Sicherheit und Bequemlichkeit genügt zu haben. Er selber aber wollte am dritten Tage, bis wann sich die Mädchen seiner Ansicht nach in dem alten Neste wohl satt gelangweilt hätten, hinüber kommen, um die ganze Gesellschaft wieder heimzuführen.

Am Nachmittage hielt der Wagen bei der Tanne vor dem Schloßthor. Die beiden Mädchen stiegen lachend aus, schlüpften, jede auf einer andern Seite des Baumes, zum Portale hinein und schritten dann Arm in Arm über den grasbewachsenen Hof, wo sie von dem alten Christian staunend begrüßt wurden. Nachdem ihn Charlotte wegen der nöthigen Vorkehrungen an Frau Weiland gewiesen, führte sie ihre Freundin in den verwilderten Schloßgarten. Beide schwelgten zunächst in der Wonne, ungestört und einsam sich selber zu haben, und der schwärmerischen Charlotte gesellte sich noch die nicht minder süße Lust hinzu, diesen wundersamen Ort, von welchem sie so oft erzählt, der Freundin mit beredtestem Führereifer nun in voller Wirklichkeit zu zeigen. Indem sie Sophien durch die Buchengänge führte, wo sie schon als Kind seltsam aufgeregt umhergestreift, war es ihr, als sey ihre

Freundschaft, die doch kaum sechs Jahre alt, nunmehr auch in die Kinderjahre zurückverlängert worden. Denn wenn wir Jemand recht lieb gewinnen, wird es uns ja ohnehin schwer zu begreifen, daß es einmal eine Zeit gab, da wir noch gar nichts von ihm wußten, und wir dichten uns gerne das wahrhaftige Mährchen vor, als sey eine Neigung, die nur mit uns selber sterben soll, auch von Anbeginn mit uns selber geboren.

„Dieser Lustgarten ist doch etwas unwegsam," sagte Charlotte; denn sie war eben mit ihrem Kleide in einem Dornbusch hängen geblieben, und als sie zugriff, um sich frei zu machen, verbrannte sie die Finger an einer großen Nessel. „Sehr unwegsam! Uebrigens habe ich meine eigenen Gedanken, wie dem abzuhelfen sey. Setzen wir uns auf diesen Baumstamm; ich will dir meinen Plan vorlegen." Es war in der That das Beste, sich auf den Stamm zu *setzen*; denn über ihn *hinauszusteigen* hätten die beiden Mädchen doch nicht vermocht. Eine dicke, knorrig veräſtete Eiche, von den Stürmen des letzten Frühjahrs gefällt, lag nämlich quer über dem verwachsenen Pfade, jeden weiteren Schritt verbietend.

Charlotte begann: „Mein Lehrer behauptete, Wodenburg habe ursprünglich Wodansburg oder der Berg des Wodan geheißen, und was wir als alt oben in dem Schlosse anstaunen, das sey im Grunde funkelneu gegenüber jenem Uralterthum, auf welches der Name des Berges zurückdeutet. Wo jetzt die Kirche steht, da lag die Opferstätte, der heilige Hain des Wodan; in den katholischen Zeiten war darum die Kirche dem Erzengel Michael geweiht, dem Nachfolger und Erben Wodans auf so manchem Berge. Was sagst du dazu, Sophie, wenn wir dem alten Wodan wieder zum Rechte verhülfen und diesen verwilderten Lustgarten in seinen Opferhain verwandelten?" —

Sie hielt an, wie Jemand, der auf eine bedeutende Frage eine bedeutende Antwort erwartet.

Sophie jedoch warf ganz leichtfertig die Worte hin: „Aber der Hain des Heidengottes war ja, wie du selber bemerktest, gar nicht im Lustgarten, sondern oben, wo die Kirche steht."

„Liebe Freundin," sagte Charlotte, „wo es sich um eine zweitausendjährige Geschichte handelt, da verzeiht man's den größten Gelehrten, wenn sie einen ganzen Büchsenschuß weit neben's Ziel schießen, warum sollte man es *uns* nicht verzeihen, daß wir hier

den Wodanshain einen Büchsenschuß seitab vom rechten Flecke stellen? Das ist antiquarische Licenz. Hier unter deutschen Eichen und Buchen wollen wir uns in Germaniens- und des Wodansberges Urgeschichte zurückversenken, hier wollen wir Klopstocks Bardiete lesen und die Gesänge der Barden Rhingulf und Sined, und einige Gartenbänke im altdeutschen Bardenstyl müssen dann auch neben den gebahnteren Pfaden aufgestellt werden, denn auf diesem knorrigen Eichenstamm sitzt man doch entsetzlich schlecht, und an der lieblichsten Stelle des Haines muß Klopstocks Büste auf granitenem Sockel aus dem Dickicht hervorleuchten. Ich habe schon die Inschrift für den Sockel gewählt, die Chorstrophe der Hermannsschlacht:

Höret Thaten der vorigen Zeit!
Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, die Thaten der vorigen Zeit nicht,
Doch tönen sie euerm horchenden Ohr,
Wie das Säuseln im Laube, wenn die Mondnacht glänzt!"

„Bei Wodan und Braga! Das wäre schön!" bemerkte Sophie fast spöttisch und rümpfte kaum merkbar das kleine Spitznäschen. „Aber zerstörst du dir nicht selber wieder dein Alterthum, wenn du Klopstock, einen Lebenden, mitten hinein pflanzest?"

Mit Eifer versetzte Charlotte: „Nein! Und zwar um deßwillen nicht, weil Klopstock ein Dichter ist. Mit dem rückwärts gewandten Sehergeiste des Sängers bürgerte er sich ein unter den traumhaften Gestalten der dunkelsten Vergangenheit und ließ uns Alle heimisch werden unter ihnen und einherwandeln neben Wodan und Hermann. Und wie er jedes empfindsame Gemüth unter den Lebenden hineingeführt in den altdeutschen Urwald, daß wir schauten und lauschten, so stelle ich auch seine, des Lebenden, Büste mitten in Wodans Hain. Das Brustbild des Alterthumsforschers würde mir das Alterthum meines Haines stören, nicht aber das Brustbild des Dichters. Der Forscher enthüllt uns, wie fernab dem heutigen Leben die alte Zeit liegt, welche er zergliedert; der Dichter singt uns unmittelbar in den Traum der alten Zeit, daß uns tausend Jahre werden wie ein Tag und die eigene Gegenwart uns versinkt in dem Zauberbilde der Vergangenheit."

Die beiden Mädchen erhoben sich schweigend und stiegen die

Nordseite des Abhanges hinauf, bis sie aus dem Garten tretend vor der Kirche standen.

„Wir kommen von dem verwachsenen Pfad der Sage auf festen geschichtlichen Boden," sagte Charlotte, indeß sie die Freundin durch die offene Kirchenthüre zur Sakristei führte. „Sieh hier dieses alte Meßgewand; ich kann es nur mit Entsetzen und doch auch wieder — du magst mich tadeln — mit einem gewissen Stolze betrachten. Die dunkeln Flecken auf dem Gewande sind Blutflecken, das runde Loch in der Mitte ward von einer Kugel geschlagen. Unsere Familie bekannte sich schon in der ersten Zeit der Reformation zum lutherischen Glauben; die Nachbarschaft war zum großen Theile bischöfliches Gebiet, also katholisch. Da schlichen sich nun die Priester bald offen, bald heimlich herüber, um unsere Bauern wieder rückfällig zu machen zum Papstthum. Mein Ahnherr drohte solchen Sendlingen mit schwerster Strafe. Vergebens! Als er einmal mehrere Wochen von Wodenburg entfernt gewesen, vernahm er bei der Heimkehr unten im Dorfe, ein Priester habe sich gar in seine eigene Schloßkirche geschlichen, und lese die Messe. Wüthend über solche Frechheit stürmt mein Ahn den Berg hinauf, tritt in die Kirchenthüre, sieht den Priester am Altare und schießt ihn nieder, ohne ein Wort zu reden. Seitdem hat man nicht mehr versucht, die Wodenburgischen Bauern katholisch zu machen; das durchschossene blutige Meßgewand aber ward zum ewigen Andenken hier in der Sakristei bewahrt."

Charlotten war fast der Athem vergangen, während sie die wohlbekannte Geschichte am Orte der That der Freundin erzählte, und diese wandte sich schaudernd ab von dem durchbohrten Gewand und rief: „Fürwahr, das ist entsetzlich!" Als sie aber die Kirche verlassen hatten und zum Schlosse hinüberschritten, gewann das Nachdenken bei der anmuthig verständigen Sophie zuerst wieder die Oberhand über den unmittelbaren Gefühlseindruck. Sie sprach: „Unsere aufgeklärte Zeit wird dem Ritter Recht geben, daß er mit dem Priester so kurzen Prozeß gemacht. Geht man doch weiter und macht jetzt drüben in Frankreich auch den Rittern gerade so kurzen Prozeß. Vielleicht kommen dann wieder Tage, wo man jenen Priester wie diese Ritter gleicherweise Märtyrer nennen wird. Uebrigens begreife ich, daß du nicht ohne Stolz der erschrecklichen Geschichte gedenken kannst. Es erhebt uns, die Vorfahren handelnd in weltbewegende Ereignisse verflochten zu

sehen, sey ihre That auch noch so klein gewesen. Die Familiengeschichte hat dann doch ein Stücklein Weltgeschichte aufzuzeigen. Und dünkt die That uns hart und grausam, so sprechen wir: das war die Schuld jener harten Zeit, dem Ahnherrn aber schreiben wir es gut, daß er als ein Kind dieser Zeit wenigstens keck und frischweg gehandelt habe."

Bei diesen Worten betraten sie die alten Herrschaftszimmer. Die sahen so behaglich aus und doch zugleich so gespensterhaft. Zwar stand noch all der Hausrath unverrückt, wie ihn die Familie vor hundert Jahren verlassen und füllte fast zum Uebermaß die engen Räume. Trotzdem erschienen diese leer. Denn auf dem Nähtisch fehlte die halbvollendete Arbeit der Hausfrau, auf dem Schreibpulte Bücher, Papiere, Dintenfaß, bei den kleinen Stühlchen der Kinder lag kein Spielzeug, und obgleich die Toilette im Schlafgemach noch mit dem Silberspiegel und den großen Wasserbecken prangte, vermißte man doch jene zahllosen Fläschchen, Töpfchen und Kästchen, welche eine Dame für ihren Putz bedarf. Alle diese Dinge hatte man mitgenommen. Sie verbinden aber den gröberen Hausrath erst recht persönlich mit dem Besitzer und erzeugen jene kleine Unordnung, die auch dem verlassenen Zimmer das trauliche Gepräge eines bewohnten Raumes gibt. An den Wänden hingen die Brustbilder der ehemaligen Bewohner, im steifsten Prunke kalt und hart gemalt. Sie schauten so ernst und traurig darein und schienen sich zu langweilen in den überfüllten und doch leeren Räumen, in welchen die Zeit hundert Jahre lang still gestanden.

Die Stühle und Sessel des Staatszimmers waren mit Stickereien bedeckt, welche das Auge der beiden Mädchen besonders fesselten. So stickte man jetzt nicht mehr; das waren ganz verschollene Sticharten. Wie lange schon moderten die Hände der Frauen und Fräulein des Hauses, welche vermuthlich diese mühsame Arbeit ausgeführt! Hier entdeckte man noch einen kleinen Fehler, dort hatte sichtbar eine andere, fertigere Hand begonnen. Was mochte die Stickerin gedacht und empfunden haben, als sie in so beschaulicher Arbeit hier die Nadel führte!

Mit derlei Fragen und Ausrufen warfen sich die Mädchen zuletzt bequem in die alten Sessel. Sophie aber meinte, es komme ihr nun doch nicht vor, als seyen die ursprünglichen Besitzer erst gestern von diesen Stühlen aufgestanden, denn die

Sonne habe inzwischen ja alle Farbe der Stickerei hinweggebleicht und die Mottenlöcher im Rückkissen stammten wohl auch nicht von Anno 1692. Wären die alten Stühle noch neu, dann könne man sie ein ächtes Alterthum nennen, da sie aber inzwischen so sehr gealtert, so seyen sie eben nicht mehr die alten, sondern neu in einem andern Sinne; denn die hundert Jahre hätten sie nun doch ganz leise zu etwas Anderem gemacht, als sie ursprünglich gewesen.

Charlotte, welche die Ironie der Freundin allezeit zum Ernste zurückbog, erwiderte: „Liebe Sophie! Ich sage in deiner Redeweise, du würdest etwas vernünftiger reden, wenn du etwas weniger Verstand hättest. Das Alte, genau so, wie es vor hundert Jahren war, rührt uns nicht, ja wir vermöchten es nicht einmal als alt zu erkennen. Wir müssen nicht blos schauen, wie es ursprünglich gewesen, sondern auch wie das Jahrhundert verändernd darüber hingegangen ist. In diesem Widerspruche liegt die Poesie des Alterthums. Die Burgruine versetzt uns mitten unter die Ritter, nicht aber das wohlerhaltene altdeutsche Schloß, obgleich die Ritter doch nicht in Ruinen hausten. Aber die Ruine weckt in uns den ganzen Schauer der Vergangenheit, und indem wir das Alte als gestorben umfassen, wird es uns wieder wahrhaft lebendig. Das Alte als Gegenwart auf uns wirken zu lassen, vermag in aller Welt nur der Dichter; darum kann man sagen, er zieht uns reiner in ferne Zeiten zurück als alle Trümmer und Antiquitäten der Welt.

Wie es aber Stimmungen gibt, in welchen man zum Kirchhofe sich flüchtet, nicht um die Todten zu schauen wie sie leibten und lebten, sondern um mit ihnen als Todten lebendig zu verkehren, so zog mich auch die friedlose, zerwühlende Stimmung dieser Zeit schon lange nach Wodenburg. Denn wenn von Frankreich herüber jeder Tag eine neue Gräuelbotschaft bringt, wenn das Erdbeben der Revolution die Grundpfeiler von ganz Europa erschüttert, dann mag man wohl gerne auf ein paar Tage sich und die Welt vergessen in diesem grabesstillen Heiligthum, umrauscht von den Geistern eines vergangenen Jahrhunderts, welches sturmvoll war wie das unsrige; in seinen Reliquien aber zeigt es uns traulichste Ruhe, denn der Friede des Todes liegt auf ihnen."

Sie erhob sich und führte die Freundin in das nahe Erkerstübchen. „Sieh im Westen jene blauen Berge, hinter welchen

so eben die Sonne versinkt! Sie liegen in Frankreich. Bei uns ist noch Frieden; da drüben wüthet der Krieg. Was hilft alles Selbstvergessen? Das Leben behält dennoch sein Recht. Hinter jenen blauen Bergen kämpfen deutsche Krieger, um das Advokatenregiment in Paris zu stürzen und den König wieder auf seinen Thron zu setzen. Die ausgewanderten französischen Edelleute, welche mein Vater gastlich aufnahm, bringen ihm täglich hoffnungsvollere Kunde. Wenn nun der Vater uns übermorgen abholt und uns vom Thore aus schon entgegen riefe, daß das deutsche Heer des Herzogs von Braunschweig gesiegt, daß es Paris im Sturm genommen habe, daß das gute alte Recht von nun an wieder Recht seyn und bleiben werde! O liebe Sophie, wir würden den ganzen Plunder vom siebenzehnten Jahrhundert und alle Heiligthümer von Wodenburg vergessen und uns glücklich preisen, daß uns Gott vergönnt in keiner andern Zeit zu leben als in dieser schönen Gegenwart!"

Sophie drückte der Freundin warm die Hand und schwieg und schüttelte leise mit dem Kopfe. Charlotte sah es nicht; sie starrte mit Thränen im Auge westwärts nach den blauen Bergen und dem blutroth verglühenden Abendhimmel.

---

## Zweites Kapitel.

Beim Abendbrode erschien Frau Weiland, die Oberhofmeisterin, um mit den Mädchen zu speisen. Christian wartete auf; den Kutscher hatte man sammt den Pferden in der Dorfschenke untergebracht. Das Tischgespräch war trocken und gleichgültig: in Gegenwart einer Oberhofmeisterin kann auch das phantasievollste Mädchen keine Geister beschwören. Die beiden Fräulein nippten ein wenig an dem hundertjährigen Weine, die ehrwürdige Frau that einen tieferen Trunk. Charlotte rühmte die duftende Blume des alten Gewächses, Sophie tadelte den herben Geschmack, Frau Weiland empfahl seine magenstärkende Kraft. So fand eine jede ihren eigenen Geist wenigstens im Weine wieder.

Gleich nach Tische sagten die Mädchen der alten Dame gute Nacht. Charlotte hatte gesorgt, daß Frau Weiland jenseit der

Hausflur schlief, welche die Gemächer des oberen Geschosses in zwei Hälften theilte. Sie wollte möglichst einsam mit ihrer Freundin die süßen Schauer einer Nacht auf Schloß Wodenburg durchkosten.

Als die Mädchen nun so allein bei zwei flackernden Kerzen saßen, beschlich sie Beide doch ein peinliches Bangen; aber Keine gestand es der Andern. Die aufregenden Gespräche und Eindrücke des Tages zogen ihnen durch die Seele; sie schauten einsylbig, oft lange schweigend vor sich hin.

Man hörte dröhnende Tritte in der Vorhalle. Die Mädchen schraken zusammen. „Es ist wohl Christian, der das Thor schließt und in sein Häuschen zu Bette geht," sagte Sophie lächelnd, rascher gefaßt als ihre Freundin.

Dann gab es wieder eine lange Pause; man hörte den Holzwurm im Getäfel klopfen.

Die ferneren Winkel des Zimmers waren nur dämmerig beleuchtet, rechts und links aber führten offene Thüren in zwei Schlafgemächer. In dem einen stand das riesige Ehebett, welches Charlotte für sich zum Lager erkoren, in dem andern ein kleineres altes Bett, für Sophien bestimmt. Keine aber wagte es jetzt in die dämmerigen Winkel oder gar in die dunkeln Kammern zu blicken. Ein Krachen in dem trockenen alten Holzwerk steigerte die Furcht.

„Fürchtest du dich?" fragte endlich Sophie kleinlaut.

„Wie sollte ich mich fürchten?" entgegnete Charlotte mit einer Stimme, welche ihre Frage Lügen strafte. „Ich sehe mich hier von vertrauten Gestalten umschwebt. In einem adeligen Hause bürgert man sich von Kindesbeinen in die Vergangenheit ein. Die alten Herren und Frauen, welche von diesen Bildern auf uns herabblicken" — doch wagte sie keinen Gegenblick — „haben nichts Gespenstiges für mich; ich habe seit ich denken kann mit ihnen gelebt, und sollten sie gleich auf der Stelle mir als Geister erscheinen, so weiß ich doch, daß ich mich in der Familie und in bester Gesellschaft befinde."

„Ei, dann fürchte ich mich noch viel weniger," parodirte Sophie. „In einem bürgerlichen Hause lebt man von Kindesbeinen immer frisch in der Gegenwart und weiß, daß das Vergangene todt ist. Und wenn dir's vor jenen Geistern nicht bangt, weil sie dir nur als gute alte Bekannte erscheinen können, so

habe ich's noch viel sicherer, denn ich weiß, daß sie überhaupt gar niemals kommen werden."

„Es lohnte wohl die Probe, welcher Glaube besseren Schutz gewährt!" rief Charlotte, zitternd vor Angst und Unmuth. „Verlangst du es, so gehe ich auf der Stelle ganz allein in den Wodans-Hain hinab und bringe dir einen Zweig der Eiche, auf welcher wir heute saßen."

„Das wäre doch ein schwacher Beweis!" entgegnete Sophie und schüttelte die Locken ihres kleinen Trotzköpfchens. „Vor dem Wodan habe ich nun gar keine Angst. Der ist mir viel zu alt. Auch die Unsterblichkeit der Gespenster ist nur eine verlängerte Sterblichkeit, und eine alte Geschichte, die so ewig lange her ist, verliert zuletzt den unmittelbaren Duft des Alterthums. Vor dem Geiste eines gestern Verstorbenen fürchten sich die meisten Leute, vor den Geistern Adam's und Eva's fürchtet sich kein Mensch mehr. Mir dünkt es viel bequemer und doch überzeugender, wenn du einmal versuchtest, eine Weile fest und unverwandt in jenes dunkle Zimmer zu schauen."

Charlotte wagte den Versuch, fuhr aber rasch zurück und heftete den Blick beschämt auf den Tisch.

Sophie sprach nunmehr mild und begütigend: „Liebe Freundin, am Ende fürchten wir uns alle Beide, obgleich eine Jede für sich das beste Schutzmittel wider die Furcht besitzt. Ich gestehe dir auch gerne, daß es mir unheimlich ist, dort in der dunkeln Kammer allein zu schlafen, nicht aus Furcht vor Gespenstern, sondern aus Furcht vor der Gespensterfurcht. Das Ehebett, welches du dir ausgewählt, hat Raum für vier so dünne Gestalten wie wir und scheint eher ein Bett für die ganze Familie als ein bloses Ehebett gewesen zu seyn. Wie wäre es, wenn du mir Gastfreundschaft in deinem ungeheueren Bette gewährtest? Können wir nicht schlafen, so lassen wir das Licht brennen und plaudern durch die ganze Nacht alle Gespenster hinweg."

Sichtbar entrüstet lehnte Charlotte diesen Vorschlag ab. Das große Himmelbett war ihr immer ein ganz besonderes Heiligthum gewesen; hier hatten ihre Ahnen vor hundert Jahren zum letztenmale geschlafen, und wenn das Bett ja noch einmal benützt werden sollte, so durfte ihres Erachtens nur ein Glied der Familie dasselbe wieder einweihen. Es war anmaßlich von der bürgerlichen Kaufmannstochter, der Versuch einer Profanation, daß sie

zum erstenmale mitschlafen wollte in der adeligen Familienreliquie. Dennoch kämpfte bei Charlotten die Liebe zu der treuen Freundin mit dem abenteuerlichen Vorurtheil.

Sophie aber schnitt den Knoten rasch entzwei und sagte: „Fürchtest du dich nicht, allein in dem großen Bette zu schlafen, so fürchte ich mich in dem kleinen noch viel weniger.“

Abermals gab es eine Pause peinlichen Schweigens.

Da erklang plötzlich Musik durch die lautlose Stille der Nacht, tiefe, ernste Töne, die immer mächtiger aufsteigend heranwogten; sie hallten von der Kirche herüber, es waren Orgeltöne! Doch mit solcher Macht hatten die Mädchen noch niemals Orgel spielen hören und noch niemals so alterthümlich erhabene Harmonien, die wie ein breiter Strom, Fluth an Fluth, einherbrausten.

Charlotte ward todtenblaß und hielt sich krampfhaft an der Lehne ihres Sessels. Sophie sprang auf mit einem hellen Schrei. Sie sah auf die bleiche Freundin, welche gerade unter dem Bilde ihrer Urgroßmutter saß, und bemerkte entsetzt, wie ähnlich jetzt die Urenkelin der Ahnfrau sey, nur däuchte ihr das Bild ein lebendes Wesen und die erstarrte Freundin das Gespenst des Bildes, und sie wußte nicht, was sie tiefer erbeben mache, die Orgeltöne aus der Kirche oder die Geistergestalt Charlottens.

Diese aber winkte ihr Stille, erhob sich heldenhaft fest und sprach: „Sophie! Ich muß hinüber in die Kirche. Jetzt oder nie kann ich inne werden, ob es den Lebenden vergönnt ist, mit ihren Vorfahren über das Grab hinweg zu verkehren.“

Sophie hielt die Freundin am Kleide fest, bat und flehete, daß sie da bleibe und wollte Frau Weiland und Christian wenigstens als Schutzwache herbeirufen. Alles vergebens! Schon schritt Charlotte zu der Thüre des Ganges, welcher auf den herrschaftlichen Kirchenstuhl führte; der Schlüssel steckte, die Thüre war nur von innen verschlossen. Charlotte beschwor Sophien, keinen Lärm zu machen; es war, als werde sie von den fort und fort heranwogenden Tönen widerstandslos hinweggezogen.

„Wenn wir denn durchaus Geister sehen müssen, so will ich wenigstens Licht dazu haben,“ rief Sophie verzweiflungsvoll, holte eine der brennenden Kerzen und eilte der Freundin nach. Das andere Licht blieb in dem verlassenen Zimmer.

Auf dem Verbindungsgange erreichte sie wieder die traumhaft aber fest Voranschreitende, umklammerte sie und sprach: „Theuerste

Charlotte! Blicke doch hier seitwärts nach den Kirchenfenstern: in der Kirche ist's ganz dunkel und die Orgel wird sicher wo anders gespielt. Und graust es dir denn nicht vor dem blutigen Meßgewande?"

„Es ist ein Zeugniß des Glaubenseifers meines Ahnherrn und mit diesem Gedanken kann ich es zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ruhig betrachten," erwiderte Charlotte.

Jetzt traten sie in den Kirchenstuhl. Mit einem abgerissenen Accord verstummte die Orgel. Obgleich die plötzliche Stille nunmehr fast unheimlicher war, als vorher die Musik, so schritt doch Charlotte aus dem Stuhle auf die nahe Orgelbühne. Da trat ihnen ein altes, hageres Männlein entgegen; in der Linken hielt es eine trübe Laterne, mit der Rechten streckte es ein großes Notenbuch vor, gleich einem Schilde. Beide Parteien blieben stehen und maßen sich eine Weile schweigend: Charlotte fast unwillig verwundert, als wollte sie fragen — „Nichts weiter?" Sophie in unruhiger Angst; der alte Mann mit zweifelnd verwirrten Blicken.

Endlich rief Sophie: „Der Mann ist kein Gespenst; er hat von Noten gespielt: Gespenster spielen alles aus dem Kopfe!"

„In der That, das ist nicht die Urgroßmutter von dem Bilde, sondern die Urenkelin, unser gnädiges Fräulein Charlotte," sprach jetzt der Alte gleichfalls sichtlich erleichtert, nahm sein Notenbuch unter den Arm und machte einen Bückling, wie er vor fünfzig Jahren schon altmodisch gewesen. „Christian hat mir nicht gesagt, daß die Herrschaften im Schlosse sind, sonst würde ich gewiß zu so später Abendstunde die Orgel nicht berührt haben."

„Und wer seyd Ihr denn eigentlich, guter Mann?" fragte Sophie.

„Ich bin der abgesetzte Schulmeister und Organist Kaspar Rübsamen."

Beschämt wollte Charlotte wieder hinweggehen. Sie hatte zum wenigsten den glaubenseifrigen Ahnherrn mit seinem Mordgewehr zu sehen gehofft und nun war es blos ein lebendiger abgesetzter Schulmeister mit einem abscheulich plebejischen Namen.

Aber der Alte vertrat ihr den Weg und bat demüthigst um kurzes Gehör. Es sey ihm schweres Unrecht geschehen und vergebens habe er bisher um eine Audienz bei dem Kirchen- und Schulpatron, ihrem gnädigen Herrn Vater nachgesucht; auch seine schriftlichen Eingaben seyen unbeantwortet geblieben. Nun wolle

er der Tochter wenigstens sein Leid klagen, vielleicht lege sie ein Fürwort bei dem Vater ein.

Gutherzig und allezeit bereit, einem schuldlos Gekränkten zu helfen, kehrte Charlotte wieder um, und nach ihrer Art jede Thatsache mit höheren Bezügen verknüpfend, dachte sie, diese Geisternacht auf Wodenburg sey denn doch eine Fügung des Himmels, der verborgenes Unrecht habe an's Licht bringen wollen. Sie setzte sich also mit Sophien auf die Bänke neben der Orgel und sprach herablassend und mit entsprechender Handbewegung zu dem Schulmeister: „Setze Er sich, Wurmsamen, und rede Er ganz frei."

„Rübsamen, wenn Ew. Gnaden erlauben! Ich war vierzig Jahre lang Schulmeister und Organist im Dorfe Wodenburg und darf mich wohl einen schulgerechten Musikanten nennen; denn ich lernte das Orgelspiel und den Contrapunkt von einem Schüler des großen Sebastian Bach. Heiligere Musik als dieser erhabene Ahnherr meiner Kunst hat kein Mensch je geschrieben, und so spielte ich denn beim Ein- und Ausgang der Kirche und zwischen Altardienst und Predigt immer nur Präludien und Fugen, Phantasien und contrapunktirte Choräle vom alten Bach. Der alte Pfarrer verstand die Musik und erbaute sich daran, und die Bauern, welche nichts davon verstanden, erbauten sich ebensogut. Nun kam aber eine neue Zeit und ein neuer Pfarrer. Leichtfertige Schwarmgeister wurden Mode, Gluck, Haydn, Mozart und wie diese verliebten Bänkelsänger alle heißen, in deren Harmonie keine Kunst und Schule, in deren Melodie keine Pracht und Gravität zu spüren ist. Der neue Pfarrer war ein Rationalist. Er wollte kürzeres Orgelspiel, weil die Wassersuppe seiner Predigt so ungeheuer breit und lang fließt, und befahl mir, meine Fugen abzukürzen. Der Ignorant! Eine Fuge ist ein unlösbares Ganze, wie kann man die abkürzen? Es ist, als wollten gnädiges Fräulein Ihren Strumpf kürzen, indem Sie ihn unten abschneiden: die ganze Strickerei fädelt sich auf und alle Zehen kommen heraus. Dem neuen Pfarrer war meine alte Musik überdies zu orthodox, zu wenig aufgeklärt. Wir zankten uns darüber, der Pfarrer wurde grob und ich wurde noch gröber; denn wenn man mir an meine Heiligthümer der guten alten Zeit tastet und an meinen Ahnherrn Sebastian, dann kann ich sackgrob werden, und so ward ich schließlich wegen Injurien gegen den Pfarrer des Dienstes entsetzt. Jetzt spielt ein neuer Schulmeister zum Eingang

ein Rondo von Pleyel und zum Ausgang den Menuett aus Don Juan, und das paßt vortrefflich zu der Predigt in der Mitte. Tiefer jedoch als der verlorene Dienst schmerzt es mich, daß ich nur noch wie ein Dieb in der Nacht Orgel spielen darf; denn der neue Schulmeister läßt mich natürlich nicht hier herauf. Der alte Christian aber, der alles Alterthum zu schätzen weiß, gab mir seinen Kirchenschlüssel, damit ich wenigstens im Dunkeln, wann die gespensterscheuen Leute des Dorfes sich nicht mehr auf den Berg wagen, heimlich den großen Geist vergangener Zeit beschwören kann."

„Und fürchtet Ihr Euch nicht?" unterbrach ihn Sophie.

„O nein! Der alte Bach scheucht mir allen Spuk hinweg. Indem ich mich in die geheimsten Gedanken des unsterblichen Todten versenke, wird Alles um mich her lebendig und sprüht und leuchtet lauter Leben. Wie sollen sich Gespenster in solche Fülle von Licht und Leben wagen? Wenn ich ja dergleichen fürchtete, so wäre es am hellen Tage drunten bei dem neuen Pfarrer und Schulmeister; die sind todte Schatten, bei denen mir's kalt um's Herz und Nacht um's Auge wird."

„Und doch zittertet Ihr vorhin bei unserm Anblick? Sind wir auch solche todte Schatten?" fragte die muthwillige Sophie.

„Furcht ist ein eigen Ding," entgegnete der Alte. „Wenn man auch das beste Schutzmittel wider dieselbe besitzt, so läuft es Einem doch manchmal eiskalt den Rücken herunter. Uebrigens hielt ich nicht umsonst mein Notenbuch wie einen Schild empor. Es enthält jene überaus herrlichen Choralfugen, welche Sebastian Bach so bescheiden als seiner „„Klavierübung dritten Theil"" bezeichnet hat, und zwar in des Meisters eigener Handschrift. Betrachten Sie mit Ehrfurcht diese windschiefen Noten, diese gekritzelten Correcturen und vor allem die vielen Dintenkleckse. Sie sind ein Zeichen der Aechtheit. Denn der große Sebastian radirte nie und strich selten aus, sondern wenn er sich verschrieben, wischte er die falsche Note mit dem Finger weg und putzte denselben dann vermuthlich an der Perücke ab oder an dem Futter seiner Rockschöße. Bei diesen Dintenklecksen, die wie Kometenschweife durch die Fixsternreihen des Notenfirmaments fahren, fühlt man den unmittelbarsten Hauch des schaffenden Geistes, und oft birgt der Klecks eine nicht minder tiefe verlöschte Schönheit als die verbesserte Note nebenan. Diese theuere bekleckste Handschrift aber, in welcher der Meister schaffend uns erscheint, halte ich wie einen Schild

empor und fordere im Namen des ewig lebenden schaffenden Geistes jedes Gespenst zum Kampfe heraus!"

„Jetzt haben wir heute Abend schon das dritte Schutzmittel wider die Gespensterfurcht," rief Sophie, „und doch fürchteten wir uns alle Drei."

„Und der Junge, welcher mir die Bälge tritt," fügte der Schulmeister hinzu, „besitzt glaube ich noch ein viertes und ist, wie ich sehe, trotzdem davongelaufen."

Charlotte war mit steigender Theilnahme den wunderlichen Reden des Alten gefolgt. Sie versprach, den Vater zu bitten, daß er einem Märtyrer der guten alten Zeit, welcher den Eifer für seinen künstlerischen Ahnherrn so schwer gebüßt, wieder zu einer Stelle verhelfe.

Kaspar Rübsamen aber fiel ihr fast beleidigt in die Rede. „Um Gotteswillen keine Organistenstelle mehr! Soll ich bei einem anderen Pfarrer den Menuett von Mozart spielen? Ich bin mit Recht wegen Injurien abgesetzt und will es bleiben. Nur die Gnade möchte ich von dem gnädigen Herrn erbitten, daß mir die Orgel zu jeder Stunde des Werktags für meinen Bach geöffnet werde; am Sonntage mag dann der neue Schulmeister der Gemeinde vorspielen was er will."

Charlotte wollte antworten, aber ein seltsam verworrenes Getöse nahm ihr das Wort vom Munde weg.

Der Alte sprang an's Fenster und rief: „Die Rathhausglocke im Dorfe drunten läutet Sturm!" Und zugleich rief Sophie, welche eilends zur andern Seite hinausgeschaut: „Ein großer Menschenschwarm mit Fackeln und Laternen dringt durch den Lustgarten den Berg herauf. Wie sie schreien und singen! Ein lustiges Lied! Und wie klingt es doch so gräßlich!"

„Ein lustiges Lied?" fragte der Alte. „Laßt mich doch hören, welches Lied sie singen!" — Alle lauschten athemlos. — „Jetzt verstehe ich das Lied," sprach er dann mit der leisen Stimme des starren Schreckens, „jetzt weiß ich wer die Leute sind. Das ist die furchtbarste Gespensterschaar! Höret ihr die Tanzweise? Verstehet ihr den Rundreim?

Vive le son
De canon:
Dansons la Carmagnole."

## Drittes Kapitel.

Mit Staunen erfuhr der Schulmeister erst jetzt von den geängsteten Mädchen, daß sie fast ohne Begleitung auf Wodenburg eingekehrt seyen. An Flucht war nicht mehr zu denken; denn in wenigen Minuten hatte die andringende Schaar das Schloß umzingelt. Die Mädchen wollten in ihre Gemächer zurück, um bei Frau Weiland und Christian Schutz zu suchen, aber der Alte widerrieth das dringend, blies rasch und entschlossen die Kerze und sein Laternchen aus und überzeugte die Mädchen, daß sie, in der Orgel der dunkeln Kirche versteckt, weit sicherer als im Schlosse seyen. Charlotte forderte, daß dann aber wenigstens Frau Weiland ihre Zufluchtsstätte theilen müsse; sie wollte die alte Frau nicht hülflos allein lassen und eilte zu deren Zimmer hinüber. Allein sie fand es dunkel und leer. Die gute Alte, welche gleichfalls vor Angst nicht schlafen konnte, hatte nämlich schon viel früher den Lärm gehört und die herandringende Masse gesehen, und war in das Gemach ihrer Schützlinge gestürzt. Als sie es aber verlassen fand und auch im ganzen übrigen Hause keine Spur von den Mädchen, glaubte sie, dieselben seyen schon vorher entflohen, zürnte heftig, daß man sie im Stich gelassen, und entkam mit Christian im letzten Augenblick, nachdem sie das Thor noch von Außen verschlossen hatten. Auf dem Weg zum Dorfe begegneten ihnen fliehende Bauern und berichteten, die beiden Fräulein seyen so eben mit dem Kutscher im hellen Galopp nach der Stadt gefahren. Dies war richtig, insofern es den Kutscher betraf. Als derselbe nämlich unten im Dorfe die drohende Gefahr erkannt, hatte er sofort die Pferde angeschirrt und wollte auf's Schloß fahren, um seine Herrschaft in Sicherheit zu bringen, sah aber den Fahrweg von Weitem bereits besetzt und jagte nun, so schnell die Pferde laufen konnten, nach der zwei Stunden entfernten Stadt, um von dort den Bewohnern des Schlosses Hülfe zu bringen.

So hatte im Grunde Jeder klug gehandelt und das Seinige gethan, und dennoch waren die Mädchen hülflos abgeschnitten oben zurückgeblieben.

Der Schulmeister, welcher hinter den dunkeln Scheiben des Kirchenfensters Alles genau beobachtete, erklärte Charlotten bald,

daß die Andringenden weder Bauern des Dorfes seyen, noch französische Soldaten, sondern aufgewiegeltes Volk und Gesindel aus den elsässischen Grenzdörfern, welches in den letzten Tagen schon mehrfach die entferntere Nachbarschaft in Schrecken gesetzt habe. Uebrigens spreche man auch seit heute früh von einem Einfall Custine's auf deutschem Boden, und vermuthlich stehe das freche Umherschweifen dieser Banden mit den Bewegungen des Revolutionsheeres in Zusammenhang. Er meinte, die Leute würden hier oben wohl allerlei Muthwillen treiben, etwa die Fenster des Schlosses einwerfen, aber sicherlich auch rasch wieder abziehen, da man weit und breit wisse, daß auf der gespenstigen Wodenburg nicht viel zu suchen sey. Etwas gefaßter belauschten nun auch die Mädchen das unerwartete Schauspiel.

Mit gewaltigen Schlägen pochte man wider das Thor des Schloßhofes, vor welchem die Tanne Schildwacht stand, schrie, heulte, pfiff und wartete dann wieder einige Minuten, ob von innen keine Antwort erfolge. Im Schlosse blieb es stille wie im Grab. Da mehrten sich immer donnernder die Schläge, das Holzwerk krachte, die Thorflügel stürzten zertrümmert in den Hof, die Menge fluthete nach, erfüllte bald den weiten Raum und pflanzte unter gellendem Gejauchze den Freiheitsbaum mit der Jakobinermütze in dessen Mitte. Es war die Tanne vor dem Portal, das Sinnbild des Schlosses, in welchem die Zeit hundert Jahre geschlafen, die man beim Einschlagen der Thorflügel gefällt und nun als wurzellosen Freiheitsbaum bekrönt hatte!

Nachdem aber die Tanne aufgerichtet und unterm Absingen der Carmagnole umtanzt war, zerstreute sich der Schwarm nach verschiedenen Seiten des Schloßberges. Die einzelnen bunten Gruppen schienen sich eher zur Feier eines Volksfestes anzuschicken als zur Erstürmung des Schlosses. Doch begann planlose Gewaltthat bald auf allen Seiten. Die schlecht verwahrten Nebengebäude wurden erbrochen und verwüstet, die Wappen von den Thoren heruntergeschlagen, ein paar beutelustige Kerle drangen in den kleinen Keller bei dem Häuschen Christians, den sie anfangs für den Schloßkeller hielten, brachten aber unterm jubelnden Hohne ihrer Gesellen nur ein altes Sauerkrautfäßchen herauf.

Vor dem Eingang des Herrschaftsgebäudes drohte eine ernstere Scene. Einige der entschlossensten und bestbewaffneten Männer versuchten hier einzudringen. Aber die Thüre, von innen durch

eiserne Querstangen gefestet, widerstand; die Fenster des Erdgeschosses waren wohl vergittert; zum Einsteigen in den oberen Stock fehlte es an einer Leiter.

Da gewahrte Einer Licht in dem Erkerzimmer, welches auf den Garten ging: es war jene zweite Kerze, die Sophie auf dem Tisch zurückgelassen. „Das ist ein Gespensterlicht!" rief eine Stimme. „Das Schloß ist seit hundert Jahren unbewohnt. Sehet ihr die Schattengestalten, welche an der Decke auf und nieder tanzen?"

Einige lachten, Andern grauste es. Vier muthige Bursche aber kletterten über die Mauer in den Lustgarten, um das Erkerzimmer von vorn zu fassen, und forderten die Insassen auf, herabzukommen und die Thüre zu öffnen. Keine Antwort; das Licht schimmerte ruhig weiter. Da sprach Einer von den Vieren: „Ich will den harthörigen Herrschaften da droben die Ohren aufknöpfen!" legte sein Gewehr an und schoß in das erleuchtete Fenster. Alles blieb stumm; das Licht schimmerte fort, nur etwas unruhiger, vom Luftzug bewegt, der durch die zerschossene Scheibe drang. „Sehet ihr die Schattengestalten nicht immer wilder und zürnender an der Decke tanzen!" fragte ein Anderer. Man wiederholte den Schuß. Dieselbe Stille wie vorher. „Kann man die Gespenster nicht herausschießen, so kann man sie vielleicht herausräuchern!" rief ein Dritter und schleuderte seine Fackel in weitem Bogen zu dem zertrümmerten Fenster hinein, Andere thaten das Gleiche, und in wenigen Minuten quoll statt des unheimlich stillen Lichtschimmers dicker Rauch aus dem Fenster hervor.

In demselben Augenblicke aber brauste ein mächtiger Choral, wie von den Posaunen des Gerichtes, zu den Frevlern herüber. Die unsichtbare Musik schien aus der Luft zu kommen und überhallte gewaltig die Tanzweise, welche von den Gruppen auf der andern Seite des Schlosses zwischen durch klang. „O Ewigkeit, du Donnerwort": die Weise war es, welche mit vollstem Orgelton aus den rauchenden Gemächern herabzudröhnen schien, und dazwischen, immer dünner und zaghafter verschwebend: „Vive le son de canon: Dansons la Carmagnole!"

„Das sind die Geister von Wodenburg!" riefen Stimmen in dem Haufen, und gerade der Muthigste, welcher zuerst geschossen, sprang nun in sinnloser Flucht den Berg hinab. Die Andern folgten ihm, der Schloßhof ward leer und stille.

Schlimmer jedoch stand es auf der andern Seite, an und in der Kirche. Als der Schulmeister in seinem Verstecke sah, wie die Angreifer nach den Fenstern des Schlosses schossen und Feuer hinein warfen, an ihren Ausrufen aber doch auch wieder ihre Gespensterfurcht erkannte, sprach er zu den Mädchen: „Jetzt müssen wir diese Tröpfe bekämpfen und verjagen oder wir sind verloren.“ Und er bat Sophien, in den Orgelkasten zu schlüpfen und die Bälge zu treten. Sophie widersprach; sie hielt es für sicherer, stille zu bleiben, als die wilde Rotte herauszufordern. Aber Charlotte kroch muthig in die Orgel und begann die ungewohnte Arbeit. Da zog der alte Rübsamen die Register des vollen Werkes und ließ zuerst den Choral in den breitesten Accorden erschallen, als würde er von der Gemeinde gesungen, dann aber wob er die mächtige Fuge Sebastian Bach's über den Choral, der breit und schwer in den tiefsten Contratönen des Pedals unter dem phantastischen Tongewimmel der Oberstimmen einherdröhnte. Und wie es sich für Gespenster ziemt, spielte er Alles aus dem Kopfe.

„Nicht zu hastig, gnädiges Fräulein!“ rief er zu der Bälgetreterin hinüber. „Sie dürfen den Balg nicht wieder aufheben, bevor er all seinen Wind ausgeblasen hat, sonst schreien die Pfeifen! Nur ruhig, Fräulein Sophie! Haben die Schufte wirklich das Schloß angezündet? Nur ruhig! Wir verbrennen nicht; der Wind bläst aus Nordost, er wird die Flamme von der Kirche hinwegtreiben. Sie treten die Bälge noch immer zu hastig, Fräulein Charlotte, das ganze Werk wird sich verstimmen. Wir haben Zeit, wir können die Fuge ausspielen, und noch einige andere dazu, bevor der erste Funke auf's Kirchendach fällt. Nur keine abgekürzte Fuge!“ Und dazwischen sang er wieder im tiefsten Brustton mit seinem Pedalbaß: „O Ewigkeit, du Donnerwort!“ und: „Mein ganz erschrock'nes Herze bebt, daß mir die Zung' am Gaumen klebt.“ — „Werfen die frechen Kerle gar die Kirchenfenster ein!“ rief er dann wieder, und in der That fielen die Scheiben klirrend auf das Pflaster herab. „Jetzt kommen sie gar an die Thür'! Das hätte ich nicht gedacht! Ganz stille, Fräulein Sophie, nicht gewimmert! Schlagen sie uns auch todt, so sterben wir wenigstens mitten im fromm erhabenen Gesange, und so lange unser Herrgott seine Hand über uns hält und der große Sebastian mir Feuer in die Seele gießt, fürchte ich den Teufel nicht, geschweige diese miserablen Schufte!“

In der That war der Trupp, welcher unweit der Kirche lagerte, nicht halb so tief gepackt worden von den überirdisch feierlichen Tönen, wie die Andern. Denn da sie die Kirche vor Augen hatten, so merkten sie wohl gleich, daß man dort Orgel spiele, und es erging ihnen nicht wie Jenen, welche wähnten, die dämonische Musik schalle aus den brennenden Gemächern. Doch näherten sie sich nur verzagt dem Gotteshause; galt es doch für ganz besonders spukhaft. Als aber ein paar böse Buben Steine wider die Kirchenfenster warfen, wuchs den Uebrigen der Muth. Ein ortskundiger Mann trat vor und sagte zu einem Schützen, der neben ihm stand: „Bürger! Lege doch deine Büchse genau auf die Mitte jenes kleinen Fensters an; zielst du gut, so triffst du das orgelnde Gespenst an den Kopf und die Musik wird stracks verstummen. Schon einmal hat Jemand in dieser Kirche einen Meisterschuß gethan und den Priester vom Altare weggeblasen; es wäre doch schön, wenn du nun den Organisten von der Orgel hinwegschössest."

Der Schütze zielte lange und genau. Plötzlich aber setzte er wieder ab. „Die Hand zittert mir. Gälte es, auf einen Priester zu schießen, dann grauste mir's nicht. Aber Mitternachts hält der Teufel Gottesdienst in den alten Kirchen, und wenn man nach dem Teufel schießt, so fährt die Kugel geraden Wegs auf den Schützen zurück."

Der Andere aber rief: „Schlagen wir dann die Thüre ein! Ich bin doch neugierig, zu sehen wie der Teufel Gottesdienst hält."

So stürmte der Trupp wider die Kirchenthüre. Doch, o Grausen! beim ersten Schlage sprangen die beiden Flügel weithin von selber auf! (Der Junge, welcher dem alten Rübsamen die Bälge trat, hatte sie bei seiner Flucht zu schließen vergessen.) — Schon dieser Spuk bewog gar Manchen, das Weite zu suchen. Als aber die Beherztesten dennoch in die Kirche drangen und die Orgeltöne immer mächtiger flutheten, während man doch in dem tiefen Dunkel der Emporbühne nirgends einen Organisten sah, schrie Einer unter ihnen: „Die Orgel spielt von selbst!" Dieses Wort wirkte wie ein Zauber: Alle stoben zitternd auseinander. Eine verschlossene Thüre, die von selber aufspringt, und eine Orgel, die von selber spielt, das war eine Verrückung aller Naturgesetze, und wenn auch keiner von den fliehenden Frevlern an Gott und den Teufel glaubte, so glaubten doch jetzt Alle wieder an Gespenster.

Die Orgel spielte noch lange fort. Als sie endlich verstummte, da war es auch rings auf dem Berge ganz still geworden, und nur das Krachen der brennenden Balken hallte zu Zeiten fürchterlich durch die schweigende Nacht. Behutsam schlich der Alte mit den beiden Mädchen aus der offenen Kirchenthüre. Sophie weinte und schluchzte; Charlotte war still gefaßt, nur ungewöhnlich bleich. „Da versinkt die alte Herrlichkeit," sprach sie und blickte in die Gluth und empor zu der dicken, roth beleuchteten Rauchsäule. „Da versinkt die alte Zeit mit ihren Geisterschauern und all den wunderschönen Träumen meiner Jugend!"

Der Alte aber faßte die Hände der beiden Mädchen und sprach, zu dem Feuer aufblickend und zu dem schwarzen Nachthimmel über dem Feuer:

„O Ewigkeit, du Donnerwort,
O Schwert das durch die Seele bohrt,
O Anfang sonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht wo ich mich hinwende.
Mein ganz erschrock'nes Herze bebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt!

Das Donnerwort der Ewigkeit, mit Donnerkraft gepredigt von dem frommen, bescheidenen Sebastian, hat doch zuletzt alle Nachtgespenster verjagt. Der Geist vom Geiste hat die Gespenster geschlagen. Stehen wir nicht jetzt auf diesem Feuerberge wie auf der Stätte des Gerichtes? Und Jeder, der hier oben die Gespensterschlacht mit durchgekämpft, ist gerichtet worden in seinem Wahn, Jeder nach seiner Weise. Der Geist aber behielt den Sieg! Und selbst Die, welche diesen Geist nicht verstanden, fühlten sich doch niedergeschmettert von dem Geiste."

Als die beiden Mädchen am frühen Morgen nach mancherlei Noth und Gefahr glücklich zu der nahen Stadt gelangten, fanden sie dort bereits den schwer geängsteten Vater und flohen mit ihm rasch auf das rechte Rheinufer. Allein es währte nicht lange, so erreichte sie auch dort der Strom der Revolution. Die alte Zeit war versunken gleich den Mauern und Gespenstern von Wodenburg.

An die schwarzen Mauerreste des Schlosses aber knüpfte sich später eine Volkssage. Die Wodenburg, so erzählen die Leute,

habe hundert Jahre lang verlassen gestanden, innen und außen unverändert, und die Zeit habe keine Macht gehabt über das Haus, in welchem nur Geister wohnten. Da seyen eines Tages zwei wunderschöne Fräulein gekommen, Niemand habe gewußt woher, die hätten als Menschenkinder leben wollen mit den Geistern, und ganz in Gewand und Art der vergangenen Zeit, wie vor hundert Jahren. In der Nacht aber sey ein furchtbarer Geisterkampf, ein Kampf des Todes mit dem Leben entbrannt, unsichtbare Chöre hätten durch die Räume des alten Schlosses gesungen, die Kirchenglocke habe von selber geläutet, die Orgel von selber gespielt, die Kirchenthüren seyen von selber aufgeflogen, Flammen hätten mit einem Schlage aus den Winkeln des Schlosses gezüngelt, die beiden Fräulein aber seyen versunken in dem schrecklichen Kampfe, zusammt der alten Herrlichkeit.

Denn schlafen lassen dürfe man wohl die alte Zeit, aber wecken dürfe man sie nicht wieder.

# Der Zopf des Herrn Guillemain.

(1863.)

---

Wie hätte sich der alte Fritz die Augen gerieben, wenn er vor fünfzig Jahren aus dem Grabe erwacht wäre und der Leipziger Völkerschlacht ein wenig hätte zuschauen dürfen? oder was würde der alte Bonaparte sagen, wenn er heute nur auf einen Tag wiederkäme und seinen Neffen in kaiserlicher Politik hantieren sähe? oder der alte Bach, wenn er eine Beethoven'sche Symphonie hörte? oder unsere Urgroßmutter, wenn sie vom Himmel herunter einen Eilzug gewahrte, wie er gleich einer feuerschnaubenden Schlange durch die Landschaft zischt?

So hat schon Mancher gefragt, und große und kleine Kinder plagen sich überhaupt gerne mit der Räthselfrage, was ein Verstorbener wohl sagen würde, der plötzlich wiederkommend, die ganze Welt verändert fände. Ist inzwischen gar so handumkehrt Vieles neu und besser geworden, worauf Jener bei Lebzeiten vergebens hoffte, dann denken wir, der Mann wird gehörig staunen und sich freuen und zugleich sich ärgern, daß er vor drei oder sechs Jahren hat sterben müssen; uns aber rechnen wir es fast als einen Ruhm an, daß wir so gescheidt waren, noch etliche Jahre länger zu leben und die Sonne nach dem Nebel abzuwarten.

Ich erinnere mich aus meiner Jugend, daß einmal in meines Vaters Hause unter Freunden von solchen Dingen geredet ward. Mein Vater durchschnitt das ziellose Für und Wider mit der Frage, ob denn Niemand den Herrn Guillemain von Mainz kenne, der sey ja fünf Jahre lang so gut wie verstorben gewesen und plötzlich wiedergekommen in eine neue Welt, die mittlerweile fast genau so geworden, wie er sich's gewünscht habe, der könne am besten erzählen, wie es einem da zu Muthe sey.

Ich hörte das nur so im Vorbeigehen; denn als zwölfjähriger Bube lief ich nur eben im Zimmer ab und zu; aber die wenigen aufgefangenen Worte arbeiteten und wühlten in meiner Einbildungskraft, zumal ich noch vernahm, daß Herr Guillemain ein unglücklicher Mensch geworden sey durch die wunderliche Gnade halbwegs sterben und dann wiederkommen zu dürfen, um eine neue Welt, welche er geträumt, plötzlich aufgebaut zu sehen, wie das Kind am Weihnachtsabend den flimmernden Christbaum.

Als ich darum kurz nachher mit dem Vater wieder einmal nach Mainz kam, bat ich ihn er möge mir heute eine rechte Merkwürdigkeit zeigen, und als er mich fragte, was ich denn sehen wolle, ob den Eichelstein oder die Martinsburg oder die Menagerie auf der Messe, antwortete ich: „Ich will nichts weiter sehen als den Herrn Guillemain." Mein Vater erwiderte lächelnd: „wenn's möglich ist."

Nach manch ermüdendem Straßengange, wobei ich jeden Begegnenden vergebens darauf ansah, ob er nicht etwa Herr Guillemain sey, kehrten wir ein in den „drei Kronen." Es ging dort sehr lebhaft zu, und wir fanden nur mit Mühe noch einen Platz am Wirthstische gegenüber einem muntern alten Herren, der sich mit sichtbarem Behagen seinen Schoppen schmecken ließ. Er schien ein Stammgast des Hauses und hatte, redselig wie ein ächter Rheinländer, meinen Vater bald in ein lebhaftes Gespräch über gleichgültige Dinge verflochten, von denen man spricht um zu sprechen. Obgleich der Mann wie ein frischer Fünfziger dreinschaute, erfuhr ich doch nachgehends, daß er bereits tief in den Sechzigen stehe. Er war vornehm, doch etwas altmodisch gekleidet und hatte sein reiches schneeweißes Haar hinten in ein ganz kleines, bolzgerade hinaufstehendes Zöpfchen geflochten. Solch ein ächter aus dem achtzehnten Jahrhundert herübergeretteter Miniaturzopf war damals — in der Mitte der dreißiger Jahre — längst die größte Seltenheit, und nur bei einem alten Gerbermeister in Bingen und einem pensionirten weiland nassau-usingischen Leibkutscher in Biebrich hatte ich noch seines Gleichen gekannt.

Als wir uns nach einer Stunde Rast wieder zum Aufbruche anschickten, flüsterte mir mein Vater zu: „Fasse den Mann mit dem Zopfe noch einmal recht genau in's Auge, das ist der Herr Guillemain, den du zu sehen begehrt."

Ich war aus den Wolken gefallen und bedauerte innigst, daß

ich die Menagerie nicht vorgezogen hatte. Denn den Herrn Guillemain, der fünf Jahre lang so gut wie gestorben und dann wiedergekommen war, um höchst unglücklich zu werden, hatte ich mir als einen Patriarchen mit langem Barte gedacht, den wir in irgend einer Spelunke hätten aufsuchen müssen, wo er auf dem Stroh gelagert, ein halb verschimmeltes Stück Brod und einen großen Wasserkrug zur Seite, von vergangenen und künftigen Tagen im Style der Klaglieder Jeremiä mit hohen Worten gepredigt hätte.

„Und der Mann soll so gar unglücklich seyn?" fragte ich auf der Straße recht ärgerlich den Vater. Dieser aber erwiderte: „Wann du älter geworden, dann wirst du erfahren, daß man mit feinem Rock und glattem Gesicht jeden Abend in den drei Kronen sitzen, ein artiges Gespräch führen und ein gut Glas Wein mit Verstand trinken und dennoch ein höchst unglücklicher Mensch seyn kann. Dann wird es auch Zeit seyn, daß ich dir die Geschichte des Herrn Guillemain ausführlich erzähle: jetzt verständest du sie doch noch nicht."

Ich vergaß bald meinen Aerger sammt dem Herrn Guillemain und erst nach vielen Jahren, als der alte Herr mit dem Zöpfchen längst zum zweitenmale, und nicht blos beinahe, verstorben war, erfuhr ich die Geschichte. Seitdem aber gereute es mich gar nicht mehr, daß ich damals lieber den merkwürdigen Menschen, wenn auch mit dem Auge eines Kindes, gesehen, als die Menagerie auf der Messe.

Und so erzähle ich denn auch hier wieder Lesern, die keine Kinder mehr sind, jene einfache Geschichte, nachdem ich ihnen bis hierher den Mann ganz ebenso als ein unverstandenes Räthsel vorgeführt habe, wie er mir selber zuerst erschienen ist.

## Erstes Kapitel.

Joseph Guillemain war als junger Mann ein rechter Erzdemagog — soweit man dies nämlich zwischen 1780 und 1790 in Mainz und der Umgegend seyn konnte.

Eigentlich aber war er Maler. Sein Sinn ging auf die hohe und ernste Kunst, er wollte nur Geschichte malen, wie er später

Geschichte machen wollte; Michel Angelo war sein Vorbild und Liebling, dann Rubens. Die frühesten Skizzen des Kunstjüngers sahen darum sehr „genialisch" aus, wie man es damals nannte: — gewaltige Motive, überkühne, oft verworrene Gruppen, eine Uebernatur in Form und Farbe, welche die reiche, im Sturm gestaltende Phantasie verrieth, aber des läuternden Schönheitsgefühles entbehrte. Er war ein Mann des großen Styles, und seines Vaters großer Geldbeutel gestattete ihm, so frei wie er nur immer wollte, im großen Style zu malen.

Als erstes Hauptwerk hatte er einen figurenreichen Carton begonnen, den Tod des Cäsar, welcher von Kennern mit hohem Lobe geprüft wurde, von Nichtkennern mit noch höherem, und es galt für ausgemacht, daß der Künstler nach Vollendung des Bildes mit dem Titel eines kurfürstlichen Hofmalers tax- und stempelfrei würde begnadet werden. Sein Vater, trotz des französischen Namens ein ächter Kurmainzer, wartete mit Stolz auf diesen glücklichen Tag.

Neben all den Bewunderern des Bildes stand nur ein einziger wahrer Freund, der sein Urtheil ganz ehrlich von der Leber weg sagte, Doktor Kringel, ein junger Arzt. Er meinte mit solchen Mord- und Aufruhrgeschichten solle Guillemain sich doch nicht plagen, sondern friedliche und ansprechende Bilder malen, etwa eine badende Nymphe oder den heiligen Nepomuk, das seyen ja auch historische Stoffe, wenn man sie sechs Fuß hoch anlege.

Guillemain verstand den Spott; denn er war selbst ein witziger Kopf, und wäre er dies nicht gewesen, so würde er vermuthlich gar kein Demagog geworden seyn. Begeistert für seine besondere Kunstrichtung, wußte er mit dem übermüthigen Selbstgefühle der Jugend jede andere in Grund und Boden zu spotten. Hundert Epigramme, die er in flüchtigem Worte hingeworfen oder auch beim Weine in einen lustigen Reim gefaßt, durchliefen die Stadt. Und da die Kunst all sein Leben erfüllte, so wollte er auch, daß alles andere Leben in der ganzen Welt nach seinem künstlerischen Ideale umgewurzelt werde. Ganz Mainz und das übrige Europa war ihm viel zu wenig titanisch; ein ächter Stürmer und Dränger, schlug er Pfaffen und Junker, Pedanten und Spießbürger, die ihm rings in die Quere liefen, mit der Geißel des Witzes. Die lebendigen Menschen sollten werden wie die gemalten auf seinen Bildern, und so ingrimmig freiheitsdurstig, so aufgequollen pathe-

tisch, dazu so hochgestylt im stolzen Togawurf wie die Figuren seines Cäsar=Cartons bewegten sich die Mainzer von 1785 allerdings eben nicht. Waren sie aber auch keine Gracchen und Brutusse, wie es Guillemain gewünscht, so verstanden sie doch einen Spaß besser als vermuthlich jene alten Römer und jubelten dem jungen Maler Beifall zu, der so keck und lustig Hiebe nach rechts und links austheilte. Denn jeder Einzelne glaubte sich selbst nicht getroffen, freute sich aber, daß sein Nachbar etwas abgekriegt habe. Guillemain war darum bald das Schoßkind der Mainzer Gesellschaft und wurde einmal sogar zu Wein und Butterbrod in ein adeliges Haus geladen, was zu selbiger Zeit in Mainz viel sagen wollte.

Unter Freunden sprach der Maler wie ein Prophet: „Das deutsche Reich wird seine Revolution durchkämpfen so gut wie Nordamerika; es wird seinen Washington, seinen Franklin und Lafayette schon finden, ein neues, freies Leben wird erblühen!“ Fragte dann aber Doktor Kringel, wann das Alles geschehen werde, so antwortete Guillemain, „heute und morgen schwerlich, und vielleicht erst, wann uns Allen längst kein Zahn mehr wehe thut.“ Und fragte Kringel, wie denn das verbesserte Reich ungefähr aussehen solle, so erwiderte Jener, das wisse er nicht; denn wenn er's wisse, so sey es zu spät zum Prophezeien und die glückselige Zeit schon angebrochen.

Berauscht vom Erfolg ging Guillemain mit seinen Satyren immer toller in's Zeug und machte eines Tages eine rechte Dummheit im deutschesten Sinne des Wortes. Als er nämlich einmal mit sehr jugendlichen und grünen Freunden nicht mehr beim ersten Schoppen saß, schnitt er sich zum Zeichen des Bruches mit allen bildlichen Zöpfen seinen eigenen natürlichen Zopf ab und legte ihn, begleitet von einer anonymen gereimten Epistel, in eine Schachtel, die er auf der Stelle wohlversiegelt an den Kurfürsten schickte.

Als der künftige Hofmaler des andern Morgens beim stark verspäteten Frühstücke saß, trat Doktor Kringel in's Zimmer, zog einen falschen Zopf aus der Tasche und beschwor den Freund, sich doch diesen anzuheften, daß man ihn nicht sofort als den Absender der frevelhaften Schachtel entdecke. Guillemain sträubte sich und meinte, da hätte er dem Kurfürsten lieber gleich einen falschen Zopf überschicken und den ächten behalten sollen; der Arzt dagegen

suchte ihm zu verdeutschen, daß es freilich nur ein schlechter Witz sey, wenn man einen abgeschnittenen Zopf an einen Privatmann adressire, sende man aber einen schlechten Witz an einen Kurfürsten, so sey das Majestätsbeleidigung.

Entrüstet stutzte Guillemain über dieses Wort; allein er hatte nicht Zeit, lange zu stutzen, denn der Kapaunenstopfer des Kurfürsten trat herein, brachte die Schachtel sammt ihrem Inhalte zurück und meldete, der gnädige Herr lasse danken für das zugedachte Geschenk und die Verse von wohlbekannter Hand. Neues habe er nicht aus denselben gelernt, denn daß Herr Guillemain einen Sparren zu viel im Kopf habe, sey ihm schon längst bekannt gewesen.

Der Maler stand wie ein begossener Pudel vor dem Kapaunenstopfer, der eine Weile wartete, als hoffe er auf ein Trinkgeld. Da raffte sich Guillemain plötzlich auf, gab ihm einen Louisdor, sagte: „auf eine fürstliche Botschaft gehört fürstlicher Botenlohn," packte ihn beim Kragen und warf ihn die Treppe hinunter.

Er war zunächst wüthend darüber, daß der Kurfürst den schlechten Witz doch nicht für Majestätsbeleidigung genommen hatte; sechs Monate Festung wären ihm lieber gewesen als dieser verachtende Hohn. Dann hätte er grollen und klagen und über dem Zorn die Scham vergessen können, und jetzt war ihm gar nichts anderes übrig als sich zu schämen! Nicht so sehr aber hatten ihn die Worte des Kurfürsten beschämt, als der Bote, welchen man geschickt. Wäre noch der Hofmarschall oder ein Sekretär, oder auch nur ein Kammerdiener oder Lakai gekommen: aber der Kapaunenstopfer! ein versoffener Kerl, eine Karikatur, welcher alle Gassenbuben nachliefen! Noch mehr jedoch als der Bote beschämten ihn dann zuletzt seine eigenen Verse, da er sie nüchtern las. Es waren wirklich recht betrunkene Verse. Und diese Scham nagte am tiefsten.

Er machte sich Luft mit dem Ausrufe: „Es muß besser werden im deutschen Reiche, und wenn nicht heute und morgen, so doch gewiß in Jahr und Tag!"

„Es muß?" fragte Kringel erstaunt, „und gar so bald schon? Sonst sagtest du immer es *wird* und rücktest den Termin in die blaue Zukunft hinaus! Und *wie* wird es besser werden?"

„Das weiß ich nicht! Frage mich, wann ich Wein getrunken habe: wie kann man nüchtern ein Prophet seyn!"

„Bist du wirklich nüchtern," entgegnete lächelnd der allezeit nüchterne Doktor, „so freue dich wie gewöhnliche Menschen, daß dein trunkener Streich so glücklich abgelaufen ist."

Allein gerade weil dieser Streich zunächst ohne schlimme Folgen blieb, ward er mittelbar erst recht folgenreich für Guillemain's ganzen Lebensgang.

Als der junge Maler ohne Zopf wieder unter die Leute kam, bemerkte er gar bald den vollkommenen Umschlag der allgemeinen Gunst. Ehrsame Bürger gingen ihm aus dem Wege; vornehme Gönner kannten ihn nicht mehr; Niemand tadelte ihn in's Gesicht, denn dazu war der Spötter zu gefürchtet, aber er konnte es mit Händen greifen, wie man hinter'm Rücken über ihn loszog. Weil er diesmal wirklich taktlos gehandelt, so griff man zurück und entdeckte plötzlich in hundert lustigen Streichen, die man seit Jahren bewundert hatte, eine ganze Kette von Taktlosigkeiten. Und was der Mensch gesündigt, das ließ man dann auch den Künstler büßen: seine Bilder waren über Nacht bedeutend schwächer geworden.

Guillemain sagte täglich ein dutzendmal, daß er sich den Teufel kümmere um die Ungnade aller der Hofschranzen mit und ohne Livree. Sein Freund aber flüsterte ihm in's Ohr: „Du würdest das nicht so oft sagen, wenn es dich wirklich so wenig kümmerte."

Tiefer schnitt bei dem jungen Künstler allerdings das strenge Urtheil seines Vaters. Der alte Guillemain strafte den muthwilligen Sohn in harten Worten; die hatte Joseph erwartet und ließ sie stille über sich ergehn; als er aber merkte, daß sein Vater nicht blos zürne, sondern zugleich von ganzer Seele betrübt sey, weil er ihn für einen verlorenen Menschen halte, da hätte er in den Boden sinken mögen vor Groll und Schmerz. Der Stolz des Vaters zu seyn, war bis dahin für Joseph selbst der größte Stolz gewesen; er konnte es nicht ertragen, daß dies mit einemmal anders geworden durch eine reine Kinderei, welche höfischer Knechtssinn zur Frevelthat steigerte. Jetzt erst erhielt die öffentliche Ungunst Bedeutung für ihn; denn sie hatte ihm das Vertrauen seines Vaters gestohlen.

Um Trost zu finden, ging er zu dem Freunde, mit welchem er ewig uneins war und den er doch so lieb hatte. Der kam ihm diesmal in der That mit einem herrlichen Trost, wie er

glaubte, entgegen: Der Kurfürst wußte bis zur Stunde noch gar nichts von der Schachtel; sein Sekretär hatte sie eröffnet und, da er Guillemain's Handschrift erkannte, durch den Kapaunenstopfer zurückgeschickt; durch jenen Sekretär war dann allerdings der Vorgang stadtkundig geworden. Allein Guillemain konnte noch immer Hofmaler werden. Darum rieth ihm der Freund, er möge ganz stille den Cäsar fertig malen, daß er mit seinem Pinsel wieder gut mache, was er mit seiner Pinselei bei den Leuten verdorben habe. Trete er dann mit dem großen Werke sieghaft hervor, so sey die alte Zopfgeschichte begraben, und der Künstler stehe wieder rein an dem Platz, der ihm gebühre.

Aber zu solchem Rathe war es bei Guillemain viel zu spät. Also hatte er nicht einmal in der Gefahr des Märtyrthums oder wenigstens der allerhöchsten Ungnade geschwebt, und nur ein simpeler Sekretär war es, der ihm einen Gegenstreich gespielt hatte! Und wegen eines solchen Spieles hatte er die Gunst der ganzen Stadt und das Herz seines Vaters verloren! Da sah man doch recht die Hohlheit unserer Gesellschaft, welche weder Spaß versteht noch Ernst und nur nach den kleinlichsten Rücksichten und Vorurtheilen die Menschen und Dinge zu messen weiß!

Nachdem Guillemain diese und ähnliche Gedanken seinem Freunde ausgesprochen, erwiderte derselbe ironisch: „Du hast Recht! Das sicherste Mittel, den Aerger über sich selbst zu vergessen, besteht darin, daß man sich über alle Welt ärgert. In dem großen Weltmeer eines stolz aufwogenden Zornes verschwindet dann spurlos das kleine Bächlein der Selbstbeschämung."

Diese Worte nagten an dem Künstler; denn sie bargen Wahrheit. Der Freund hatte ihm sogar den Trost seines Aergers genommen! Um die Lücke auszufüllen, spannte Guillemain nun doch den Carton seines Cäsar wieder auf; ihn hungerte nach Arbeit. Allein er erschrak über sich selbst und über sein Werk: es erschien ihm klein und unreif und hatte ihm doch früher so groß und fertig gedünkt. Er fand mit einemmale zu wenig Ideen in seiner Zeichnung, zu wenig Weltgeschichte; er hätte gern mit Frakturbuchstaben auf das Bild schreiben mögen, daß hier die alte Römerfreiheit siegt, um dennoch unterzugehn und der Usurpator fällt, um in seinem Tode dennoch zu siegen. Aber wie sollte er das mit dem Pinsel seinen Figuren in die Gesichter schreiben?

Dem Freunde predigte er stundenlang von dem hohen Berufe

der Kunst, den Mitlebenden die großen Mahnworte der Geschichte in die Seele zu donnern und von neuen und kühnen Gedanken, welche ihm in diesem Sinne für sein Bild aufgegangen. Allein seine Predigt wimmelte von Fragezeichen und war seltsam sprunghaft und zerrissen, ohne ein abschließendes Wort. Doktor Kringel hörte die Reden anfangs mit wahrer Freundesgeduld, als ein gutes Wahrzeichen, daß Joseph wieder mit ganzem Herzen zu seinem Werke zurückgekehrt sey. Dann aber stutzte er und fragte ihn trocken, ob er denn auch wirklich male?

„Thörigte Frage!" erwiderte Jener im Tone des Zornes und der Selbstironie, „eben darum rede ich ja so viel über die Malerei, weil's mit dem Malen nicht flecken will!"

Der Doktor sagte: „Ich will dir ein Recept verschreiben: Denke eine zeitlang gar nichts mehr und wirf alle Compositionen in die Ecke. Suche dir einen schönen Mädchenkopf und male ihn, rein wie er dir in's Auge schaut, oder einen alten Bettelmann, oder einen hübschen Buben, oder meinetwegen einen Pudel, wenn dir kein Mensch sitzen will, daß du wieder Blick und Hand für Form und Farbe gewinnest. Du mußt dir deine Grübeleien hinwegmalen; denn hinwegdenken kannst du sie doch nicht."

„Da haben wir's!" rief Guillemain. „So urtheilt ein gedankenreicher Kopf: wie soll nun der gedankenlose Pöbel urtheilen!" Der gute Rath dünkte ihm die schwerste Beleidigung. So wenig hatte der Freund ihn verstanden, daß er ihn wieder in die Schule des Modellsaales zurückschickte! Bisher konnte Guillemain nicht mehr malen, aber er wollte es doch noch, jetzt wollte er es auch nicht mehr; er zeichnete zum Trotz nur noch in Gedanken. Wozu überhaupt noch zeichnen und malen? Die Welt muß erst einmal neu geworden seyn, dann werden begabte Geister auch wieder Lust und Muße finden zu einer neuen Kunst. Bis dahin sind es nur die Feigen und Schwachen, die sich hinter die Kunst verstecken und wähnen, die Zeit stehe still, weil sie selber stille stehn. So ungefähr dachte der Künstler, und als ihn der Freund wieder einmal zur Staffelei treiben wollte, sprach er: „Ich habe die Kunst einem höheren Berufe zum Opfer gebracht, freudig und doch schweren Herzens, wie ich vorher die Aussicht auf Amt und Würde, die Gunst meiner Mitbürger, ja die Liebe meines Vaters zum Opfer brachte!"

„Und worin besteht denn dieser höhere Beruf?" fragte der unausstehlich klar denkende Doktor.

„Ich kenne ihn noch nicht genau, aber ich suche ihn," erwiderte Guillemain geheimnißvoll. Allem Anscheine nach war es ihm noch nicht ganz deutlich, wie die versunkene Menschheit zu erretten sey, nur wußte er, daß die Fürsten nichts taugten und der Adel gar nichts, die Bürger sehr wenig und die Bauern nicht viel. Ja sogar von sich selbst glaubte er mit unerbittlichem Humor, daß er gerade so schlecht sey wie alle die Andern. Allein er hatte den ernstlichen Willen, sich und die Welt zu bessern, und darum taugte er doch vergleichsweise noch am meisten.

Verbittert und friedlos und dennoch gehoben von dem Bewußtseyn eines reinen Strebens nach neuen und hohen Idealen zog er oft wochenlang im Lande umher und ließ den Sturm seiner Seele in Wind und Wetter ausbrausen. „Ich studire nach der Natur," sagte er, „der Doktor hat es mir ja so dringend gerathen, aber ich studire die Menschen, wie sie inwendig sind, nicht wie sie in dem Trugbilde von Gesicht und Gestalt erscheinen." Mit solchen Volksstudien verband er aber zugleich auch die Belehrung des Volkes. Er half den Bürgern die Zeitung lesen und den Bauern brachte er sie mündlich mit. In Frankreich waren die Notabeln einberufen worden, sie hatten den Minister Calonne in die Flucht geschlagen; mächtig wuchs die Theilnahme des Volkes für die Opposition im Parlamente, auf der Straße schon ertönte der Ruf nach Generalständen. „Das sind die Vorboten einer großen Revolution!" weissagte Guillemain. In Holland war der Erbstatthalter vertrieben worden, die neuen Gedanken von Freiheit und Menschenrechten durchleuchteten die Köpfe, die Patrioten rangen mit den Anhängern des Statthalters. „Seht da!" rief Guillemain, „die Freiheit triumphirt wieder im alten Lande der Freiheit!" In Schweden gährte es unheimlich gegen den König Gustav, der für das Mittelalter schwärmte und Turniere und Ringelrennen hielt und sein Volk in die Zwangsjacke einer allgemeinen Nationaltracht stecken wollte. „Wen Gott vernichten will, den verblendet er," predigte begeistert der Maler, „und auf das Turnier der Ritter wird das Turnier der freiheitskämpfenden Völker folgen." In Polen schlich die Empörung heimlich einher, aber Guillemain sah sie schon offen ihre Blitze schleudern. In Belgien verweigerten die Bürger die Steuern und bewaffneten sich gegen die Reformen Josephs zum Kampfe für das Herkommen und in Ungarn erhob sich der Adel, um für die

Leibeigenschaft zu streiten. „Das ist eine niederträchtige Sorte von Revolution," eiferte Guillemain, „aber die Leute haben doch wenigstens das Zeug, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, sie wollen sich nicht wie Schafe regieren lassen, wenn auch vom besten Hirten, und das Volk wird von dem Adel lernen, wie man Revolution macht und wird dann seinen Lehrmeistern auf die Köpfe schlagen. — In allen Winden steigen Wolken auf, sie werden sich zu einem furchtbaren Gewitter über unsern Häuptern sammeln: wohl dem, der sein Haus bereitet hat!"

Einige spotteten über diese Predigt, Andere ärgerten sich, mehrmals ward der Prophet auch aus den Wirthshäusern hinausgeworfen und geprügelt. Das kümmert ihn wenig. Er verglich sich bescheiden mit dem Apostel Paulus, der auch viele Schläge erlitten, doch sagte er's nicht laut, weil Bibelcitate nicht im Geschmack der Zeit waren. Da er aber an seine eigenen Reden glaubte und sie in begeisterter Ueberzeugung vortrug, so bewunderten ihn auch Manche und hingen ihm an.

Guillemain verbat es sich, daß man ihn noch einen Maler nenne, er sagte: „ich bin ein Patriot, weiter nichts und an diesem Berufe habe ich genug." Doch merkte er in ruhigeren Stunden, daß dieser Beruf einer festen Form des Wirkens ermangele.

Endlich aber glaubte er auch diese gefunden zu haben. Doktor Kringel wünschte die neue Handhabe für den praktischen Beruf eines Freiheitsmannes zu sehen. Guillemain sprach: „Es ist nur ein Gedanke, eine Sentenz. Sie lautet: Die Freunde der Freiheit haben überall das gleiche Ziel, sie fechten für *ein* großes Recht, sie können einen Bund durch alle Länder schließen; die Unterdrücker des Volkes dagegen wollen hundert verschiedene Rechte vertheidigen, sie liegen ewig mit sich selbst im Hader und bringen es nie zur durchgreifend gemeinsamen That. Eigennützige Herrschsucht ist vielgestaltig und entzweit; opferfähige Freiheitsliebe ist einheitlich und verbündet."

„Sehr wahr!" sprach der Doktor. „So lange es gilt, die gar verschieden gefesteten Zwingburgen niederzureißen, sind alle Freiheitskämpfer einig. Das ist aber nur der erste Akt. Im zweiten soll darauf ein neuer freiheitlicher Staat an der Stelle des zerstörten aufgebaut werden, und ich glaube, dann werden die Befreier doch wieder gerade so uneins wie es früher die Zwingherren waren. Und so zerfließt deine praktische Handhabe in

einen ganz unbrauchbaren Gemeinplatz. Ihr seyd nur darum einig, weil ihr überhaupt noch nichts seyd und habt und blos von der Luft des allgemeinen Gedankens zehret."

Es war zum letztenmale, daß Kringel dem schwärmerischen Freunde so kalt und schonungslos Widerpart gehalten. Guillemain verfolgte seinen Gedanken. Er setzte sich in Briefwechsel und persönlichen Verkehr mit Revolutionären aus allen Ländern; er wollte einen allgemeinen Bund der Freiheitsfreunde gründen, der die wahre weltbürgerliche Brücke schlüge über jede Schranke der Nationalität und emporwüchse zu einer unwiderstehlichen Verschwörung der denkenden Köpfe und unabhängigen Charaktere; er reiste umher in Deutschland, Holland und Frankreich, gewann auch einige begeisterte Jünger und glaubte schon den festen Grund seines furchtbaren Geheimbundes gelegt zu haben. Da aber erfüllte sich die einzige Weissagung, welche ihm der sonst gar nicht prophetische Doktor öfters verkündet hatte: Joseph Guillemain ward im Jahre 1787 unversehends ergriffen und eingesteckt, ich weiß nicht mehr in welchem Reichslande. Man fand stark verdächtigende Briefe, durch welche sich der Faden einer weitgesponnenen Verschwörung zu ziehen schien. Das ganze Gewebe zu entwirren war eine gar zu reizende Aufgabe für politische und criminalistische Spürnasen, darum behielt man den jungen Mann in einsamem Gefängniß; denn Einsamkeit macht mittheilsam. Der Angeklagte aber blieb stumm und fest wie jeder ächte Schwärmer, und es ist niemals ermittelt worden, ob er schwieg, weil er nichts sagen wollte oder weil er nichts zu sagen wußte.

So lag er denn jahrelang in strengster Untersuchungshaft, trotz aller Bemühungen des Vaters und der Mainzer Freunde. Es wäre freilich bequemer gewesen, den Volksverführer rasch abzuurtheilen oder kurzweg aus dem Lande zu weisen. Allein in den aufgegriffenen Briefen fand sich ein vornehmer, dem Fürsten des Ländchens nahestehender Mann mehrmals in bedenklicher Weise erwähnt; er schien sogar mit Guillemain correspondirt zu haben. Der dirigirende Minister hatte jenen Günstling vergebens zu stürzen getrachtet; jetzt konnte er ihn wenigstens in stäter Angst halten durch den verhafteten Maler und das gelang auch vortrefflich. So lange also nicht entweder der Günstling gefallen war oder der Minister, hatte der Gefangene wenig Aussicht, seiner Haft ledig zu werden, und während er glaubte, er dulde als Opfer

seines Freiheitsmuthes, duldete er eigentlich nur als Opfer einer Hofintrigue.

Ist aber Einer erst einmal todt, dann gilt es ihm wohl ziemlich gleich, ob ihm seine Krankheit oder sein Doktor den Garaus gemacht, und Joseph Guillemain war todt und begraben für die Welt und die Welt war abgestorben für ihn. Er sah nur den Schließer des Gefängnisses und in langen Pausen den Richter, der sich die Aufgabe stellte, ewig zu untersuchen und niemals zu richten.

Briefe schreiben durfte er nicht und aus den einlaufenden Briefen theilte man ihm nur etwaige persönliche Nachrichten nach Gutdünken mündlich mit.

Obgleich er aber so schauerlich einsam leben mußte, war er doch nicht allein: hundert Gestalten umschwebten ihn und rastlos gährte und arbeitete es in seinem Geiste. Er hielt große, gewaltige Volksreden, indem er vor den Ofen trat, der ihm eine Volksversammlung darstellte und verkündete den Sturz des alten politischen Babels kühner als je in freien Tagen, oder er unterhielt sich stundenlang mit dem Handtuch, welches hinter der Thüre hing und ihm für seinen langen, nüchternen Freund Kringel gelten mußte und machte sich selber alle die spitzigen Einwürfe, welche ihm der Freund gemacht haben würde, um sie sammt und sonders zuletzt sieghaft zu widerlegen. Namentlich aber versicherte er dem Handtuch stets auf's eifrigste, daß er keinen Augenblick bereue, ja daß er stolz sey, den Weg gemacht zu haben, der ihn in's Gefängniß geführt, daß er nur um seines Vaters willen betrübt sey, aber einst mit Ehren aus dem verfluchten Loche zu kommen hoffe, und daß er heilig glaube, er werde die neue Morgenröthe im Aufgang noch mit eigenen Augen schauen.

Guillemain stand fest in seiner Schwärmerei, denn er war langsam und nothwendig hinein gewachsen. Es gibt keine geschiedeneren Leute als den Spötter und den Schwärmer. Allein der Spötter hatte sich geschämt über einen thörichten Spott und im Aerger über sich selbst die Beschämung aus seiner Seele hinweg geärgert und dann im Weltärger den eigenen Aerger erstickt; dem Aerger über alle Welt entsproßte aber die Begeisterung für die Weltreform, und da kleine Verdrießlichkeiten und Opfer zu einem wirklichen Dulderlose sich gesteigert hatten, so brach aus der Begeisterung endlich die Schwärmerei hervor. Ein rasch auf-

flackerndes Strohfeuer erlischt auch rasch, aber die langsam genährte Flamme brennt tief und lange.

Hatte der Gefangene sich satt gepredigt gegen den Ofen und sich satt gestritten mit dem Handtuche, dann malte er —, doch nicht wie gewöhnliche Maler beim hellen Tageslicht, sondern in den langen, dunkeln Abendstunden. In Gedanken entwarf er ein riesiges Bild: „Das jüngste Gericht der Völkerfreiheit.“ Cäsar's Tod war ihm jetzt ein viel zu kleiner und dürftiger Stoff geworden, aber ein politisches Weltgericht, zermalmend groß nach Michel Angelo's Vorbild, das dünkte ihm ein begeisternder Gegenstand. Unser Herrgott selbst, halb Jehovah, halb Jupiter, sollte richtend oben stehen; die blutigen Würgengel der Revolution schmetterten in die Posaunen; schwarzes Nachtgewölk, von Blitzen fahl durchleuchtet, schattete zur Linken des Richters, wo die schlechten Könige in den Abgrund stürzten, statt des Kopfes eine hohle Krone auf dem Rumpf, von einem züngelnden Flammenmantel statt des Purpurs umlodert, wo die Diplomaten von Schlangen umringelt wurden, die ewig rückschreitenden Pfaffen von großen Krebsen zernagt, die Edelleute von ihren Wappenthieren, von ächt heraldischen Greifen, Löwen und Adlern zerfleischt, oder unten im Abgrunde an vieläftige Stammbäume als ihre eigenen Schildhalter aufgehängt, wo die blutsaugenden Reichen und Wucherer mit schweren Geldsäcken am Halse in bodenlosen Schlamm tiefer und tiefer versanken und vergebens den armen Lazarus, den gemeinen Arbeiter, der sich drüben aus seinen Lumpen erhob, anflehten, daß er ihnen das Centnergewicht ihres Geldsackes abnehmen möge. Zur Rechten des ewigen Richters aber strahlte warmes Sonnenlicht vom blauen Himmel nieder; im Hintergrunde sah man die gebrochenen Burgen und die rauchenden Schlösser der Tyrannen, überwölbt vom Regenbogen des ewigen Weltfriedens; Kinder warfen die Mordwaffen des Krieges hinüber in den Abgrund und zerrissen die Urkunden historischer Rechte und Unrechte, daß sie in den Lüften zerflatterten; der Bauer im Kittel, der Handwerker mit dem Schurzfell schwebten aufwärts, halbnackte Bettler und Fürsten, die ihre Krone bei Zeiten in die Tasche gesteckt hatten, daß sie nur noch ein klein wenig hervorsah, umarmten sich brüderlich, die Herolde der Nationen legten ihre Fahnen vor einander nieder zum Zeichen der Völkerbrüderschaft und des allgemeinen Weltbürgerthums, und dem aufsteigenden Zuge der

Befreiten voran wallten die Märtyrer der Freiheit, Brutus, Huß, Rienzi, die Gracchen, Wullenweber, Savonarola und viele Andere mit dem Bürgerkranze von Eichenlaub gekrönt und die Palmen des Friedens und der Verklärung in den Händen.

Immer klarer in Form und Aufbau, immer glühender in der Farbe trat das ungeheuere Bild vor die Seele des Gefangenen, daß er die Gestalten im Kerkerdunkel mit Händen greifen konnte, und manchmal lief es ihm kalt den Rücken herab, so sehr erschrak er vor dem fürchterlichen Gesicht des rächenden und sühnenden Gottes der Freiheit und er fuhr wohl gar zusammen, weil er schon den ersten Schall der Posaune zu hören glaubte und es war doch nur das Knarren des Schlüssels und der Angeln, wenn der Wärter die Thüre seines Gefängnisses öffnete. Und dann blieb Alles wieder stille wie im Grab.

Aber draußen, jenseit des Kerkers war es derweil nicht stille geblieben. Das Jahr neunundachtzig war gekommen, ein Stufenjahr der Weltgeschichte; — im Sturm flogen die Ereignisse; — jene blutigen Würgengel der Revolution, welche der Gefangene im Traumgesichte seines Bildes sah, schmetterten in Frankreich wirklich in die Posaunen und ganz Europa fuhr aus dem Schlummer empor: — nur der arme Maler des jüngsten Gerichtes der Freiheit blieb in Kerkerschlaf gebannt, er ahnte nicht, daß die Völker jetzt schon mit leiblichem Auge schauten, was er blos dem Auge des Geistes als eine ferne Weissagung vorzudichten gewagt.

Gar oft sprachen die Freunde in Mainz bei den ungeahnten und erschütternden Botschaften, die jeder neue Tag brachte: was würde Guillemain dazu sagen, wenn er's hörte! wie würde er aufjauchzen! wie würde er uns triumphirend zurufen: habe ich nicht Recht gehabt, kommt nicht Alles wie ich's prophezeite?

Allein für Guillemain schlich eine Stunde so öde und langsam dahin wie die andere, das Jahr neunundachtzig war ihm ein ganz gemeines Jahr von dreihundertfünfundsechzig Tagen, wenn's nicht zufällig ein Schaltjahr gewesen ist, und die Zeit däuchte ihm so unergründlich still, als sey das tausendjährige Reich des allgemeinen Weltfriedens bereits angebrochen mit seiner ganzen unergründlichen Langenweile.

---

## Zweites Kapitel.

Kurz vor Weihnachten 1792 erhielt Guillemain unerwartet seine Freiheit; die Untersuchung wegen der Mitverschworenen wurde niedergeschlagen, und für die fünfjährige Haft konnte er sich als eine gnädige Strafe seiner Umtriebe bedanken. Im Grunde aber ließ man ihn aus politischen Rücksichten frei, wie man ihn aus politischen Rücksichten so lange festgehalten hatte, und befahl ihm auch zum Ueberflusse noch, binnen vierundzwanzig Stunden das Land zu räumen; Guillemain wäre schon von selbst gegangen.

Ja er ging nicht, sondern er lief zum Lande hinaus, obgleich es ihm sauer ward und schwindelte vor der frischen Luft und der ungewohnten Bewegung. Aber die Stadt, die Häuser waren ihm zu enge, er wollte wieder einmal ein recht großes Stück Himmel sehen und Wald und Feld, Berg und Fluß; nur in Gottes freier Natur konnte er sich ja wieder ganz als ein freier Mann fühlen. Leider trugen seine Beine diesen Freiheitsrausch nicht lange, sie mußten erst wieder gehen lernen, und der arme Guillemain kam vom Laufen bald in's Schleichen und hinkte recht erbärmlich und doch überselig die menschenleere Landstraße entlang und wußte gar nicht recht, wohin er eigentlich hinke; er hinkte nur so im Allgemeinen in die Freiheit hinein.

Am Waldessaume stieß ein fein frisirtes Männlein zu ihm und blickte ihn staunend und lächelnd an; denn Guillemain sah in der That gar seltsam aus. In den fünf Jahren war keine Scheere über sein Haar, kein Messer über seinen Bart gekommen und die langen Locken flutheten wild auf Brust und Schulter herab, und da sein Rock zudem etwas verschabt und sein Gang so jammervoll war, so konnte er wohl für einen Strohmer vom ächtesten Schlage gelten.

„Schönes Wetter!“ rief ihm der Andere zu, „und schöne Haare tragt Ihr, wunderschöne Haare,“ und prüfte sie mit Kennerblick. „Vor einem Jahre noch hätte ich Euch sechs Batzen für Euer Haar geboten, aber jetzt sind schlechte Zeiten; die Leute fürchten sich fast, Zopf und Perücke zu tragen, und seit in Paris die Köpfe so wohlfeil geworden, gehen die Menschenhaare im Preis herunter wie die Assignaten.“

Der fein frisirte Mann war augenscheinlich ein Perückenmacher.

Guillemain sah ihn fragend an und sprach: „Also kommen die Zöpfe aus der Mode?"

„Freilich! und auch der Puder. Seit die Ohnehosen in Mainz hausen, beginnt die Unnatur des ungepuderten Kopfes sogar auf dem rechten Rheinufer erschreckend um sich zu greifen."

Guillemain staunte wie ein Kind über alle die unverständlichen Worte — Ohnehosen, — wohlfeile Köpfe, — Assignaten. Die Ohnehosen?" fragte er, „was sind das für Leute?"

Jetzt sah ihn der Perückenmacher an, als verstehe er ihn nicht. „Nun, die Sanscülotten, wenn Ihr's auf deutsch hören wollt; — die Franzosen meine ich, die freien Neufranken; denn Alles hat jetzt neue Namen."

„Wie!" rief Guillemain erschrocken, „die Franzosen in Mainz?"

Nun kam aber die Reihe zu erschrecken auch an den Perückenmacher. „Das wißt Ihr nicht?" fragte er mit verdächtigem Seitenblicke auf das wilde Gesicht und den starrenden Blick des Fragers. „Man meint, Ihr seyet von Gestern!" und er begann allgemach seinen Schritt zu beschleunigen.

Aber Guillemain hielt ihn am Rockzipfel. „Nicht von Gestern, Freund; ich bin von fünf Jahren her. Aber erzählt mir doch! Also führt der König von Frankreich Krieg mit dem Reiche?"

„Der König von Frankreich? Nein! Der ist ja längst unter Vormundschaft gestellt."

„Ist er wahnsinnig geworden?"

„Nein! Aber sein Volk ist wahnsinnig geworden; darum läßt es sich die Haare wachsen ungepudert und steckt seinen König in's Gefängniß und hält Gericht über ihn, und man sagt, der König könne bald um einen Kopf kürzer werden, wie so viele Andere."

Guillemain ließ den Rockzipfel des Perückenmachers los und hob die Hände empor wie zum Gebet. „Also ist das jüngste Gericht der Völkerfreiheit wirklich angebrochen! Es war kein bloßer Traum, den ich in Gedanken malte. Wie Sterbende fernen Freunden erscheinen in der Sterbestunde, so erschien mir der richtende Gott der Tyrannen in der Stunde, da er wirklich seinen Stuhl bestieg!"

„Pfui Teufel, Ihr seyd auch so ein Jakobiner!" platzte der Perückenmacher heraus, erschrak aber sogleich über sein eigenes Wort und fügte begütigend hinzu: „Doch sage ich immer die Jakobiner sind großentheils besser als man sie malt; Marat zwar

trägt seine Haare wild und struppig um den Kopf, aber Danton hat doch wenigstens noch eine Phantasie-Locke über jedem Ohre behalten und Robespierre läßt sich zierlich frisiren und schmückt sich sogar mit einem kleinen Haarbeutel. Ich sage immer, Robespierre ist ein feiner Mann und er meint es ernst mit dem Volkswohle. Ihr solltet Euch doch auch wenigstens die zwei Locken Danton's über die Ohren ringeln lassen."

Diese Worte aber verhallten ungehört; denn Guillemain stürmte athemlos mit Fragen auf den Perückenmacher. Er sollte geschwind erzählen, wie das Alles gekommen sey in Frankreich und wie es in Deutschland stehe und ob es noch einen römischen Kaiser gebe und Kurfürsten und Herren und Diener überhaupt, und ob der Papst noch in Rom sitze und hundert ähnliche Kleinigkeiten mehr.

Der Perückenmacher erwiderte: „Beantwortet mir doch erst eine einzige Frage gegen so viele: wie kommt es, daß Ihr allein nicht wisset, was alle Welt weiß?"

„Das ist bald gesagt. Ich habe fünf Jahre im Zuchthaus gesessen und komme eben geraden Weges aus dem verdammten Loche."

„Entschuldiget: ich muß jetzt seitab gehen; dadrüben ist eine Holzversteigerung," rief der Perückenmacher und lief was er laufen konnte quer in den Wald hinein. Er hatte bisher nur geglaubt, dem Manne rappele es ein wenig im Kopfe, jetzt sah er einen Verbrecher vor sich, einen Räuber, einen Mörder.

Allein Guillemain sprang ihm nach, würde ihn jedoch schwerlich eingeholt haben, wenn der Flüchtling nicht mit seiner Frisur, wie Absalon, an einem hochwüchsigen Wachholderbusche hängen geblieben wäre.

„Ich bin kein Räuber," sprach Guillemain und packte den zitternden Haarkräusler fest beim Arme, „nehmt meine Uhr, nehmt meine Börse als Pfand, daß ich Euch nicht ausplündern will. Aber Ihr müßt mit mir gehn und mir erzählen. Ein Anderer würde sich an edlem Weine erquickt haben nach fünfjähriger Qual und Entbehrung: Eure Worte sind mir ein erquickender, berauschender Wein; ich will erzählt haben wie die Welt sich verjüngt hat, o erzählt, erzählet nur!"

„Der Mann ist wirklich kein Räuber," dachte der Andere jetzt, „er ist zu verrückt für eine so solide Profession." Und also folgte er ihm und erzählte was er nur wußte, bunt durcheinander wie

Kraut und Rüben: von den Septembermorden und von Freiheit und Gleichheit, vom Staatsbankerott und „Krieg den Palästen, Friede den Hütten," von Emigranten und Nationalkokarden, vom Veto und den Menschenrechten, von den Klubbisten und dem Herzog von Braunschweig, und warf die Notabeln, das Parlament, die Nationalversammlung, den Convent und den Municipalrath in grausamem Wirrsal durcheinander. Und während er so berichtete, warum der König sitze und warum so viele Andere gesessen hätten und geköpft worden seyen, wollte er zwischendurch immer wieder erforschen, warum denn nun eigentlich sein Begleiter gesessen habe; dieser aber schnitt ihm jede Abschweifung vom Grundtext sofort am Munde ab und trieb ihn zur Revolution zurück, und als sie endlich im nächsten Dorfe sich trennten, da war dem Perückenmacher der Athem und der Redestoff vollständig ausgegangen, was ihm außerdem nie in seinem Leben begegnet seyn soll.

Unserm Freund Guillemain aber brauste der Wein, den ihm der Perückenmacher eingeschenkt, dergestalt im Kopfe, daß er nothwendig in's Wirthshaus gehen und eine wirkliche Flasche darauf setzen mußte, um Feuer durch Feuer zu bändigen. Es war die wonnigste Stunde seines Lebens, seine ganze Seele Jubel und Jauchzen; er hätte den Hausknecht und die Kellnerin umarmen mögen, da gerade kein anderer Mensch im Zimmer war; allein die letzten fünf Jahre hatten ihm Verschlossenheit und Zurückhaltung gelehrt.

Es brauchte lange Zeit, bis er seine Gedanken von Frankreich, Europa und der Menschheit wieder auf sich selbst zurücklenkte und sich fragte, wohin denn nun eigentlich sein Weg gerichtet sey? Er beschloß sofort nach Mainz zu gehen und später nach Paris, wobei er freilich geradeaus wieder umkehren mußte, denn er war bisher nur seiner Nase nach gelaufen und zufällig in die ganz entgegengesetzte Richtung gerathen. Allein wer so lange gesessen hat, dem schaden ein paar Stunden Umweg nichts.

Also brach er auf nach der befreiten Vaterstadt.

Wie ein Träumender zog er seine Straße und was er anfangs von den Welthändeln weiter vernahm, das steigerte nur den Taumel seines Geistes. Allein nichts macht auch allmählich gedankenklarer als ein strenger Fußmarsch in schneidender Decemberluft. Je mehr Guillemain Mainz sich näherte, um so schärfer durchdachte er alle

Nachrichten. Da stiegen ihm denn manche trübe Zweifel auf. In Paris ging es doch recht polnisch zu, am Rhein entbrannte ein Krieg von sehr ungewissem Ausgang, und im übrigen Reiche war noch Alles beim Alten. Guillemain hatte sich das Gericht der Völkerfreiheit doch etwas anders gedacht.

Getheilt zwischen Begeisterung und Zweifeln kam er gegen Mainz. Da hörte er, die Franzosen ließen wohl Jeden hinein in die Stadt, um aber wieder herauszukommen, bedürfe es besonderen Ausweises, der nicht immer ertheilt werde. Seltsame Freiheit! Sie erinnerte ihn stark an sein Gefängniß, wo er auch so leicht hinein und so schwer wieder herausgekommen war. Er stutzte; und während er früher überall so ungestüm ins Zeug gerannt, wurde er jetzt auf einmal vorsichtig, weil er schon meinte, daß die Leute denn doch mit der Revolution etwas zu ungestüm ins Zeug gerannt seyen.

In Hochheim rastete er darum vorläufig einen Tag und schickte einen Boten zur Stadt an den Doktor Kringel. Der kam alsbald heraus. Welches Wiedersehen! Der sonst so kritische Kringel weinte wie ein Kind; Guillemain schien etwas ruhiger, und doch wogte und tobte es in ihm, daß er kaum reden konnte. Seine erste Frage waren die Worte des alttestamentlichen Joseph, da er seine Brüder wiedersah: „Lebt mein Vater noch?"

„Er lebt!" erwiderte der Freund, etwas betroffen, daß man in solcher Zeit zuerst nach einem Vater fragen könne. „Er lebt und ist wohlauf, aber er lebt so insgeheim; wir Patrioten hingegen leben nur noch öffentlich. Wir sind frei! O mein Freund, hörst du das himmlische Wort? Wie Großes ist geschehen, seit wir auseinandergingen, — wie ganz erfüllte sich, was du einst vorhergesagt, — wie fehltest du uns, — wie oft sprachen wir: wenn du nur wiederkämest, wenn du nur nacherlebtest, was wir vorerlebt haben!"

„Nacherlebtest?" sagte Guillemain, — „vielleicht habe ich in meinem Kerker mehr vorerlebt, als ihr jemals nacherleben werdet. Es ist auch gar nicht alles so gekommen, wie ich es gewünscht und gehofft. Doch das ficht mich nicht an, euch aus vollem Herzen zuzujubeln, und ich freue mich auf den Anblick eures freien Gemeinwesens wie ein Kind auf Weihnachten."

Der Doktor fand diese Worte etwas kühl. Allein um so rascher mußte man Guillemain in den vollen Strom hinein

schleudern. Also mahnte er zum augenblicklichen Aufbruch nach Mainz.

Unterwegs hätten sich Beide in aller Freundschaft beinahe die größten Grobheiten gesagt und zwar über einen französischen Vorposten, dem sie begegneten. Kringel, der sich fortwährend einen Patrioten nannte, forderte von dem Freund, er solle sich freuen, daß er jetzt die ersten Franzosen auf Reichsboden sehe. Guillemain sagte: „Im Gegentheil, ich bin so frei, mich darüber zu schämen.“ Der Doktor schwieg. Nach einer Weile deutete er auf die starken Schanzarbeiten, zu welchen die Bauern der Umgegend von den Franzosen gezwungen wurden und sprach: „Die Deutschen drohen zwar, Mainz zurück zu erobern; aber wir Patrioten sind wohlgerüstet und fürchten den Feind nicht.“

„Das ist eine neue Welt!“ rief Guillemain. „Was für ein Patriot bist du denn eigentlich, wenn du die Deutschen Feinde nennst?“

„Ich bin ein Patriot im Lande der Freiheit, und alle Knechte sind unsere Feinde.“

Guillemain erwiderte: „Da ist nun die Sache wieder etwas anders gekommen, als ich gehofft hatte. Kann man die Bürger frei machen, indem man die Völker unterjocht? Die Franzosen werfen uns die Freiheit an den Kopf unter Sengen und Morden, ganz wie die alten Despoten die Knechtschaft. Ich dachte, freie Völker sollten sich nur im Frieden verbünden und nach freier Wahl. Mit dem Erobern hört ja die Freiheit von selber auf.“

„Das verstehst du nicht,“ unterbrach ihn Kringel. „Zuerst muß der Schrecken der Freiheit kommen, dann kommt der Weltfriede. Urtheile überhaupt nicht zu vorschnell. Du siehst eine fertige neue Zeit, wir erlebten die Geschichte, wie sie erwuchs, und eben diese Geschichte, die du im Kerker verschlafen, hat selbst mich, anfangs den nüchternsten Gegner des Völkersturmes, widerstandlos mit sich fortgerissen.“

Guillemain dagegen meinte: umgekehrt! er sey Schritt für Schritt durch alle Stufen des großen und kleinen Märtyrthums zum wahren Jünger der Freiheit durchgedrungen, darum urtheile er jetzt besonnen, Kringel hingegen vorschnell, denn dieser sey plötzlich kopfüber in ein neues Leben hineingestürzt und folglich [illegible]atisch, wie alle Convertiten.

Hiermit war das erste Scheltwort gefallen, und bald flogen

die beleidigenden Trümpfe herüber und hinüber, wie wenn sich zwei Knaben mit Schneeballen werfen, aber die Ballen waren im Eiswasser gehärtet und mitunter auch Steine darin.

Zum Glück kamen die Freunde gerade an die Rheinbrücke, als der Zwist zum offenen Bruche umzuschlagen drohte. Der Anblick der Vaterstadt, wie sie im Abendlicht so königlich stolz an dem großen Strome sich erhob, griff dem heimkehrenden Verbannten so mächtig an's Herz, daß er kein Ohr mehr für die bösen Worte behielt und dem Freunde statt aller weiteren Gegenrede schweigend die Hand drückte. Der Doktor aber verstand, was in der Seele des Andern vorging, und als sie über die Brücke schritten, waren sie wieder versöhnte Leute: das natürliche Heimweh hatte ihren spitzigen Widerstreit über den Patriotismus gelöst, das dunkle Gefühl die klaren Gedanken verschlungen.

Guillemain wollte sofort in das Haus seines Vaters, doch Kringel hielt ihn zurück. Nur eine Stunde möge er vorher der heiligen Sache der Freiheit widmen. Der Klubb der Freiheitsfreunde war eben jetzt versammelt. Es mußte höchst dramatisch wirken, wenn Guillemain so wie er ging und stand mit den langen ungekämmten Haaren, bestaubten, abgetragenen Kleidern, todtmüde und doch auf's heftigste erregt, in die Versammlung geführt wurde, ein Opfer politischer Verfolgung, wie es eben ganz frisch aus dem Kerker kam.

Der Wiedererstandene wollte sich vorher wenigstens kämmen und bürsten. Kringel widersprach. „Meinetwegen," sagte Guillemain, „ich bin noch immer Künstler genug, um zu wissen, daß Schmutz und Unordnung meist malerischer sitzt, als eine saubere Toilette."

„Lieber Freund!" rief Kringel heftig, „auf's Malerische kommt es gar nicht an, wozu überhaupt jetzt noch die Malerei? Aber republikanischer siehst du aus ungekämmt und ungebürstet, dazu auch etwas märtyrerhafter. Nur eines Schmuckes bedarfst du noch, der jeden andern aufwiegt, — der blauweißrothen Kokarde, des Wahrzeichens der Freiheit."

Kringel trug ein ungeheuer großes Exemplar dieses Wahrzeichens an seinem Hute.

„Ich bin ein Freiheitskämpfer," erwiderte Guillemain, „also will ich auch mit Stolz die Kokarde tragen, nur bitte ich um ein kleineres Format als das deinige."

„Das darfst du nicht!“ fuhr Kringel dazwischen. „Die heimlichen Royalisten tragen kleine Kokarden: du würdest verdächtig erscheinen.“

„Verdächtig!“ wiederholte Guillemain mit tief ironischem Nachdruck. „Das Wort ist ja vorrevolutionär, und ich glaubte die entflohenen Despoten hätten es unter ihrem andern Plunder mitgenommen. Aber ich bin kein heimlicher Royalist, also hinweg mit der kleinen Kokarde: ich will eine recht große, doppelt so groß wie die deinige.“

„Das sähe aus wie Spott und Hohn,“ rief Kringel, „und die Franzosen im Klubb würden dir's besonders übel vermerken, sie sind verteufelt empfindlich für das Lächerliche.“

„Aber was gehen mich die Franzosen an!“ entgegnete Jener. „Ich will die Freiheit haben, frei zu wählen. Quälst du mich doch mit deiner republikanischen Etikette, als ob wir zu Hofe gehen wollten! Doch das sind Spielereien, mir ist die Sache heilig und jede Kokarde recht. Nenne mir lieber jetzt noch die Hauptheldeneures Klubbs, bevor wir hingehen.“

Der Doktor nannte Georg Forster — „er war doch nur erst als ein Dilettant von einem Weltumsegler bekannt,“ bemerkte Guillemain, „zur Zeit, da ich schon als ein fachgemäßer Weltverbesserer gestritten und gelitten hatte“ — Hofmann und Böhmer — „zwei unbedeutende Schulmeister, die sind also jetzt Meister des Volkes geworden!“ — Dorsch — „der Pfaffe?“ fragte Guillemain. „Er war ein Priester,“ entgegnete Kringel, „allein er hat den Aberglauben abgeschworen und ein Weib genommen.“ „Das war etwas vorschnell,“ fiel Guillemain ein. „Auch Luther wäre klüger gewesen, wenn er seine Käthe nicht gar zu geschwind geheirathet hätte. Ehrlich gestanden, mir gefällt es nicht, daß ich fort und fort nur neue Namen höre, die über Nacht wie Pilse aufschießen, in Mainz wie in Paris. Es ist unerträglich, sich überall von Helden umringt zu sehen, die seit ein paar Monaten erst aus dem Ei geschlüpft sind.“

Es schien in der That fast, als hätten die beiden Freunde in den fünf Jahren ihre Seelen ausgewechselt, und Kringel sey Guillemain geworden und Guillemain Kringel. Und doch waren sie die Gleichen geblieben, nur daß Kringel die Revolution schrittweise miterlebt hatte und Guillemain dieselbe mit einemmal fix und fertig aus dem Boden gewachsen fand. Der schwärmerische

Maler prüfte und verneinte, weil alle Welt ihm mit einer unerhörten Schwärmerei unheimlich fremdartig gegenübertrat; der nüchterne Arzt dagegen schwärmte, weil die Schwärmerei ja ganz unvermerkt Mode geworden war.

Nach den letzten Ausrufen seines wiedergefundenen Freundes aber bereute er beinahe, daß er ihn so unvorbereitet hatte in den Klubb führen wollen. Doch da war jetzt nichts mehr zu ändern; sie gingen hin; Guillemain befangen in zweifelnder Erwartung, Kringel nicht minder befangen in heimlicher Furcht.

Allein diese Furcht schien grundlos gewesen zu seyn. Der weiland verfolgte, jetzt wie vom Tode erstandene Maler wurde von den versammelten Freiheitsfreunden mit wahrhaft brüderlichem Willkomm begrüßt, und obgleich es ihn anfangs sichtlich belästigte, daneben wie ein Wunderthier angestaunt zu werden, so schien er doch bald heimisch in dem Kreise. Uebrigens befremdete es ihn, hier überhaupt nur wenig alte Bekannte, dagegen viele neue Leute zu finden, ein buntes Gemisch von Deutschen und Franzosen.

Kringel athmete wieder auf; denn Guillemain benahm sich ja ganz gut. Und doch war es dem Doktor immer, als müsse es heute Abend noch einen rechten Scandal geben; darum hütete er den Freund wie ein kleines Kind und wachte über jedem seiner Worte. Doch Guillemain schien nur zu beobachten; sein glühendes Auge folgte gespannt den Rednern, aber kein Zeichen von Beifall oder Mißfallen spielte um seine Lippen; sein Benehmen im Gespräch zeigte durchaus den bescheidenen Gast, der achtsam zuhört und theilnehmend eingeht auf fremden Meinungstausch, ohne die eigene Ansicht irgend vordringlich geltend zu machen.

Da kamen Guillemain's Nachbarn in vertraulichem Geplauder auf einen Gegenstand, welcher ihn sichtbar zu packen schien; man sah, er zitterte, er spannte darauf einzuspringen mit schlagendem Worte so recht von innen heraus. Kringel erschrak; — „sollen wir jetzt nicht nach Hause gehen zu deinem Vater?“ flüsterte er ihm in's Ohr.

„Jetzt nicht! Widmen wir der Freiheit noch eine Stunde!“

Die Leute redeten von der Constituirung des linken Rheinlandes als einer neuen Provinz der Freiheit und vom freiwilligen Anschluß derselben an das große Mutterland Frankreich. Guillemain aber merkte bald, daß hierüber unter den Freiheitsfreunden

selber eine heftige Parteiung bestand und daß zudem die meisten Mainzer Bürger nicht recht anbeißen wollten, ihre eigene Stadt dem Reichsfeind auf dem Präsentirteller anzubieten.

„Man muß sie in ihr Glück hinein ängstigen," sagte halblaut ein Klubbist, „man muß sie mit verbundenen Augen aus dem Feuer führen," fuhr ein Anderer fort.

„Wie die Ochsen, wenn der Stall brennt," vollendete Guillemain trocken und mit erhobener Stimme. „Gerade so sprachen vordem auch die alten Fürsten."

Alle horchten auf und staunten. Das war eine fremde Tonart.

Kringel aber flüsterte dem Freunde zu, um das Gespräch wieder etwas enger und persönlicher zu machen: „Hast du nicht selbst gar oft gesagt, wie es besser werde in der miserabeln Welt, das sey dir ganz gleich, wenn es nur besser werde?"

„Habe ich das gesagt," rief Guillemain, der schon nicht mehr zu halten war, „so habe ich eine Dummheit gesagt, wofür ich jetzt täglich neue aufklärende Ohrfeigen bekomme."

Und alsbald war er mitten im heißesten Wortgefechte mit den Andern und verwies ihnen ihr gewaltsames, undeutsches Vorgehen. Man widerlegte und überschrie ihn, verspottete ihn, warnte und drohte. — Alles vergebens. — Die Schleußen waren durchbrochen und Guillemain ergoß jetzt im vollen Strome alle den Tadel über die Sünden und Schwächen der Revolution, der sich seit dem Gang mit dem Perückenmacher in seinem Geiste angesammelt hatte.

Umsonst rief Kringel entschuldigend dazwischen: „Der Mann hat so lange im Dunkel gesessen, daß ihm jetzt die Augen thränen beim Sonnenglanze der Freiheit!" und dann wieder: „er kennt die Verkettung der Thatsachen nicht, er hat ja fünf Jahre verschlafen, die ein Jahrhundert aufwiegen!" Guillemain ließ sich nicht irren, und die Andern fielen immer wüthender aus gegen den seltsamen Märtyrer, der aus lauter Freiheitsidealismus zum besten Anwalte der Reaktion wurde.

Als aber immer wuchtigere Drohworte hereinplatzten, und andererseits Einige den überkühnen Sprecher freundschaftlichst an die Gefahr mahnten, der er sich preisgebe, da war Guillemain's Zorn gar nicht mehr zu bändigen. Wie ein Donner im Sturm dröhnte seine Stimme in den Tumult hinein: „Ich fürchte keine Gefahr und die neuen Gewaltsherren schrecken mich so wenig als

die alten! Darum erkläre ich: hier, wie in Paris, herrscht eine kleine Minderzahl kraft des Schreckens, mit welchem sie die Bürger bannt, nicht kraft des Volkswillens, hier, wie in Paris — — —"

Die weiteren Worte wurden verschlungen von dem Sturme des Unwillens, der jetzt den Donner der einzelnen Stimme völlig überbrauste. Allein Widerspruch steigert den Widerspruch, und der tosende Lärm wirkte auf den zornglühenden Redner wie Trommelschlag auf einen Soldaten, er entflammte das ächte Schlachtenfieber. Als darum der Lärm endlich so weit nachließ, daß man schreiend sein eigenes Wort wieder verstehen konnte, sprach Guillemain:

„Man hat mir erzählt, es liegen in dieser Stadt zwei Bücher auf, ein rothes und ein schwarzes" — der Redner machte eine Pause, und die ganze Versammlung ward still und lauschte —; „in das rothe Buch schreiben sich die Anhänger der neuen Ordnung, in das schwarze sollen sich die Gegner derselben einzeichnen. Viele Namen stehen bereits, so sagt man, in dem rothen Buche, kein einziger in dem schwarzen. Aber viele müßten sich nach ihres Herzens Meinung wohl in das schwarze Buch schreiben, so sagt man, doch Keiner wagt es. Nun höret! Ich habe vor Jahren als der Erste in Mainz gewagt, für die Freiheit der Bürger die Freiheit meiner Person einzusetzen. So wage ich denn auch heute das Gleiche, ja ich wage sogar meinen Kopf für diese Freiheit: ich schreibe meinen Namen als der Erste in das schwarze Buch! Und wenn ihr mir entgegnet: durch das schwarze Buch sprichst du zugleich den Wunsch nach Rückführung der alten Zustände aus, so antworte ich als freier Mann: die alten Zustände waren herzlich schlecht, aber die neuen sind noch viel schlechter."

Guillemain schwieg; aber auch die Anderen schwiegen. Durch starres Schweigen spricht der höchste Unwille wie der höchste Beifall; nur hier und da vernahm man ein halblautes „Pfui!" Aber Doktor Kringel, der treue wenn auch allezeit gegnerische Freund erkannte, daß Guillemain jetzt wirklich in persönlicher Gefahr schwebe; denn mit Cüstine und seinen Franzosen war nicht zu spaßen. Darum ergriff er den Freund, der nur vom Platze aus gesprochen, am Kragen und riß ihn auf die Rednerbühne.

„Sehet hier," rief er auf französisch, „das Opfer der Tyrannei! Fünf Jahre einsamen Kerkers haben den sonst so klaren Geist verwirrt, daß er wie im Wahnsinn redet, ja er ist ein Wahnsinniger! Der von Folterqualen gebrochene Körper eines solchen

Opfers würde schon euer Mitleid erregen und euern tiefsten Grimm gegen seine Peiniger: wie viel tieferes Mitleid weckt uns aber dieser von Folterqualen gebrochene und verwirrte Geist! Bürger! Sprecht euer Mitleid aus für meinen unglücklichen Freund in einem Fluch auf seine Kerkermeister und Folterknechte!"

Die theatralische Scene wirkte. Guillemain mit dem wild flatternden Haare, dem todtenbleichen Gesicht, den rollenden Augen, den gekrampften Händen sah in der That einem Wahnsinnigen ähnlich genug und sein vergeblicher Protest, daß nicht er verrückt sey, sondern höchstens sein mitleidiger Freund, der ihn für verrückt erkläre, steigerte noch die naturwahre Täuschung des Eindruckes. Die anwesenden Franzosen zumal glaubten, der Mann sey wirklich wahnsinnig; denn der deutschen Sprache nur halb mächtig hatten sie die genügend klaren Reden Guillemain's ohnedies nicht recht begriffen; desto überzeugenderen Eindruck machte ihnen die Gruppe auf der Rednerbühne und die französischen Worte des Arztes. Die Deutschen dagegen waren froh, daß man den Unruhestifter mit so guter Manier für ihn und Andere unschädlich gemacht, sie umringten ihn und halfen dem Arzte, seinen zur Unzeit wieder erstandenen Freund endlich mit heiler Haut aus dem Saale zu bringen.

Draußen überhäuften sich die Beiden noch eine Weile mit Vorwürfen: Kringel den Guillemain, weil er ihn so schändlich bloßgestellt, Guillemain den Kringel, weil er ihn öffentlich für verrückt erklärt habe.

Die Stille der kalten klaren Nacht mit ihrem wie zum ewigen Frieden leuchtenden Sternenhimmel brachte Guillemain wieder zu ruhigeren Sinnen. Er schwieg und sammelte sich auf's Wiedersehen seines Vaters; der Arzt aber ließ ihn nicht eher los als bis sich die Thüre des elterlichen Hauses geöffnet hatte und stand noch eine Weile Schildwacht auf der Gasse; denn er fürchtete immer, sein Freund möge wieder in den Saal zurücklaufen und sich als nicht wahnsinnig ausweisen.

Der alte Guillemain erschrak, indem er den verwilderten Mann mit der großen Kokarde in's Zimmer treten sah; denn als ein schweigender Gegner der Revolution fürchtete er schon lange mißhandelt oder aufgehoben zu werden. Als er aber in der verdächtigen Gestalt den Sohn erkannte, vergaß er alles Herzeleid, das er seinetwegen ausgestanden, und allen Widerwillen gegen

die dreifarbige Kokarde und fiel ihm um den Hals und weinte und hatte nur noch ein Herz für den wiedergefundenen Sohn.

Wie innig wohl that es Joseph, daß er nach so vielen Jahren zum erstenmale wieder rein menschlich von einer mitfühlenden Menschenseele, vom Vater, den er so tief betrübt, sich angesprochen fühlte. Er hatte dieses Wiedersehen oft gar rührend sich ausgemalt und vorgeträumt; aber auch hier war die Erfüllung ganz anders als das Phantasiebild der Hoffnung: der selige Augenblick war unendlich rührender und schöner als er ihn je hatte vorempfinden können und der altmodisch gesinnte Vater fragte ihn gar nicht, wie er denn schon so geschwind zu der großen Kokarde gekommen und ob er auch gleich wieder ein Revolutionär neuen Styles geworden sey? Er sprach bis tief in die Nacht hinein als der Vater mit seinem Kinde und ließ es sich nicht einmal merken, wie schweren Kummer ihm dieses Kind gemacht.

Am andern Morgen griff Joseph Guillemain vor allen Dingen zum Rasiermesser und ließ sich das Haar schneiden und einen Zopf flechten. Er sagte: „Man hat mir verwehrt, meinen Namen in das schwarze Buch zu schreiben, so will ich denn in anderer Form öffentlich Zeugniß geben von meinem ungebrochenen Freiheitsmuthe. Als alle Welt Zöpfe trug, schnitt ich den meinigen ab; jetzt, wo die Zöpfe verpönt und mißachtet sind, kehre ich wieder zum Zopfe zurück. Der rechte Freiheitsmann handelt und duldet immer mit der Minderheit; denn bei der großen triumphirenden Masse ist und war die Freiheit niemals."

Da man nun aber Herrn Guillemain über Nacht wohlfrisirt und mit einem Zopfe erscheinen sah, so gewann der Glaube, daß er verrückt geworden, auch unter den Deutschen in Mainz bedeutend an Festigkeit. In der That jedoch bekundete der Mann mit dem Zopfe seinen klaren Verstand vor Andern darin, daß er seine eigene Ohnmacht angesichts des Weltsturmes bald genug begriff, sich grollend in sich selbst zurückzog und Mainz zur rechten Stunde verließ, um erst wiederzukommen, als die Deutschen die Stadt zurückerobert hatten.

Trotz aller Wechsel der Mode und der Politik trug er fortan seinen Zopf, nicht als den Zopf des Rückschrittes, sondern als den Zopf des Eigensinns. Unzufrieden mit jedem bestehenden Zustande, hegte und veredelte er zwar getreulich sein Ideal einer besseren Zeit, allein niemals gelang es ihm dasselbe der gegebenen

Weltlage anzupassen; es fehlten ihm eben fünf Jahre erlebter Geschichte, in welchen der Schlüssel für die ganze nächste Zukunft lag. Er kehrte zurück zum Epigramm, womit er begonnen; er blieb ein politischer Kopf und obendrein ein Republikaner, aber er hatte kein Herz mehr für die thatsächliche Politik.

So blieb er auch in Gedanken ein Maler, aber er malte nicht mehr. Er redete oft von seinem neuesten Carton, dem Völkergerichte der Freiheit, doch nie entschloß er sich auch nur das Papier zum ersten Entwurf über den Holzrahmen ziehen zu lassen.

Wie aber die erste Periode seines Lebens durch den unvollendeten Tod des Cäsar bezeichnet war, und die zweite durch das niemals begonnene jüngste Gericht, so hatte auch die dritte ihr neues symbolisches Kunstwerk gefunden. Er sprach nämlich viel von einem philosophisch-politischen Roman, mit welchem er sich trage. Eine Schaar der wüthendsten Jakobiner, die beim Sturze der Schreckensherrschaft der Guillotine entrann, war nach Cayenne verbannt worden. Dorthin kommt nachgehends auch eine Anzahl später geächteter Royalisten. Zwei der entschiedensten Charaktere aus diesen beiden Lagern begegnen sich in der mörderischen Fieber-Einöde, wo sie gemeinsam leben und arbeiten müssen. Der Jakobiner erfährt von dem Todfeinde, wie trotz des Sturzes seiner Gegner, den er gehofft und geweissagt, dennoch die rothe Republik nicht gesiegt hat; die Geschichte ist ihren eigenen Weg gegangen, weitab von der Linie, welche er ihr im Geiste gezeichnet. Der Royalist hofft noch und entwirft kühne Bilder vom Wiedererstehen des Königthums und lebt in giftigem Zwiste mit dem bereits stumpf entsagenden Jakobiner. Als aber nun die Botschaft auch zu dem fernen Lande hinüberdringt, daß Napoleon den Stuhl seiner Kaiser-Despotie auf die Trümmer der Republik gestellt habe, da erkennt auch er, wie alle Traumbilder von künftiger Gestaltung der Völker und Staaten eitel und unwahr sind, und er reicht dem Jakobiner die Hand als dem einzigen Wesen, welches sich mit ihm wenigstens bis auf's Blut zu zanken und also auch menschlich mit ihm zu empfinden vermag, und Beide, die über der Politik vergessen hatten, daß sie Menschen waren, finden zuletzt Versöhnung und Sühne in menschlich brüderlichem Gemeinleben, ja sie einigen sich auch politisch wenigstens darin, daß sie die ganze europäische Politik möglichst weit hinweg wünschen

von dem Lande wo der Pfeffer wächst; denn in diesem Lande lebten sie ja selbander.

Es war der tragische Roman seines eigenen Lebens, den Guillemain solchergestalt in fremder Scenerie sich auszudichten unternahm.

Berühmter aber als durch dieses ungeschriebene Buch und die ungemalten Bilder war und blieb er durch seinen wirklich ausgeführten Zopf. Der wurde zum Sprüchwort in der ganzen Umgegend. Und wenn die Leute so manchmal wahrnahmen, daß ein Altliberaler, von dem man gehofft, er werde sich an die Spitze einer neuen Bewegung stellen, verstimmt in sich selbst zurückkroch, weil Alles anders gekommen, als er's erwartet hatte, dann achselzuckend und verneinend gegen die neuen Volksführer auftrat und zuletzt gerade im Vollbewußtseyn seines Freisinnes das Banner der alten Zeit ergriff — so sagten sie: das ist der Zopf des Herrn Guillemain!

# Der Hausbau.

(1863.)

---

## Erstes Kapitel.

„Das Bauen ist ein' große Lust,
Daß's so viel kost', hab' ich nit g'wußt:
Behüt' uns Herr in alle Zeit
Vor Maurer, Schmied und Zimmerleut."

Dieser Spruch stand vor hundert Jahren an dem Haus des Raths Humbert auf dem Walle. Für ein Bürgerhaus war der Reim im Grunde etwas zu bauernmäßig; allein da man bei den meisten Einwohnern der Stadt überhaupt nicht recht wußte, wo der Bürger aufhöre und der Bauer anfange, so paßte er doch ganz gut. Zudem hatte der reiche Rath das Haus auf dem Walle, welches er mit seiner Frau erheirathet, immer nur als eine Art Gartenhaus angesehen und niemals auf längere Zeit bewohnt. Seine eigentliche Wohnung stand mitten in der Stadt am Markte. In dem volksarmen Orte war es damals unmöglich, einen Käufer für das abgelegene Wallhaus zu finden, dasselbe aber an geringere Leute zu vermiethen, hätte der Rath unter seiner Würde geachtet, und so diente es der Familie nur zum gelegentlichen Aufenthalt, wenn sie den prächtigen Obstgarten besuchte, der das verwahrloste Haus umgab.

Mit des Raths Tode aber ward es anders. Sein einziger Sohn Christian hatte keine Schneide zum Studieren gehabt, er war Oekonom geworden und bewirthschaftete ein großes Hofgut, eine Stunde vor der Stadt. Das väterliche Haus am Markte

hatte er verkauft: das Haus auf dem Walle dagegen behielt er, weil er es doch zu einem Spottpreis hätte verschleudern müssen. Er wollte es sich zu einem Absteigequartier herrichten und auch wohl im Winter etliche Monate darin wohnen.

Da galt es aber einen gründlichen Umbau; denn ein Theil der Räume war ganz verfallen, und was noch gut erhalten stand, das paßte nicht für Geschmack und Bedürfniß des neuen Besitzers. Allzu große Zimmer sollten verkleinert, zu kleine vergrößert, hier ein Fenster, dort eine Thüre versetzt werden, die Decken neu getäfelt, die Wände getüncht, die Fußböden ausgespähnt, die Oefen umgebaut. Kurzum, das halbe Bauernhaus sollte sich in ein ganzes, behagliches Bürgerhaus verwandeln. Und gleichsam zum Wahrzeichen, daß ein neues, fortgeschrittenes Geschlecht Besitz ergriffen habe von dem alten Bau, ließ der junge Humbert vor Allem die Tafel mit dem Bauernreim über der Thüre ausbrechen.

Das bemerkte sein Nachbar, der Förster Habermann, mit großem Verdruß; denn er hatte den Reim so oft und gerne gelesen. Aber sein Verdruß wuchs noch bedeutend, als er hörte, daß der verlassene Bau stadtmäßig hergerichtet und im Winter von Humberts Christian bewohnt werden solle. Der Förster hatte nämlich vor zwanzig Jahren einen nachbarschaftlichen Proceß mit dem Rath Humbert gehabt und hielt diesen Mann seitdem für seinen Feind, dem er überall aus dem Wege ging. Die Gärten und Höfe beider Häuser gränzten auf der Mittagsseite aneinander, durch einen Bretterzaun getrennt, welchen seit alter Zeit bald der Eine, bald der Andere hatte ausflicken lassen, so daß man nicht mehr wußte, wem eigentlich der Zaun gehörte. Vertrauend auf dieses Zeugniß des Herkommens hatte der Förster die Gränzlinie als eine gemeinsame angesehen und in seinem Hof eine Waschküche hart an dem Zaun zu bauen begonnen. Da erklärte der Rath, er besitze das „Hammerrecht" längs dieses Zaunes, das heißt, der Nachbar müsse seinen Bau auf Hammerwurfsbreite — drei Fuß — vom Zaune abrücken. Der Förster bestritt das Recht und baute weiter; es kam zum Proceß, welchen der Förster verlor, so daß er seinen bereits halb vollendeten Bau auf drei Fuß breit wieder abbrechen mußte. Im Zorn über die Geschichte ließ er die Ruine der nach hinten offenen, dachlosen Waschküche stehen, wie sie stand, zumal er dadurch einer Ruine anderer Art in des Raths Garten eine Art Trutzburg entgegenzusetzen glaubte. Es

war nämlich der Rest eines alten, epheuumrankten Stadtthurmes, welcher jenem Garten einen besonders malerischen Schmuck verlieh; und auf den Zinnen des Thurmes hatte der Rath ein Belvedere, wie er's nannte, anlegen lassen, welches ihm freie Aussicht zu Fluß und Stadt hinüber, wie auch in den Garten des Försters öffnete. Dem Förster war es natürlich unangenehm, daß ihm der Nachbar den ganzen Garten ausspähen konnte; darum übte er jetzt Vergeltung, umpflanzte die Ruine seiner Waschküche mit Epheu und legte gleichfalls ein Belvedere auf den drei vom Richterspruch verschonten Mauerwänden an.

Dies war aber auch das einzige Zeichen des tiefen Grolles, den er gegen den glücklicheren und mächtigeren Nachbarn im Herzen trug. Mit einem fürstlichen Rathe war in jener Zeit nicht viel zu spaßen, und überdies gehörte der Förster zu den verschlossenen Naturen, die schweigend am nachhaltigsten zürnen. Solch schweigende Fehde ließ sich nun ganz leicht durchfechten bei einem Nachbarn, der fast niemals im Hause zu sehen war und sich mit den Jahren immer weniger um dasselbe kümmerte. Daher ahnte der Rath denn auch gar nicht des Försters Faust im Sacke, und als vollends sein Sohn das Besitzthum antrat, dachte dieser nicht im Traume mehr an den alten Zankapfel des Hammerrechtes und ging ganz arglos ins Försterhaus zum ersten nachbarlichen Begrüßungsbesuch.

Der Förster war im Walde; seine Tochter empfing den unerwarteten Gast höchst verlegen. Denn sie hatte die Humbert's immer als böse Nachbarn schildern hören und kannte den jungen Christian zumeist nur aus den verstohlenen Blicken, welche sie vor Jahren durch die Astlöcher des Bretterzaunes geworfen, wenn er drüben im Garten unreifes Obst von den Bäumen brach und naschte. Der Rath Humbert hatte darin das erste Anzeichen der landwirthschaftlichen Neigungen seines Sohnes gesehen, der strenge Förster aber hielt solche Frevel des wilden Jungen seinen Kindern als abschreckendes Exempel vor. Nun stand der Frevler, inzwischen zum gemachten Manne ausgewachsen, vor der erschrockenen Marie und erzählte ihr höchst artig, daß er nächsten Winter als Nachbar einziehe, vorher aber das Haus gründlich zu verbessern und zu verschönern gedenke. Er könne freilich jede Woche nur einmal in die Stadt kommen und nach dem Baue sehen, darum habe er die Aufsicht über so vielerlei kleine

Arbeiten, die doch alle rechtzeitig in einander greifen müßten, dem Maurermeister übertragen. Er hoffe, der Mann werde sein eifriger Stellvertreter seyn; übrigens wolle er auch den Herrn Förster bitten, daß er als guter Nachbar mitunter den Maurern, Tünchern, Zimmerleuten und Schlossern ein wenig zuschaue, um ihm in acht Tagen zu erzählen, wie sie's getrieben hätten. Wie er selbst aber den Maurermeister zur eifrigsten Aufsicht gespornt, das müsse die Jungfer Habermannin nun doch auch noch erfahren. „Mein seliger Vater," so sprach er, „hatte eine bewährte Reiseregel. Wenn er in ein Wirthshaus kam, so gab er gleich beim Eintritt dem Kellner das Trinkgeld und nicht bei der Abreise. Denn wer erst gibt, wenn er den Fuß wieder in den Steigbügel setzt, der schenkt blos dem Kellner und ehrenhalber; wer aber gibt, wenn er eben den Fuß aus dem Bügel gethan, der schenkt zugleich sich selbst; er verbindet mit der Ehre den Nutzen. Gesetze und Trinkgelder haben keine rückwirkende Kraft. Getreu der väterlichen Regel brachte ich darum dem Maurermeister heute schon beim Beginn der Arbeit ein Fäßchen Wein eigenen Wachsthumes; er wird mich jetzt wohl eben so gut bedienen, wie mein seliger Vater wegen seiner vorgeschenkten Sechsbätzner allezeit in den Wirthshäusern bedient worden ist."

Als der Förster des Abends nach Hause kam, hörte er mit Staunen von dem seltsamen Besuch. Seine Verwunderung wuchs, da ihm Marie erzählte, daß er selber gar Acht geben solle auf die Fortschritte des Baues. Er fand das Ansinnen höchst unbefangen, wenn nicht unverschämt, und nahm sich anfangs vor, keinen Blick auf das Nachbarhaus zu werfen, möchten die Handwerksleute sich auf die Köpfe stellen und das Haus auf's Dach, so sey's ihm gleich. Als er aber zuletzt die neue Lehre von dem vorgeschenkten Trinkgeld hörte, gelüstete es ihn doch, gelegentlich hinüber zu schauen. Denn wenn Einer gescheidter seyn will als alle andern Leute, dann gönnen wir's ihm, daß er erst recht nichts zu Stande bringt. Und der Förster hoffte dieses stille Vergnügen bei dem Hausbau des Nachbars zu erleben.

Da es ihm aber zuwider war, über die verhaßte Schwelle zu schreiten, so sagte er seinem kleinen Georg, dem zehnjährigen Bruder der Marie, er dürfe drüben bei den Bauleuten spielen und solle dann auch fleißig aufpassen, was und wie sie arbeiteten, das sey lustig und lehrreich obendrein.

Allein obgleich der Bube mit großem Jubel sich herumtummelte in den bis dahin verschlossenen Räumen, zu welchen er so oft vergebens neidisch hinübergeblickt, brachte er doch nur dürftige Kunde von dem Treiben der Handwerker. Um so schärfer beobachtete dagegen Marie. Zehnmal täglich bestieg sie das Belvedere auf den Ruinen der Waschküche und wußte am Schluß der Woche genauesten Bescheid über Alles, was beim Nachbarn geschehen und nicht geschehen war.

Am ersten Tage griffen sie da drüben mit einem Eifer zu, als solle der ganze Bau bis zum Feierabend schon fertig stehen. Auch der Maurermeister war pflichtlich auf seinem Posten, ordnete und vertheilte die einzelnen Arbeiten und fluchte dabei so kräftig, daß man's über drei Häuser hören konnte. Also war Alles im schönsten Gange.

Am zweiten Tage hörte Marie den kommandirenden Maurermeister nur einmal fluchen und am dritten gar nicht mehr. Das schien ihr bedenklich. Zugleich beobachtete sie an eben dem dritten Tage einen eigenthümlichen Handwerksbrauch der Maurer und Tüncher, den sie auch bei andern Bauten schon wahrgenommen. Die Leute kamen nämlich Punkt fünf Uhr morgens mit großem Gepolter und stellten ihre Kübel quer vor die Hausthür, warfen auch ihre Hämmer und Kellen dröhnend auf die Schwelle, daß man's unfehlbar hören und sehen mußte, rührten mit gewaltigem Lärm ein wenig Kalk an und verzogen sich dann ganz leise wieder, um erst nach Tisch zurückzukehren. Sie nannten das eine stille Frühmesse und meinten, man müsse das Werkzeug auch einmal für sich allein arbeiten lassen. Während der Zeit war nur ein einziger alter Zimmermann auf dem Hofe thätig. Mit sehenswerther Bedächtigkeit hob und senkte er sein Beil im langschleppenden Zeitmaße eines Trauermarsches, um etliche Spähne von einem Balken zu hauen. Desto lebhafter sah ihn dagegen Marie bald nachher mit Hobel und Schnitzmesser hantieren; als sie aber den Gegenstand seiner Bauthätigkeit etwas näher ins Auge faßte, fand sie, daß er für ihren Bruder Georg, der plaudernd neben ihm stand, ein Gewehr und einen Säbel aus zwei alten Latten schnitzte.

„Wo bleibt denn heute der Maurermeister?" rief sie dem Alten über den Zaun hinüber. „Er ist gestern in Kahlbach vom Gerüste gefallen und hat ein Bein gebrochen," antwortete der

Zimmermann mit großer Seelenruhe. „Ist es ein schlimmer Bruch?“ fragte der Förster, welcher gleichfalls im Garten stand. „Ja. Es ist das schlimmste Bein, das man brechen kann, nämlich das Nasenbein.“ — „Und wie kam denn das Unglück?“ — „Darum kam's, weil der Meister schon am hellen Tage zu viel von dem Wein getrunken hatte, welchen ihm der Herr Humbert geschenkt.“ Der Förster sagte zu seiner Tochter: „Die goldene Regel vom vorgeschenkten Trinkgeld hat also doch auch ihre blecherne Ausnahme,“ und schlich in das Haus zurück.

Am vierten Tage hörte man wieder einmal ein tüchtiges Hämmern und Sägen und Hobeln; die Arbeit schien nun doch endlich im vollen Zuge. Allein die Herrlichkeit dauerte nur bis zum Nachmittag. Glock drei Uhr rief der Lehrjunge sein „Schab' ab!“ und die Leute liefen aus allen Winkeln in den Hof und machten schleunigst Schicht. Nach wenigen Minuten zogen sie singend zum Thore hinaus. Nur der alte Zimmermann hieb noch eine halbe Stunde länger Spähne von seinem Balken. In Folge desselben Gesetzes der Trägheit, welches ihn so wunderbar langsam das Beil heben und senken ließ, schien er auch langsamer wieder zur Ruhe zu kommen als die Andern.

Das Beil auf der Schulter, ging er träumend, im lässigsten Bequemschritt am Försterhause vorbei. Marie rief ihm aus dem Fenster zu, warum er denn heute so früh schon Schicht mache? Der Zimmermann schob sich noch drei gemessene Schritte weiter, dann blieb er stehen, kehrte sich um und schwieg eine Weile. Hierauf sprach er: „Morgen ist ein halber katholischer Feiertag, und da Einer von uns Zwölfen katholisch ist, so feiern wir Andern mit, wegen der Parität, wie man's nennt, das heißt, damit Keiner wegen seiner Religion vor dem Andern etwas voraus hat. Es ist aber ein löblicher Brauch, daß man *vor* einem Feiertage drei Stunden früher Feierabend macht als gewöhnlich.“

So war es. Und am sechsten Tage schlichen die Handwerksleute erst nach Tisch auf den Bauplatz; denn nach einem halben Feiertage folgt billig auch ein halber Blauer-Montag.

Als der junge Humbert am Schluß der Woche zur Stadt kam, um seinen Bau zu besichtigen, war der Förster durch ein höchst dringendes Geschäft wiederum in das fernste Waldrevier gerufen. Er hatte sich's freilich genau so eingerichtet, daß das dringende Geschäft gerade auf diesen Tag erledigt werden mußte, und

Marien hatte er mitgenommen, daß sie unterwegs in Hammelsried bei der Pfarrerin zu Besuche blieb. Marie meinte zwar, dazu sey es auch in einem Monat noch Zeit; aber der Alte fand, daß es gerade heute Zeit sey, und sie mußte mit.

Als ehrlicher Nachbar aber hatte er die Magd mit dem kleinen Georg daheim gelassen, damit sie dem Bauherrn genau erzählten, daß der Maurermeister in Folge des vorgeschenkten Trinkgeldes die Nase gebrochen und also nicht viel Aufsicht habe üben können, und daß die Handwerksleute gearbeitet hätten, wie eine Stube voll Schulbuben, wenn der Schulmeister hinausgegangen ist.

Dem jungen Humbert stiegen die Haare zu Berg, da er dann mit eigenen Augen die Leistungen dieser ersten Woche prüfte. Aber das war noch nicht das Schlimmste. Weil nämlich das ganze Haus leer stand, so hatte er ohne Bedenken den Maurern die Schlüssel gegeben, daß sie früh morgens sich selber öffneten und abends schlössen. Die Maurer aber fanden es bequemer, abends nicht zu schließen, weil sie dann morgens nicht zu öffnen brauchten. Und nun fand sich's, daß ein Haus, welches dem Eigenthümer ganz leer scheint, für das durchgebildetere Auge eines Diebes doch noch voll stecken kann von stehlenswerthen Dingen. Die Diebe hatten die schöne Messingröhre vom Brunnen geschraubt, den Kupferbeschlag vom Küchenherde gelöst, die eisernen Thürchen aus sämmtlichen Oefen gehoben, ja sie hatten sogar den Hausschlüssel selbst mitgenommen, den die Maurer stecken gelassen. Sie waren sichtbar viel fleißiger gewesen in ihrer Nachtarbeit als die andern Arbeiter bei Tage.

Der unglückliche Hausherr hängte bis auf Weiteres ein großes Vorlegeschloß vor die Thüre und übergab den Schlüssel dem kleinen Georg. Er lasse, so fügte er hinzu, den Vater grüßen und freundnachbarlich bitten, daß er den Schlüssel jedesmal nachts in seinem Hause aufbewahren möge, damit die Handwerksleute genöthigt seyen, ihn morgens abzuholen und abends zurückzubringen.

Der Förster war bei der späten Heimkehr nicht wenig überrascht, als er den Hausschlüssel des Feindeshauses nun gar in seine Hände gelegt sah, und sagte dem Buben, er hätte den Schlüssel gar nicht annehmen sollen. Allein Marie meinte, das sey doch zu hart und setzte dem Vater recht beweglich auseinander, daß er mit diesem Hausschlüssel vielmehr feurige Kohlen auf das Haupt ihres Hausfeindes sammeln müsse. Der Förster brummte

noch eine Weile fort: da könne der Herr Humbert an sich selber fühlen, wie nützlich gute Nachbarschaft für zwei so abgelegene Häuser sey; gestern habe man prozessirt, heute bitte man um Gefälligkeiten und so weiter. Plötzlich aber stand er auf und sprach, fast feierlich, zu der Tochter:

„Nun haben wir aber den Hausschlüssel einmal angenommen, also müssen wir ihn auch so treu bewahren, als schlösse er unser eigenes Haus. Ein Hausschlüssel ist kein gemeines Stück Eisen, er hat symbolische Kraft wie ein Petschaft oder ein Trauring. Man soll dergleichen Dinge nicht leichtsinnig übernehmen oder führen; denn sie verpflichten weit hinaus. Mit dem Schlüssel ist uns auch die Wacht über das ganze herrenlose Haus und die noch herrenloseren Arbeitsleute in's Gewissen geschoben. Uebrigens wäre mir's eine rechte Lust, den faulen Gesellen einmal das Dressirhalsband umzulegen mit den Stachelkorallen. Im Grunde haben sie mich in meinem eignen Hause schon eben so oft und schwer mit ihrem Hämmern geärgert als der verstorbene Rath mit seinem Hammerrecht. Gleich steht hier wider Gleich, und die Gelehrten haben noch nicht ausgemacht, was ein Haus gründlicher schädigt, gewissenlose Bauleute oder ein Prozeß."

---

## Zweites Kapitel.

Einen Tag besann sich der Förster noch; denn sein Zorn stand mit sich selbst in Widerstreit: über den Humbert ärgerte er sich, weil derselbe baute, und über die Handwerker, weil sie nicht bauten. Hätte er seinen Groll an Humbert auslassen wollen, so mußte er die faulen Arbeiter unterstützen; drückte er Diesen aber als pflichteifriger Mann den Daumen auf's Auge, so half er seinem Feinde bei dem verhaßten Hausbau. Am zweiten Tage aber war er entschlossen, er ging hinüber, seine schöne Rede über den Hausschlüssel wahr zu machen.

Die Bauleute zeigten ihm sehr freundlich, was sie gethan hatten und was alles noch zu thun sey und begleiteten ihn vom Keller bis auf den Speicher. Als sie aber ganz oben zu Ende gekommen waren, stellten sie sich wie in einen Halbkreis hinter den Förster, und zwei Maurergesellen traten vor und sprachen:

„Lieber Herr, mit Gunst!
Sie haben getreten auf unsere Kunst,
Da Sie nun unser Werk betrachten,
So werden Sie auch ein kleines Trinkgeld nicht achten."

Statt eines kleinen Trinkgeldes warf ihnen der Förster tausend Donnerwetter an die Köpfe: „Meinet ihr, ich sey aus Neugierde gekommen, um euere Stümperei zu sehen, die ihr eine Kunst nennt? Ich stehe hier als der Stellvertreter des Bauherrn und will schon Acht geben, daß ihr nicht fernerhin unserm Herrgott die Tage abstehlt, wie ihr's vergangene Woche gethan!" Und damit er sogleich ein praktisches Exempel gebe und sich als Kenner ausweise, rief er einen Maurer vor und zeigte ihm einen dunkeln Winkel zwischen den Ziegeln und dem Gebälk des Daches, sagte, da droben sey ein Loch und fragte, warum das Loch nicht vor allen Dingen vermörtelt worden sey? Denn es hatte über Sonntag gewaltig herein geregnet und das Wasser war durch den Speicherboden zum Getäfel der Decke des ersten Stockes gedrungen, das Getäfel aber hatte wiederum ein Loch und so war der Regen dort weiter an der frisch getünchten Wand herabgesickert und hatte die Wand verderbt, an welcher der Tüncher die ganze vorige Woche gemalt hatte.

Der Maurer steckte kaltblütig die Hände in die Hosentaschen und sagte, das Loch gehe ihn nichts an, es sey im Gebälk und nicht im Verputz und also möge es der Zimmermann stopfen. Der Zimmermann that einen langen Zug aus seiner Stummelpfeife, spuckte aus und sprach, das Loch kümmere ihn nicht, es sey im Blechverschlag der Dachkante und gehöre dem Spengler. Der Spengler bat den Tüncher um eine Prise, schnupfte, nieste und bemerkte sodann, wenn ja Einer das Loch stopfen müsse, so sey es der Dachdecker; denn es fehle an den Ziegeln. Der Dachdecker kletterte nach langem Besinnen an den Balken hinauf, tastete und klopfte an der schadhaften Stelle, wo es sehr dunkel war, bedächtig hin und her und rief dann aus seiner Finsterniß herab: „Das Loch schiert mich den Teufel, die Ziegel sind vollzählig und gesund, und wenn das Loch ja irgendwo ist, so ist's zwischen den Ziegeln und dem Blech und den Balken in der Giebelwand, und der Maurer soll's nur ausstreichen." Nun schwur aber der Maurer wieder, das Loch sey dennoch im Gebälk, der Zimmermann, es

sey dennoch im Blech, der Spengler, es sey dennoch in den Ziegeln, der Dachdecker, es sey dennoch in der Mauer und so fort, die Reihe herum.

Der Förster wußte zuletzt nicht mehr wo ihm der Kopf saß, geschweige, daß er gewußt hätte, wo nun jenes Loch sitze. Weil er sich aber in diesem besonderen Falle nicht mehr zu helfen wußte, so machte er's wie kluge Staatsmänner: er ließ den Fall fallen und lenkte die Frage auf's Allgemeine. Er begehrte zu wissen, welcher Handwerker denn jetzt statt des Maurermeisters den Gang der Arbeiten anordne. Der Zimmermann antwortete mit Bedacht: „Es hat der Maurermeister seinen Altgesellen geschickt, und Herr Humbert hat ihm auch ein Trinkgeld vorgeschenkt, daß er uns Allen die Arbeit zuweise. Allein das gilt nicht! Den Maurermeister ließen wir uns gefallen; denn er ist ohndies ein halber Baumeister. Wir Zimmerleute, Schreiner, Schlosser, Tüncher, Dachdecker und Spengler können es aber doch nicht dulden, daß uns der Geselle einer fremden Zunft als Oberhaupt gesetzt werde; darum warfen wir ihn gestern zum Thore hinaus, worüber es zu einem kleinen Streit kam, der den ganzen Nachmittag dauerte, und während dieser Zeit hätte viel Nützliches gearbeitet werden können."

„Ihr Schwernöther!" rief der Förster, „bei euch geht's ja zu wie im deutschen Reiche!" und wies ihnen nach, wie sie einig und im Einverständniß arbeiten müßten, sonst werde der Bau niemals fertig. Weil er aber im Augenblicke selbst nicht wußte, wie dieses Einverständniß herzustellen sey, so wandte er sich vom Allgemeinen wieder zurück zum Besonderen und sprach: „Lassen wir's denn in Gottesnamen noch eine Weile auf den Speicher regnen, bis ermittelt ist, wer das Loch da droben zu stopfen hat. Aber das andere Loch in der Täfelung der Zimmerdecke soll der Schreiner auf der Stelle flicken, damit der Regen wenigstens auf dem Speicher bleibt."

Der Schreiner schüttelte den Kopf: „Das Getäfel ist vor alter Zeit vom Zimmermann gemacht worden; man sieht's an der groben Arbeit. Also soll's der Zimmermann auch repariren."

Der Zimmermann sprach: „Herr Förster, hören Sie ein Wort!" und nahm die Pfeife aus dem Mund, als wolle er was recht bedeutendes sagen. Es war aber nur, um sie auszuklopfen und frisch zu stopfen. Nachdem dies geschehen, fuhr er fort: „Der Kitt des Tünchers ist kein Gift. Der Tüncher muß ohnedies das

Getäfel neu mit Oelfarbe streichen, also kann er auch das Loch auskitten. Ich sage, sein Oelkitt ist kein Gift und er hält das Wasser am allerbesten ab."

Der Tüncher dagegen meinte, wenn er alle Löcher im Hause verkitten solle, dann brauche er den Kitt zentnerweise und wälzte die Sache auf den Schreiner zurück.

So führten die Handwerksleute den Förster abermals im Kreise herum und da er, von dem zweiten besonderen Falle abspringend, auch seinerseits wieder auf die allgemeine Frage zurückkam, wer denn hier eigentlich Koch und Kellner sey, so drehte er sich gar in zwei concentrischen Ringen.

Zum Glück war Marie während der letzten Verhandlungen im Hintergrund erschienen und bat jetzt den Vater, er möge ihr die Aufgabe überlassen, in drei Stunden solle kein Tropfen mehr durch Dach und Decke regnen.

Nachdem dann der Alte sich scheltend entfernt, nahm sie zuerst den Zimmermann bei Seite. Er war, wie sie wohl wußte, in jüngeren Jahren Schiffszimmermann in Diensten der Republik Venedig gewesen, hatte lange Zeit das Mittelmeer befahren, auch in Asien und Afrika gearbeitet, um zuletzt gerade so arm und viel lüderlicher wieder zurückzukommen, als er ausgezogen war. Zu seinem angestammten deutschen Phlegma hatte er überdies noch eine reiche Zugabe orientalischer Faulheit mitgebracht. Natürlich erzählte er nun sehr gerne von seinen Abenteuern unter Türken und Heiden, wenn Jemand Geduld hatte, den furchtbar langsamen Vortrag anzuhören.

Marie brachte den alten Venediger, wie man ihn nannte, auf seine Seefahrten, und er mußte ihr von Stürmen und Schiffbrüchen erzählen, und wie eine Kugel der Korsaren in die Flanken des Schiffes geschlagen und auch sonst ein Leck entstanden sey, und wie da die Zimmerleute sich hätten tummeln müssen, das Loch zu stopfen. Als sie ihn aber so weit hatte, nahm sie den Alten lächelnd bei der Hand und führte ihn vor das Loch im Getäfel und bat gar freundlich, jetzt möge er ihr auch einmal zeigen, wie er's damals gemacht und möge gleich den Leck verschlagen, als stehe beim Verlust einer Minute Mann und Maus auf dem Spiel. Der Venediger lachte über die listige Hexe, luchte über alle Weiber, griff zum Werkzeug und hatte in einer Viertelstunde schon den Schaden geheilt.

Dann ging das Mädchen zum Maurergesellen. Seine Lebensabenteuer waren einfacher gewesen, rein vaterländischer Art, und das bemerkenswertheste Ergebniß derselben waren zwei uneheliche Buben, die hungrig und zerlumpt in der Stadt herumliefen. Marie begehrte hier keine Erzählung, sondern knüpfte gleich an die vollendete Thatsache und sagte dem Maurer, sie habe ein abgelegtes Kamisol und ein Paar Strümpfe ihres Bruders, auch allerlei alte Lappen, womit er seinen Buben in der Feierstunde die Hosen flicken könne, aber vorerst müsse er hier geschwind das Dach flicken, sonst werde nichts gereicht. Der Maurer seufzte tief, kratzte sich hinter den Ohren, dankte mit einem „Vergelt's Gott!" im Voraus und stieg dann in stiller Entsagung auf's Dach.

Nachdem so der besondere Fall erledigt war, ging nun Marie zum Allgemeinen über. Sie entwarf mit Beihülfe des alten Venedigers einen Plan, in welcher Reihenfolge fortan die vielen selbständigen Handwerker bei den hundert kleinen Verbesserungen ineinander greifen sollten und studirte förmlich die Natur und Quelle der Nachlässigkeit und Faulheit jedes Einzelnen, daß sie einen Jeglichen an seiner schwachen Seite packen und mit milder Gewalt zu seiner verfluchten Schuldigkeit führen könne. Das letzte Geschäft war nicht leicht, und die Werkmeisterin hätte es für sich allein unmöglich zu Rande gebracht; aber sie setzte bald ihren Bruder, bald die Hausmagd, bald den Forstgehülfen oder gar den Vater selbst in Bewegung, daß sie ihr nachsehen halfen und zwischen den Werkstätten der säumigen Handwerksmeister und dem Bauplatze einen Mahnbotendienst übten.

Der Förster wußte nicht, wie er sich vorkam. Die Faullenzerei der Arbeiter und die Betriebsamkeit der Tochter jagte ihn in's Feuer für seines Feindes Haus; für einen eigenen Hausbau wäre er gewiß nicht halb so heftig hineingegangen. Allein er wollte ja nur den Handwerkern zeigen, daß er sie zwingen könne; das war nun Ehrensache. Gar oft schon hat ein gemeinsamer dritter Gegner zwei alte Feinde unvermerkt verbrüdert. Daran dachte jedoch der Förster gar nicht: sobald er den anvertrauten Hausschlüssel einmal zurückgegeben, sollte auch wieder der tiefste Graben ohne Brücke die beiden Nachbarhäuser trennen. Den Besuchen des jungen Humbert konnte er nicht jedesmal ausweichen; desto sicherer aber wich er dann jedem Gespräche aus, das nicht auf den Hausbau zielte. Der Nachbar war für ihn nur als umbauender Hausbesitzer

auf der Welt, und er sorgte als ein ungehobelter Jägersmann dafür, dies allezeit recht deutlich zu zeigen.

Inzwischen kam die Erntezeit, und man hätte denken sollen, der junge Gutsbesitzer stecke jetzt so tief in der Feldarbeit, daß er wohl auf Wochen nicht nach dem Hausbau sehen könne. Allein seine Besuche wurden vielmehr immer häufiger; es schien fast, das alte Haus sey das bedeutendste Grundstück, welches er zu bewirthschaften habe. Kam er aber so oft zur Baustätte, dann konnte er ja wohl auch die Handwerksleute selber beaufsichtigen und Marie ward ihres Dienstes quitt. Oder er fand bei so häufiger Einkehr in der Stadt wenigstens einen andern Bauführer von Profession statt des Maurermeisters und des Altgesellen. Allein Humbert schien eben die Försterstochter für die beste Bauführerin von der Welt zu halten und ließ ihr völlig freie Hand. Der Bau gedieh ja prächtig, und während anfangs alle Arbeiten zweimal verkehrt gemacht wurden und erst beim drittenmale geriethen, wurden sie jetzt immer nur zum erstenmale verdorben und geriethen, wenn Marie sie dann wieder herunterschlagen ließ, schon beim zweitenmale ganz gut.

Nun war es aber seltsam, daß die Anwesenheit des Bauherrn der schönen Werkführerin jetzt ebenso große Verlegenheit bereitete, wie anfangs die Abwesenheit desselben. Sie war in das Bauwesen hineingekommen und wußte selbst nicht wie; zuerst aus reiner Neugierde, dann getrieben vom lustigen Aerger über die faulen Handwerker, dann aus Freude, daß sie's dem Vater so ergötzlich abgewann, die Trägen zur Arbeit zu führen, und dann freute sie sich wieder, daß sich der Bauherr freute über ihre stille waltende Förderung des Werkes. Trotzdem ward sie allemal roth, wenn Dieser sie beim Bau überraschte und hatte doch ein so gutes Gewissen. Um sich das Erröthen zu ersparen, stellte sie darum den kleinen Georg als Schildwacht auf den Thurm im Garten; er konnte von dort den Weg übersehen, welchen Humbert zur Stadt herüber reiten mußte, und kam dieser dann in's Haus, so war Marie längst verschwunden, und es schien, als ob die Hand eines wohlgesinnten Heinzelmännchens wie im Mährchen inzwischen den Bau geleitet habe. Der junge Humbert begriff lange nicht, warum er Marien niemals im Hause traf, indeß er doch so oft wahrnahm, daß sie eben erst dagewesen, bis er eines Tages zu Fuße von hintenher durch den Garten kam, da konnte

sie ihm nicht mehr entwischen. Seitdem wählte er stets diesen versteckten Fußweg, und so sahen sich die Beiden wohl alle paar Tage. Marie erzählte dann vom Bau, Humbert prüfte nach ihrem Bericht die Arbeiten und half kräftig nach und erzählte seinerseits, was er alles noch aus dem alten Hause zu machen beabsichtige. So kamen sie oft recht tief in's Erzählen. Humbert erzählte aus seinen Jugendjahren, oder von den seltsamen Lebensschicksalen seines Vaters, oder von Familiengeschichten, die sich an das alte Haus knüpften; ähnlich erzählte Marie Erlebtes und Ueberliefertes dagegen. Sie hatten sich auch so viel zu erzählen; denn sie waren ja trotz der Nachbarschaft immer meilenweit fern von einander gehalten worden. Allezeit aber blieb ihr Gespräch bei diesem rein historischen Ton. Es ging in ihrem Verkehre zu wie in einer ächten Novelle: es ward immer nur schlechtweg erzählt, sie wühlten nicht in Gefühlen, grübelten und predigten nicht. Wenn aber ein Jedes nachgehends wieder für sich allein war, so dünkte es ihm, sie hätten doch allerlei wundersame Empfindungen miteinander ausgetauscht, obgleich sie sich eben nur Geschehenes treu und einfach erzählt hatten. Und gerade so wie bei dieser wirklichen Geschichte steht es um die Gefühlspoesie der erdichteten Geschichte: die Poesie des Herzens wirkt am reizendsten da, wo sie in der Thatsache ausgesprochen, im Worte aber verschwiegen ist.

Kam dann abends der Vater nach Hause, so erzählte ihm die Tochter wieder, was sie und der junge Humbert sich gegenseitig erzählt hatten. Nur verfuhr sie dabei etwas einseitig. Sie berichtete nämlich getreu, was man irgend über das Haus und den Bau gesprochen, und erzählte auch alle die alten Geschichten, die sich auf das Haus bezogen. Was man aber von sonstigen Erlebnissen und Schicksalen erzählt hatte, das behielt sie im Sinn. Sie wußte ja, daß Humbert nur als umbauender Hausherr für ihren Vater auf der Welt war.

Ihr selbst aber gefiel Humbert in dieser Eigenschaft so gut und sie gefiel sich so ganz als Werkführerin, daß sie wünschte, es möge in Ewigkeit fort umgebaut werden an dem alten Hause. Und im Grunde dachte sie auch kaum daran, daß der Bau jemals ein Ende nehmen und was dann weiter kommen werde.

---

## Drittes Kapitel.

So war der Sommer vergangen und die Innenräume des Hauses waren leidlich in ihre verbesserte Gestalt gebracht. Man begann eben Hofthor und Hausthüre zu erneuen und den Hof neu zu nivelliren und zu pflastern, auch rammte der Tüncher schon seine Gerüstbalken in den Boden zum Abputz der Außenwände.

Da blieben eines Morgens alle Handwerker aus; nur ein Tagelöhner kam herbeigeschlichen und räumte bedächtig etwas Schutt vom Hofe. Marie eilte sogleich herüber, um ihn nach den andern Arbeitern zu fragen. „Sie werden zunächst nicht wiederkommen," erwiderte dieser ganz gelassen. „Und warum nicht?" — „Weil sie die Arbeit hier nicht mehr freut." — „Und warum freut sie die Arbeit nicht mehr?" Auf diese öfters wiederholte Frage kam dann immer wieder die Antwort: „Ja, weil sie's eben nicht freut."

Mit einem großen Aufwande von Geduld brachte Marie endlich heraus, daß den Handwerkern hier nachgerade der Arbeit zu viel geworden sey, des Bieres aber zu wenig und des Branntweins viel zu wenig, und daß sie darum einmüthig beschlossen hätten, dieses undankbare Werk eine Weile liegen zu lassen; vielleicht werde es durch's Liegen besser, wie die Winterbirnen.

Es mußte fast nothwendig so kommen. Gleichwie der Esel, wenn man ihn durch einen Sturm von Prügeln und Schmeicheleien überrascht, plötzlich, sich selbst vergessend, im Galopp einherspringt wie das frischeste Pferd, dann aber nicht minder plötzlich erkennt, daß er ja seiner Natur untreu geworden ist und nun stehen bleibt wie ein Klotz, und trotz Sporn und Zügel und Prügel seinen Platz behauptet und wieder ein ganzer Esel wird, so waren auch die Arbeiter durch das unvermuthete Zusammenwirken des Försters, des Mädchens und des Hausherrn wie im Rausche aus sich selbst herausgetrieben worden. Auf dem Höhepunkte des Rausches aber kam der Umschlag; sie wurden nüchtern, erkannten, daß sie von ihrer wahren Natur abgefallen waren und kehrten nun mit desto größerem Trotze zu sich selbst zurück.

Da war guter Rath theuer. Vergebens ging der Förster in die Werkstätten der Meister und bat und schalt, damit sie ihren

Gesellen die Köpfe zurecht setzten. Die Meister zuckten die Achseln, baten um ein paar Tage Nachsicht oder hielten wohl gar den Gesellen geradezu die Stange. Sie waren durch so manches scharfe Wort, das man ihnen vom Bauplatze heimgebracht, selber mit beleidigt, und es geschah bei dem entarteten Handwerk der verkommenen kleinen Städte damals überhaupt nicht selten, daß der Meister dem Gesellen alle Zuchtlosigkeit nachsah, um ihn hinterdrein desto gründlicher für seinen Eigennutz auspressen zu können.

Der Förster und seine Tochter beschlossen, den nächsten Tag abzuwarten, da Humbert vermuthlich wieder zur Stadt kam. Allein auch er blieb aus. Statt seiner erschienen gegen Abend ganz andere Gäste. Soldaten von der Reichsarmee rückten in die Stadt und nahmen auf mehrere Tage Quartier, während französisches Kriegsvolk, das mit dem Reichsheere vereinigt gegen den Preußenkönig zog, auf den umliegenden Dörfern sich einlagerte.

Im Hause des Försters war man eben vollauf beschäftigt, für sechs Mann zu kochen, und Strohsäcke auf die Nacht herzurichten, als sich ein Höllenlärm vor dem Nachbarhause vernehmen ließ. Der Förster öffnete das Fenster und sah da drüben zwölf Mann, welche Einlaß begehrten, und da das Thor verschlossen war und Niemand öffnete, so schlugen sie mit den Kolben dawider unter entsetzlichem Brüllen und Fluchen. Es war keine Zeit zu verlieren; in einer halben Stunde würde die erzürnte Rotte das Haus mit all seiner neuen Herrlichkeit ohne Zweifel gründlich verwüstet haben. Eingedenk der Pflicht, die ihm der Hausschlüssel auflegte, eilte darum der Förster hinüber und versicherte den Anstürmenden, das Haus sey unbewohnt, noch gar nicht ausgebaut und von allem Hausrath entblößt. Die Soldaten aber zeigten ihre Quartierzettel, sagten, sie wüßten schon in's Haus zu kommen und wenn sie erst einmal darin seyen, dann werde sich auch schon Jemand finden, der für sie sorge, oder sie schlügen Alles kurz und klein.

Während der Förster aber noch vergebliche Verhandlungen mit dem tobenden Volke pflog, hatte Marie bereits einen Boten auf Humberts Hof geschickt, daß der Hausherr rasch Betten und Lebensmittel hereinfahren lasse und selber mitkomme. Dann war sie durch eine Lücke des Gartenzaunes in's Nachbarhaus geschlüpft und öffnete eben das Thor von innen, als ihr Vater außen seine

letzten Gründe erschöpfte, lief aber so rasch wieder zurück, daß Keiner der Eindringenden ahnte, welch schöne Pförtnerin den Schlüssel gedreht.

Indeß die Soldaten aber alle Winkel des Hauses durchsuchten nach dem Hausherrn, der doch eben erst geöffnet hatte und nun wieder nirgends zu finden war, kam Marie auch schon von außen an's Thor zu dem Vater und beschwor ihn, die Mannschaft solange leihweise zu verpflegen, bis Herr Humbert das Nöthige senden und heimzahlen werde.

Sie predigte tauben Ohren. Der Alte glaubte seinem Hausmeisteramte vollauf genügt zu haben, indem er die Soldaten vor dem Thore zurückgehalten und dafür hinreichende Grobheiten eingesteckt hatte. Marie ward dringender: „die Soldaten werden das Haus verwüsten, sie werden es in Brand stecken und dann wird die Flamme auch unser Haus ergreifen!" — „Es hat keine Gefahr," erwiderte der Alte gelassen. „Uns trennt der breite Hofraum und dann auch noch das Hammerrecht. Sieh, dafür ist das Hammerrecht gut. Auf eigenem Grund und Boden mußten wir dem Nachbarn mit unserm Bau noch drei Schritt vom Leibe bleiben: die Flamme reicht nicht zu uns herüber!"

„So ist denn all unsere List und Mühe während des ganzen Sommers umsonst gewesen," rief Marie verzweifelnd. „Was wir bauen halfen, das werden die Soldaten zusammenschlagen, und sind diese abmarschirt, dann kommen die Handwerksleute wieder und fangen wieder von vorne an und triumphiren über uns, daß sie nun doch nicht zur vorgesteckten Zeit fertig geworden sind." Und während sie noch so sprach, hörte man schon oben ein paar Fensterscheiben klirren, und unten hoben zwei Mann eine Thüre aus und schlugen sie in Stücke, denn das trockene Tannenholz, von Oelfarbe frisch getränkt, sey vortrefflich, um ein Feuer in der kalten Küche anzumachen.

Der Förster stutzte. Sollte er wirklich Geld oder Geldeswerth, wenn auch nur leihweise, hergeben, um seines Hausfeindes Haus erhalten zu helfen? Zwar hatte er jetzt schon monatelang Zeit und Arbeitskraft in reichem Maße gespendet und nicht blos leihweise. Aber solche Dinge, die nicht mit Händen gegriffen werden können, achtet man für nichts; dagegen Essen und Trinken für zwölf Mann, die ohne Zweifel essen können wie die Drescher und saufen wie die Kosacken, das sind reelle Gegenstände, wor-

über man sich besinnt. Hatte Marie in ähnlicher Erwägung doch auch dem Vater strenge verheimlicht, daß sie dem Maurer zum Sporn seines Fleißes die alten Strümpfe und Lumpen geschenkt habe. Der Alte würde bitterböse darüber geworden seyn. Denn Zeit und Kraft herschenken, das ist nichts; aber zerrissene Strümpfe und eine Handvoll Flicklappen sind doch immer ein wirkliches Geschenk.

Er besann sich lange. Der Gedanke jedoch, daß die Handwerksleute umsonst gearbeitet und umsonst gefaullenzt hätten und wieder von vorne anfangen müßten und nun erst recht gegen ihn das Feld behaupteten, siegte zuletzt. Er versprach, den Soldaten Brod und Branntwein zu liefern, bis der Hausherr herbeigerufen sey, und half ihnen selbst, Bretter zu Pritschen herzurichten und mit Stroh zu bedecken als vorläufige Lagerstatt. Der Feldwebel versicherte dagegen, daß die Mannschaft das Haus nicht weiter schädigen werde.

Der von Marien ausgesandte Bote kam aber mit schlimmer Kunde zurück. Auf Humbert's Gute lagen Franzosen und hausten gar übel. Der Gutsherr war schon Tags vorher nach der Stadt geritten und unterwegs einem Trupp französischer Reiter in die Hände gefallen, die ihn gewaltsam mitnahmen, daß er ihnen als Wegweiser diente. Auf dem Gute waren daher die Dienstleute nicht minder rathlos als der Nachbar in der Stadt.

Marien fuhr ein Todesschreck durch die Glieder. Solche erpreßte Wegweiserdienste endeten oft mit Beraubung und Mißhandlung, ja mit dem Morde des Führers. Schon Mancher war nicht wiedergekommen. Erfüllt von traurigen Bildern setzte sich das Mädchen an dem Gartenzaun auf derselben Stelle nieder, wo ihr der Bote die Nachricht gebracht; sie konnte nicht mehr stehen und auch nicht weitergehen, so zitterten ihre Kniee.

Sie blickte auf das alte Nachbarhaus, und es stand wie ein leibhaftes Mährchen vor ihren Sinnen. Seit den Kindertagen hatte sie diese selben Mauern und Fenster ja täglich vor Augen gehabt, und doch däuchten sie ihr jetzt ganz anders, so traumhaft schön, von dichterischem Schimmer verklärt. Von Innen freilich war das Haus inzwischen umgebaut worden, von Außen merkte man's wenig: hatte bei ihr selbst nicht auch inzwischen so ein innerer Umbau stattgefunden, den man von Außen nicht merkte?

Sie hatte bisher gar nicht daran gedacht, daß das Bauen

einmal ein Ende nehme und die Besuche des Bauherrn dazu. Jetzt schwiegen die Hämmer und Hobel der Werkleute, und der Bauherr war verschwunden. Gestern und Heute lagen wie durch Jahre von einander getrennt, und das Haus lag ihr so verschwimmend fern. Sie hatte sich im Getümmel der Arbeit niemals Zeit genommen, den Bau auch einmal von diesseit des Zaunes zu übersehen; sie meinte zuletzt fast, das Haus gehöre ihr; jetzt stand sie wieder im elterlichen Garten und entsann sich, daß das Haus ja in eines fremden Mannes Händen sey.

Wie im Spiel hatte sie an dem Hausbau theilgenommen, sie war dann Werkführerin geworden, und die Sache ward ernsthafter: sie kam mit dem Herzen an die Arbeit. O hätte sie jetzt zum Spiele zurückkehren können! Sie glaubte aber ganz bestimmt zu wissen, daß Humbert bei dem Hausbau gleichfalls vom Spiel zum Ernste fortgeschritten und mit dem Herzen an die Arbeit gekommen sey. Er hatte das nicht gesagt, aber sie hatte es gesehen und empfunden. Und das dunkele Gefühl spricht manchmal klarer als das klare Wort.

Zwischen alle diese Gedanken drängte sich dann aber immer wieder die quälende Frage, was wohl aus Humbert geworden sey. „Fahren fremde Leute nach Amerika, so denken wir, sie werden schon glücklich über's Meer kommen; geht aber Jemand, den wir lieb haben, nur zwei Meilen über Feld, so fürchten wir gleich, es möge ihm Schlimmes begegnen, als ob es das Unglück immer nur auf die Leute packen müsse, die wir lieb haben!" Mit diesen stumm in sich hinein gedachten Worten redete sich Marie die Furcht aus, gestand sich's aber auch zugleich zum erstenmale, daß sie den jungen Humbert lieb habe.

Ein Männerschritt weckte sie aus ihren Gedanken. Es war der Feldwebel von den Reichssoldaten, die im Nachbarhause lagen. Als sie erschrocken aufblickte, fragte er, warum sie weine? und jetzt erst merkte sie selbst, daß ihr die Thränen auf den Wangen standen.

Marie erwiderte, sie sey so betrübt wegen des Hauses da drüben. Sie habe es bauen helfen und jetzt stocke der Bau, die Werkleute hätten ein Complott gemacht und seyen davongelaufen, der Krieg werde im Herbst verwüsten, was im Sommer mühesam aufgestellt, und der Bauherr sey verloren gegangen.

Da der Soldat nun näher wissen wollte, wie sie, ein so feines

Frauenzimmer, denn habe bauen helfen, so erzählte sie ihm die Geschichte von den faulen Arbeitern und wie sie Werkführerin geworden sey und den Bau nach Kräften gefördert habe, bis auf einmal die Handwerker sich verschworen und die Arbeit eingestellt hätten.

Den Feldwebel ergötzte die Geschichte. Er war aber eigentlich ein verkommener und durchgegangener Schauspieler, der sich hatte anwerben lassen und nebst einem halben Musketier das gesammte Contingent bildete, welches ein reichsunmittelbares Nonnenkloster im schwäbischen Kreise zur Reichsarmee gestellt. Als Künstler und als Soldat eines Nonnenklosters hielt sich der Feldwebel nun zwiefach verpflichtet zu ritterlichem Frauendienste, darum tröstete er Marien, bat sie um die Namen der Werkleute und sagte, sie möge nur ein paar Stunden warten, er wolle die desertirten Kerls schon wieder auf ihren Posten führen. Hierauf ging er zu seiner Mannschaft und erzählte, sie hätten darum so schlechtes Quartier in diesem Hause, weil die Arbeiter, welche es einzurichten gehabt, im Complott davongelaufen seyen. Die müßten jetzt zur Strafarbeit herbeigeschafft werden. Und dazu gebe es einen Hauptspaß: die schöne Försterstochter da drüben sey die Werkführerin, gegen welche die Handwerker sich empört hätten. Als Reichsexecution wollten sie die Rebellen jetzt wieder zum Gehorsam bringen und sich dann königlich daran ergötzen, wie die faulen Mannsleute unter des fleißigen Mädchens Commando mit ingrimmigem Fleiße wieder zum Werkzeug griffen.

Unter jubelndem Beifall zog dann der Feldwebel mit seinen Leuten in die Stadt und kehrte bald mit den Gesellen und Tagelöhnern zurück, den alten Venediger an der Spitze, der größere Schritte machte, als man's je in seinem Leben gesehen. Hierauf ging der Feldwebel zu Marien und versicherte ihr heilig, es werde ihr kein Leids geschehen, sie möge nur gleich wieder auf den Bauplatz kommen und die Arbeiter anweisen. Marie traute des Soldaten gutem Gesichte und folgte. Und nun ging ein Arbeitsgetümmel im Hause los, wie es nie gehört worden war; denn hinter jedem Arbeiter stand ein Soldat und drohte mit furchtbaren Scheltworten und mit Stock oder Degen, sowie der Fleiß einen Augenblick nachließ. Weil aber der Fleiß ebensogut ansteckt wie die Faulheit, und weil es so gar anmuthig schien, unter der Führung eines so schönen Mädchens recht fleißig zu seyn,

so griff nach einer Weile der Feldwebel selber zum Grabscheit und half beim Nivelliren des Hofes, und die Andern thaten's ihm nach, je nachdem sie von diesem oder jenem Handwerk etwas verstanden, und zuletzt arbeiteten alle Soldaten mit den Werkleuten um die Wette.

Marie hatte anfangs schweren Herzens das Nachbarhaus betreten und bleich und zitternd ihre Weisungen ertheilt. Als aber die Arbeit so lustig im Gange war, da ward es ihr auch wieder wohler zu Muthe. Es war ihr, als müsse nun auch der Hausherr wiederkommen und das Bauen gehe nun wieder in Ewigkeit so fort und die breite Kluft sey wieder überbrückt, die vorhin noch die beiden Nachbarhäuser für immer zu trennen schien. Und als nun gar die Reichsarmee unter Lachen und Scherzen mitzuarbeiten begann, da ward das Mädchen wieder so still vergnügt, daß sie leise vor sich hin sang, wie sie auch sonst bei dem Hausbau gepflegt, und da der Feldwebel die leise süße Stimme hörte, stimmte er in der Terz mit ein, und die andern Soldaten machten's ihm nach und zuletzt sang die ganze Gesellschaft und sogar der alte Venediger brummte hinten nach wie der Pedalbaß einer verstimmten Orgel, und die Hämmer, Aexte und Schaufeln bewegten sich im Takte doppelt so geschwind. Der Förster kam nun auch herbei, und nachdem er mit innigem Vergnügen den Sinn des seltsamen Schauspieles sich enträthselt — denn die Leute hatten gar nicht Zeit, ihm ordentlich Red' und Antwort zu stehen — ließ er reichliche Erfrischungen herüber bringen für die bewaffnete sowohl wie für die unbewaffnete Mannschaft, und dachte gar nicht mehr daran, daß er nun doch wieder Geldeswerth hergebe für seines Hausfeindes Haus. Man hätte ihn malen mögen, wie er leuchtend dastand und sich die Hände rieb, daß er nun doch noch solchen Triumph feiere über die widerborstigen Handwerksleute.

Es fehlte nur noch Einer auf dem Bauplatze, und auch der kam gerade im rechten Augenblick, als Mariens Stimme eben wieder leiser und schwermüthiger zu klingen begann.

Der junge Humbert hatte sich kaum wieder losgemacht von den Franzosen, so erzählte ihm ein Bauer, sein Haus in der Stadt sey durch die Reichssoldaten von Grund aus zerstört worden. Er eilte darum schleunigst hierher und wußte nicht, ob er träume oder wache, wie er die Soldaten nicht als Verwüster, sondern als Bauleute im Hause erblickte. Er wäre der schönen

Werkführerin gerne gleich an den Hals geflogen; denn er ahnte den Zusammenhang; aber die Gegenwart des Försters hielt ihn zurück. So trat er denn wieder blos als umbauender Hausherr in den Kreis und mußte mit kalten Mienen bei klopfendem Herzen sich berichten lassen, was alles geschehen war. Er hätte gern den Alten und Marien bei Seite genommen zu einem andern Wort. Allein es war ein solches Arbeitswüthen unter alle Leute gekommen, daß sich gar kein Augenblick zu einem gesammelten Worte fand, und wenn er nicht als der einzige Faullenzer unter so viel Fleißigen stehen wollte, so mußte er, jetzt fast ebenso gezwungen und ingrimmig wie der alte Venediger, schlechtweg beim Hausbau zugreifen.

Nach zwei Tagen war das Werk vollendet, Haus und Hof standen fertig bis auf die innere Einrichtung, und zwar vierzehn Tage früher als man's im günstigsten Falle hätte hoffen können. Auch die Reichstruppen marschirten ab, und so war es wieder ganz stille geworden.

Da bat Humbert den Förster, er möge nun mit seiner Tochter noch einmal herüberkommen und sich das ganze Haus anschauen, zu dessen Umbau sie so fleißig mitgeholfen. Sie kamen, und der Hausherr führte sie zu beiderseitigem Behagen durch alle die Räume, welche bis dahin so wüst ausgesehen und jetzt so reinlich, bequem und einladend vor ihnen lagen. Als sie nun das Ganze gründlich geprüft hatten und in den Hof zurückgelangt waren, zeigte Humbert dem Förster die ausgebrochene Steintafel mit dem Bauernreim, welche neu abgeglättet in der Ecke stand und sagte, die Tafel solle wieder an ihren alten Ort kommen, er habe die Wahrheit des Reimes inzwischen zu tief erprobt. Der Alte billigte dies. „Allein," fuhr Humbert fort, „die Tafel genügt doch nicht mehr ganz, es muß noch eine zweite zur Ergänzung beigefügt werden." Als nun der Förster wissen wollte, was denn auf diese andere Tafel geschrieben werde, stotterte Humbert einige unverständliche Worte und schwieg verlegen, nahm sich jedoch wieder zusammen und sprach lächelnd: „Jetzt bringe ich's nicht recht heraus; ich muß einen Umweg nehmen, aber ich hoffe, er führt uns schon auf die Tafel zurück."

Dann sagte er, der Herr Nachbar habe ihm bei dem Bau schon zu so Vielem verholfen, aber es fehle ihm zu dem fertigen Hause noch Eines, nämlich eine Frau, und dazu könne ihm nun

eben gar kein anderer Mensch verhelfen als wiederum der Herr Nachbar.

Der Förster zog mit feierlicher Miene den Hausschlüssel, welchen er immer noch bei sich verwahrte, aus der Tasche und sprach: „Den Schlüssel habe ich seiner Zeit übernommen und alle Pflichten eines Hausmeisters, wie sie der Hausschlüssel auferlegt, getreu erfüllt. Ich kann Ihnen diesen Schlüssel, wie mir scheint, mit Ehren jetzt wieder zurückgeben. Dem Hausherrn eine Frau zu freien, das gehört nicht mehr zur Hausmeisterei. Und merken Sie sich überhaupt, junger Herr, die alte Regel: Vieh kaufen, Mägde dingen und eine Frau freien soll man niemals für einen Andern. Es bringt doch beiden Theilen nur Verdruß und Reue."

Vergebens verwahrte sich Humbert dagegen, daß ihm der Förster eine Frau freien solle; der Alte wiederholte und erläuterte seinen Spruch und ließ ihn gar nicht zu Worte kommen. Da warf der verzweifelnde Humbert endlich den Ruf hinein: „Auch möchte ich wegen des Hammerrechtes noch mit Ihnen reden!"

Das „Hammerrecht" wirkte; der Förster schwieg und horchte auf. Der Andere sprach: „Das Hammerrecht ist ablösbar, wenn beide Theile es wünschen." — „Ich wünsche es schon seit zwanzig Jahren!" rief der Förster dazwischen. — „Und ich wünsche es nunmehr auch," fuhr Humbert fort. „Allein es wird schwer seyn, unsere gegenseitige Rechnung einschließlich des Hammerrechtes auszugleichen, da ich in einer so ganz unberechenbaren Weise Ihnen verschuldet bin —"

„Das Hammerrecht berechnet sich sehr leicht," unterbrach ihn der Förster. „Man nimmt die Länge der Hammerrechtslinie, denkt sie als auf anderthalb Fuß Breite mit normalmäßigen Ziegelsteinen belegt und berechnet dann den Werth dieser Ziegelsteine, so findet man laut der Bauordnung den Ablösungswerth des Hammerrechtes."

„Ich will nichts wissen von Ihrem Rechenexempel," rief Humbert, „ich wollte ja nur sagen, daß ich Ihnen so verschuldet bin, daß von Gegenrechnungen mit oder ohne Ziegelsteinen gar nicht die Rede seyn kann. Ich vermag meine Schulden an Sie überhaupt nur abzutragen, indem ich eine neue unendlich größere Schuld bei Ihnen aufnehme. Verstehen Sie mich denn gar nicht? — Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter!"

Der Förster machte große Augen. Das ging über den um-

bauenden Hausherrn und die Pflichten des Hausschlüssels hinaus. Doch sagte er nicht stracks Nein, sondern erbat sich Bedenkzeit.

Sey es nun, daß er während dieser Frist erkannte, wenn man den Aerger über einen verlorenen Hammerrechtsprozeß zwanzig Jahre lang nachgetragen, so sey das gerade lange genug, oder daß ihm Marie ebenso unwiderstehlich zusetzte, wie vorher den Werkleuten, oder daß ihn die gemeinsame Fehde gegen den dritten Feind im Stillen doch schon tiefer umgestimmt hatte, als er es selber geahnt, genug er sprach sein Ja und Amen.

Wie aber die Liebe als Werkführerin den Umbau des alten Hauses geleitet, so wirkte sie auch fort in dem neuen Hause, welches sich in dem alten jetzt auf festeren Grundmauern als von Stein aufbaute.

Die Tafel an der innern Hausthüre gegen den Hof aber, welche ein städtisches Gegenstück zu dem wiederhergestellten Bauernreim an der Außenthüre bilden sollte, zeigte in halb erhabener Arbeit den Amor als Baumeister, umgürtet mit dem Schurzfell, Loth und Winkelmaß in der Hand, den Köcher auf dem Rücken. Humbert bestellte die Platte alsbald nach der Verlobung, und da er durch den Hausbau in den Ruf eines peinlich strengen Arbeitgebers gekommen war, so eilte sich der Steinmetz ungemein und vollendete das Kunstwerk nur zwölf Monate später, als er's ursprünglich versprochen hatte.

# König Karl und Morolf.

(1863.)

---

## Erstes Kapitel.

Edmund, der Angelsachse, fand im Palaste König Karls zu Aachen einen Goldring. Als er ihn näher betrachtete und die Runenschrift auf dem Golde sah, welche Niemand zu lesen verstand, schrak er zusammen: es war der Ring der Königin Fastrada, der Gemahlin Karls, die ihn hier verloren hatte. Edmund spähte, ob Niemand lausche und barg dann den Ring zitternd in seinem Gewand.

„Gefundenes Gut behalten, nennt man Funddiebstahl," sprach er zu sich selbst. „Aber gefundenes Gut eine Weile aufheben, um es später zurückzugeben, ist kein Funddiebstahl. Wäre es ein Vergehen, so ist es so klein, daß weder das Recht noch die Moral einen eigenen Namen dafür zu prägen nöthig fand. Ich will den Ring nur ein paar Tage aufheben und ihn dann wieder in die Hand der Königin legen."

Der Ring besaß geheime Zauberkraft: so lange ihn Fastrada am Finger trug, war sie der glühendsten Liebe Karls gewiß, hätte aber ein Anderer den Ring gewonnen, so würde des Königs Liebe auch dem neuen Träger des Ringes nachgezogen seyn. Fastrada glaubte allein das Wunder des Ringes zu kennen und sicherlich ahnte ihr Gemahl nichts davon; aber der Angelsachse wußte um die Zauberkraft, deren Wirkung Jedermann sah, deren Ursache aber allen Anderen verborgen war. Wie er allein zu dieser Kenntniß gekommen, wird jetzt wohl schwer mehr zu ermitteln seyn. Genug, daß er den Ring vorerst behielt, nicht aus Eigennutz, sondern aus Neugierde, oder, wie er's bei sich selber nannte, aus Wißbegier.

Er wollte die Kraft des Goldreifes nur ein klein wenig erproben. Wie? das stellte er als kluger Mann dem Spiele des Zufalls anheim. Zwar lockte ihn einen Augenblick der Gedanke, den Ring verborgen bei sich zu tragen, wenn er sich dem Könige nahe. Er würde dann sofort ohne Zweifel des großen Fürsten erklärtester Günstling geworden seyn. Allein er sprach zu sich: „Ein Günstling lebt glänzende Tage, hat aber schlaflose Nächte. Ich will meine Nachtruhe behalten.“

Und also versteckte er den Ring in dem Stamm einer hohlen Eiche; zur gelegenen Zeit wollte er ihn schon wieder hervorziehen.

Dieser Edmund war ein Schüler Alkuins und lehrte und disputirte gewaltig in der Hofschule Karls, in welcher der Frankenkönig, damals noch nicht als Kaiser gekrönt, manchmal sammt seinen Söhnen und Töchtern auf den Schulbänken saß. Die Gelehrten rühmten Edmunds gehobeltes Latein und fürchteten seinen ungehobelten Witz, den er erbarmungslos wider die sittlichen Blößen von Freund und Feind schleuderte. Niemand war ihm darum von Herzen gut, obgleich ihn selbst Hasser und Neider achteten. Denn Alle gestanden zu, daß der unausstehliche Mann ganz exemplarisch lebe, lerne und lehre. Auch würde man die Geißel des herben Spötters wohl wenig gefürchtet haben, hätte er selber nicht durch einen bis auf's letzte Stäubchen musterhaften Wandel vorangeleuchtet.

Am eifrigsten donnerte Edmund wider die Schlemmerei und Völlerei und ganz besonders hatte er es auf die Weintrinker gepackt. Deren gab es nun freilich genug an Karls Hofe; denn so mäßig der große König im Trunke war, so wenig wußten seine Franken und vorab sein Hofgesinde Maß zu halten. Sah Edmund einen Betrunkenen nur von ferne, so zitterte er vor innerem Abscheu. Von den drei großen W: „Wein, Weiber und Würfelspiel,“ erklärte er den Wein für das erste und größeste; denn er ziehe das Weh der Weiber und des Würfelns unfehlbar nach sich, während Einer, der bei den Weibern anfange, doch nicht gerade dem Spiel und Trunk sich zu ergeben brauche. Reichte ein Genosse dem weinscheuen Angelsachsen den vollen Becher dar, so sprach er nicht etwa „Vergelt's Gott!“ sondern „Verzeih' mir's Gott!“ und nippte wie ein verschämtes Mädchen. Kreiste der duftigste Rüdesheimer an der Hoftafel, so machte Edmund ein Gesicht, als gehe ein Kelch mit Essig in die Runde, und König

Karl fürchtete im Stillen, der vortreffliche und hochgelehrte Mann möchte mit seinem sauern Blick den edeln Wein einmal unversehens in wirklichen Essig verwandeln.

Denn da Karl selber Weinreben so eifrig anpflanzen und Aepfelwein dazu auf seinen Frohnhöfen keltern ließ, so gieng ihm der Weinhaß des Angelsachsen doch etwas zu weit. Es war ihm unheimlich in der Nähe eines Mannes, der beim Becher nicht fröhlich sein konnte, und er berief ihn darum auch nicht in jene engere Runde gelehrter Freunde, wo er, der Herrschersorgen ledig, den heiter-ernsten Worten seiner Denker und Künstler so gerne lauschte. Trotzdem galt Edmund als ein einflußreicher Mann bei Hofe; denn wenn sein herbes schneidiges Wesen auch Karl, den Menschen, abstieß, so zog es doch den Fürsten an. Man wollte in den strengen Gesetzen des Frankenkönigs wider allerlei Sittenlosigkeit die mitarbeitende Hand Edmunds erkennen und schrieb ihm ganz besonderen Antheil an dem Capitular von 789 zu, welches den Trinkern und Trinkbruderschaften so scharf zu Leibe ging.

In der That machte sich Karl manchmal insgeheim den Vorwurf, daß er den tugendeifrigen Edmund wohl gnädig, nicht aber freundlich genug behandle. Sein schlimmstes Theil war ja nur, daß er des Guten zu viel that, und wenn es höchst liebenswürdige Menschen gibt, denen die schönste Musik mißtönig klingt und der Tonfall der reizendsten Verse wie widriges Mühlengeklapper, warum sollte nicht auch einmal ein vortrefflicher Philosoph geboren werden, dem der Ingelheimer Rothe wie Galle schmeckt und der Rüdesheimer wie Essig?

Bewegt von solchen Gedanken, entschloß sich der König, die dunkle Abneigung gegen den Weinhasser zu ersticken und fortan in Edmund nur den gelehrten, tadellos wandelnden Sittenprediger zu sehen und zu sich heranzuziehen. Und damit dem Entschluß sogleich die That folge, wollte er den Angelsachsen noch desselben Tages als Genossen jener gelehrten Tafelrunde einladen, in welcher Alkuin als Horaz, Angilbert als Homer, Einhard als Bezaleel, Theodulf als Pindar, Wala als Jeremias sich um ihn als König David schaarten. Edmund solle Cato der Censor heißen und dürfe, wenn's ihm beliebe, jede Zusammenkunft mit dem Mahnwort schließen, daß das Weintrinken müsse ausgerottet werden.

Um aber das Maß seiner Huld voll zu machen, ging König Karl im Abenddunkel selber zu der Wohnung des ehrwürdigen

Edmund. Er wollte ihn mitten in seinen Studien überraschen mit der Botschaft, daß Cato der Censor von nun an zu dem gelehrten Freundeskreise des Palatiums zähle. Karl liebte solche ungemeldete Besuche bei seinen Hofleuten, und er wußte selber nicht, ob er in derlei Vertraulichkeit seiner Neugierde oder seinem Wohlwollen ein größeres Genügen that, wie auch die also Begnadigten sich in der Regel erst von dem Schrecken des Besuches erholen mußten, um hinterdrein die Ehre des Besuches zu empfinden.

Edmund bewohnte in Aachen ein einsam abgelegenes Nebenhäuschen innerhalb des Ringes der Königspfalz. Als sich Karl im Dunkel näherte und das niedere Fenster von der Lampe erhellt sah, dachte er bei sich: da sitzt nun der fleißige Mann, tief versenkt in seine Nachtstudien!

Ungemeldet öffnete er die Thür. Die Lampe leuchtete auf einen Stoß ehrwürdiger Pergamente, welche zur Arbeit auf den Tisch gebreitet lagen, aber Edmund fehlte; es war überhaupt todtenstill im ganzen Häuschen. Ein großer Krug mit Wasser auf dem Tisch bezeugte dem Könige, daß er wenigstens nicht irre gegangen sey. Während er aber gerührt den großen Wasserkrug betrachtete, glaubte er von fernher Edmunds Stimme zu vernehmen. Dem Schalle folgend, trat er an's Fenster. Seitab an der Mauer stand ein Bau, der, von niederen Dienern bewohnt, zeitweilig auch fremden Gauklern zur Herberge diente, welche auf ihrer Wanderfahrt das Hofgesinde mit allerlei Kunststücken ergötzten. Dort schimmerte Licht, verworrenes Getöse von Stimmen klang von da herüber und dazwischen unverkennbar die Stimme Edmunds, laut, gebieterisch, die andern übertönend.

Der König dachte: „Gewiß hat sich das Volk da drüben wieder wüster Schlemmerei ergeben und doch ist heute Fasttag. Ihr Gebrüll hat meinen Edmund in seinen Studien gestört und er eilte hinüber, um ihnen den Text zu lesen!"

Da nun Edmund ohne Zweifel ein noch größerer Meister des reinen Wandels als des Wissens war, so däuchte es dem Könige auch noch bedeutsamer, wenn er ihn in der Uebung seines Sittenrichteramtes als bei den gelehrten Studien mit der ehrenvollen Einladung überrasche. Also schritt er, getheilt zwischen dem Zorn gegen die Ruhestörer und doppelter Huld gegen Edmund zu jenem Hause, warf jedoch noch einen lauschenden Blick durch's Fenster, bevor er eintrat.

Dort sah er allerdings eine wüste Zechgenossenschaft, wie er sie erwartet hatte. Gemeines Volk, Knechte und fremde Gaukler, schmausten, tranken und sangen, stritten und schrien durcheinander und trotz des Fasttages dampfte ein mächtiger Wildbraten auf dem Tisch. Allein den Angelsachsen erspähte der König nirgends; dennoch hörte er unverkennbar dessen Stimme. Ein fremder Mann dort hinten in der Ecke, war es, der genau wie Edmund sprach, nicht blos mit dem gleichen Klang, dem gleichen Tonfall, sondern auch mit Edmund's Geberden und Handbewegungen. Seltsames Trugbild! Der Angelsachse hatte blondes Haar, jener Fremde pechschwarzes, Edmund eine kurze, gerade Nase, der Fremde eine lange und spitze; und einen solchen Narrenrock, wie der Fremde, welcher ihm Stimme und Geberde gestohlen, trug doch der schlichte Gelehrte niemals. Dazu saß Jener auch keineswegs als ein Bußprediger unter den Sündern, sondern vielmehr als der Vorredner und Vortrinker der sauberen Bruderschaft. Denn die gebieterische, Alles übertönende Rede, welche Karl schon von fernher vernommen, war die Stimme des Führers, der zu den Waffen der Krüge und Becher rief, nicht des zürnenden Richters, welcher den Schlemmern den Kelch von der Lippe gesprochen hätte.

Karl schwankte zwischen einer zwiefachen Lösung des Räthsels. Jener Mann konnte ein fremder Gaukler seyn, der mit wunderbarer Kunst Stimme und Geberde des dem Hofgesinde verhaßten Sittenpredigers nachäffte und die tolle Lust dadurch zum Gipfel trieb, daß er der Weinhasser in einen Weinschwelg verkehrt am Gelage theilnehmen ließ. Dafür sprach, daß die Genossen des Vortrinkers Rede auch dann mit schallendem Gelächter begleiteten, wenn sie gar nichts Belachenswerthes enthielt. Oder es war Edmund selber, der nicht nur die innere Maske der Heuchelei, sondern auch die äußere des verstellten Gesichtes mit gleich wunderbarer Kunst anzulegen wußte. Je länger aber Karl der Stimme und den Geberden lauschte, um so fester glaubte er, den Angelsachsen in Person vor sich zu sehen. Und welche Züge that er aus dem Becher! So tief, als gälte es einen Strom auszutrinken!

Schon legte der König Hand an die Thüre, um plötzlich mitten unter der trunkenen Rotte zu stehen und den Heuchler mit der ganzen Wucht seines Grimmes niederzuschmettern. Allein er

besann sich und zog die Hand wieder zurück. Er wollte tiefer in die Irrgänge des menschlichen Herzens schauen, als er's in diesem Augenblick vermocht hätte; in nüchterner, ruhiger Stunde wollte er dem Angelsachsen das Geständniß seiner Schuld abringen und ihn durch solche Marter schwerer und gerechter strafen, als jetzt durch allen Schreck der Ueberraschung.

So schlich sich Karl denn sachte wieder in seine Gemächer. Als er aber mit eigenen Sinnen nicht mehr sah und hörte, schien ihm Alles wie ein Traumbild und er glaubte bald wieder, jene Gestalt könne nimmermehr Edmund gewesen seyn, sondern ein Landstreicher, der den würdigen Mann täuschend nachgeäfft und verspottet habe.

---

## Zweites Kapitel.

Des andern Morgens ward Edmund vor den König Karl entboten. Freundlich empfing ihn der Fürst; die vollkommenste Ruhe lag auf den ehernen Zügen des Gelehrten. Karl war ein feiner Menschenkenner, der mit seinem leuchtenden Auge die Leute durch und durch schaute; allein Edmund hielt auf's festeste seinem Blicke Stand. Schon war der König fast gewiß, daß er ihm Unrecht gethan. Als er aber im leicht hingeworfenen Gespräch die Stimme vernahm und die Mienen und Handbewegungen wieder sah, die er sich gestern Abend so fest eingeprägt, da schwankte er wiederum und es ward ihm klarer und immer klarer, kein Anderer als Edmund selber könne der Vortrinker der trunkenen Zechbrüder gewesen seyn, ja der Klang der Stimme rüttelte plötzlich alle den verhaltenen Zorn dergestalt in seiner Seele wieder auf, daß er seines Vorsatzes, den Heuchler schrittweise zu fangen und zu überführen, völlig vergaß und plötzlich mit der Frage herausbrach: „Sag' an! Was triebst du gestern Abend?"

Gelassen erwiderte Edmund: „Ich studierte."

„Und was studiertest du?"

„Den Menschen!"

„Frecher Heuchler! Du zechtest mit gemeinem Volk, ja du selber verführtest die Trinkbrüder zu immer wilderem Saufen und schwelgtest am Fasttag in verbotener Speise!" Bei diesen Worten

stand der „schreckliche Karl,“ wie ihn die Zeitgenossen nannten, in der ganzen Majestät seines Zornes vor dem Gelehrten und seine Blicke fuhren wie Wetterstrahlen zu ihm hinüber.

„Gnädiger Herr und König, der du Alles durchschauest,“ entgegnete Edmund ruhig, obgleich er auf das Knie sank vor dem Schrecklichen, „gönne mir kurzes Gehör. Ich studiere den Menschen, weil ich meine und meiner Brüder sittliche Gebrechen heilen möchte. Wer das Laster bekämpfen will, der muß zuerst das Laster gründlich kennen lernen. Wer es aber gründlich will kennen lernen, der muß mitleben mit den Lasterhaften, ja er muß in gewissem Sinne das Laster mitleben. Die schwere Kunst ist nur, daß er, sündigend, in seinem Geiste dennoch erhaben bleibt über der Sünde. Diese höchste Kunst des wahren Philosophen begreift freilich die profane Menge nicht, sie kann die freie Opferthat des Lasters nicht unterscheiden von dem Lasterleben gemeiner Naturen um des rohen Genusses willen. Darum entstelle ich mir Haar und Gesicht; ja ich gaukle in Stimme und Geberden Andern das Spottbild meines Wesens vor, wenn ich mit den Trinkern und Schlemmern schwelge, damit ich nachgehends das Laster der Unmäßigkeit um so sieghafter befehden kann. Der Wasserkrug in meiner Zelle ist nicht minder ehrlich gemeint, auch wenn ich aus dem Weinkrug der trunkenen Zecher die tiefsten Züge gethan; denn gerade zu Ehren jenes Wasserkrugs überwand ich mich, der vor jedem Betrunkenen erzittert, mit Betrunkenen betrunken zu werden.“

Karl schrak im Innersten zusammen vor dieser Sittenlehre. „Also,“ rief er, „muß man der vollkommenste Diener des Lasters werden, um der vollkommenste Kämpe der Tugend zu seyn! Und es wäre nur Jener der tüchtigste Arzt, welcher alle Krankheiten am eigenen Leibe durchgemacht?“

„Ganz gewiß,“ entgegnete Edmund, „vorausgesetzt, daß er eben so sicher die Folgen aller Krankheiten von seinem Körper wieder abschütteln kann, wie ich den Taumel des gestrigen Gelages von meiner Seele.“

„Und also,“ fuhr König Karl mit leisem aber schwertscharfem Tone fort, „hätte Christus der Herr der ärgste Bösewicht werden müssen, um die Menschen von allen Sünden zu erlösen?“

Edmund erwiderte: „Du irrest, erhabener Fürst! Wenn Gott Mensch wurde, so that er es nicht, um unsere Sünden kennen zu lernen; er kannte sie schon. Er ward sündloser Mensch, daß wir

vielmehr das Göttliche im Urbilde des Menschen erkennen sollten und die Erlösung fänden in der Liebe seines Opfers. Ein Anderes ist der allwissende göttliche Erlöser, ein Anderes der blinde menschliche Prediger wider die Sünde."

Der König staunte, wie sich so bestrickend Thorheit und Weisheit in Edmunds Rede zusammenwob. War er ein Schwärmer, der sich selbst oder ein Heuchler, der die Welt betrog? Ueber dieser Frage sinnend, schritt Karl im Zimmer auf und ab und erwog zugleich, ob sich nicht eine Strafe finden lasse, die den Heuchler züchtige, den Schwärmer aber bekehre, eine Strafe, die für Edmund keine Marter sey, wenn er ehrlich sich selbst betrüge, die ihn dagegen tief demüthigen müsse, wenn er mit logischem Truggefecht bloß seine geheime Lüderlichkeit habe decken wollen. Endlich glaubte er eine solche Strafe, stumpf für den überzeugten Schwärmer, scharf für den Heuchler, in Edmunds eigener Sophistik gefunden zu haben.

Er sprach: „Du strebst nach doppeltem Ziel, nach dem Ruhm eines weisen und zugleich eines tugendhaften Mannes. Wenn du nun glaubst, daß man zu Zeiten lasterhaft seyn müsse, um seine Brüder auf den Weg der Tugend zu führen, so muß man ohne Zweifel auch zu Zeiten ein Narr seyn, um die Weisheit zu predigen. Ich gedachte gestern, dich unter dem Namen Cato's des Censors an den Tisch meiner gelehrten Freunde zu laden. Allein die Maske, welche du dir selbst gewählt, ist eine andere als des strengen Römers. Wohlan! Du sollst bei jener Tafelrunde erscheinen, aber nicht als der Weise, sondern als der Narr, ganz deinem eigenen Grundsätze gemäß. Wir hörten neulich die alte Geschichte von Salomon und dessen lustigem Diener Morolf, der jeden weisen Spruch des Königs mit närrischem Trugschluß sofort zu närrischem Widersinn verkehrt und dennoch nicht blos die Narrheit in der Weisheit, sondern eben so oft auch die Weisheit in der Narrheit enthüllte. Vorhin schon gemahnte mich an Morolf's Schlüsse deine spitzige Sophistik. Darum sollst du nicht der Cato, sondern der Morolf unsers Kreises seyn. Edmund der Angelsachse sey verbannt von meinem Hofe und er hüte sich, daß er wiederkomme bevor ich ihn rufe; nur Morolf den Narren will ich sehen. Aber wehe ihm, wenn er die Maske ablegt, es sey denn, daß ich's ihm mit Wort oder Wink ausdrücklich erlaubt habe!"

Edmund hörte diesen Bannspruch mit so starrem, feierlichem Ernste an, als habe ihm der König aufgetragen, als sein bevollmächtigter Sendbote durch das Reich zu ziehen und sprach mit tiefer Verbeugung: „Dein Befehl, o weiser Herrscher, soll erfüllt werden.“ Doch spielte ein leises Lächeln kaum merkbar um seinen Mund, da er diese Worte sprach.

Dem Adlerauge Karls entging dieses Lächeln nicht und er fragte rasch, was es bedeute?

„Fragst du Edmund oder Morolf?“ entgegnete der Angelsachse.

„Da Morolf zu lächeln schien, als Edmund sich so ernst verbeugte, so möge auch Morolf Rede stehen.“

„Wohlan, mein gnädiger König, wenn Morolf reden darf, so erinnert er seinen Herrn vor Allem daran, daß es das schönste Vorrecht eines Narren ist, ungestraft die Wahrheit sagen zu dürfen. Du glaubtest mich mit scharfem Spott zu decken, da du mich verdammtest, die Rolle des Schwelgers, die ich gestern unter den Zechern spielte, nun als die Rolle des Narren unter deinen gelehrten Freunden fortzuführen. In der That aber ludest du dadurch noch schärferen Spott auf diesen Freundeskreis als auf mich. Denn nur zum Studium betrank ich mich mit jenen Leuten, die im Ernste betrunken waren; so ist denn die klare Folge, daß ich auch zum Studium ein Narr werden soll unter Leuten, die es im Ernste sind.“

Karl erwiderte ohne Groll: „Morolf hat sein erstes Probestück gelungen abgelegt!“ und beurlaubte ihn. Lange aber schaute er dem räthselhaften Manne sinnend nach und es reuete ihn fast, daß er Edmund im Stillen einen Schwärmer genannt, der doch nur ein frecher Heuchler zu seyn schien. Dann aber erinnerte er sich wieder, daß es auch eiskalte Schwärmer gibt, Schwärmer des Verstandes, deren Blick ganz ähnlich durch den Frostnebel ihrer eigenen Sophistik getrübt wird, wie das Auge Anderer durch den Gluthdampf ihrer Gefühle.

Da nun aber der König schon in den nächsten Tagen nach Ingelheim zog, so dünkte ihm folgendes ein Probezeichen. Er beschloß, keinen weiteren Zwang auf Edmund zu üben: folge derselbe freiwillig in die Ingelheimer Pfalz, um dort die auferlegte demüthigende Rolle durchzuführen, dann glaube er auch wohl im Ernst an seine Trugschlüsse; entfliehe er aber, wozu die Stunde so günstig, dann sey er eben blos der entlarvte Heuchler, welcher

sich mit frechem Witz über die beschämende Entdeckung hinwegzuhelfen gewußt.

Seltsamer Weise aber ward es dem König diesmal sauerer nach Ingelheim zu ziehen als dem Angelsachsen. Denn als sich Karl zum Wegreiten anschickte, wurde ihm das Herz so schwer, als gälte es einen ewigen Abschied von der Liebe und vom Leben. Der Zauber des Ringes fesselte ihn an Aachen, in dessen Banne er versteckt lag.

Aber auch Fastrada wollte Aachen nicht verlassen. Weinend bat sie ihren Gemahl, daß er nur noch etliche Tage bleiben möge, und als Karl um den Grund der verzweiflungsvoll ungestümen Bitte frug, wußte sie keinen anzugeben, so daß er nicht minder über Fastrada staunte wie über sich selbst. Die Königin war untröstlich über den Verlust des Ringes, mußte aber ihre Angst verbergen und vermochte es doch nicht; sie suchte nach dem Ringe, wagte aber nicht, ihre Frauen zum Mitsuchen aufzufordern; denn ihre Besorgniß, die Unrechte möge den Ring finden und seine Zauberkraft sogleich an sich erfahren, war nicht minder groß als die Furcht, der Ring möge für immer verloren seyn. So lange sie noch in Aachen blieb, konnte sie auch noch den Ring zu finden hoffen; vor Ingelheim aber grauste es ihr, als stehe dort das Grab ihrer Liebe.

So fesselte der wirkende Zauber des Ringes den König an Aachen, der verlorene Zauber des Ringes die Königin. Der Mann aber, welcher jenen Zauber jetzt in Händen hielt und ihn für sich am besten hätte brauchen können, Edmund, spottete über den König und die Königin wie über den Ring. Mit natürlichen Waffen, mit der Macht seines Verstandes wollte er den großen Karl besiegen und nicht mit Feengold, welches jeder Esel eben so gut als er im Hausgange des Palatiums hätte finden und halb oder ganz stehlen können. Er allein rüstete sich frohen Muthes zur Reise nach Ingelheim. Doch wollte er den Ring mitnehmen und in Ingelheim für alle Fälle auf's Neue verstecken.

Karl ermannte sich; zur vorgesetzten Stunde brach er von Aachen auf. Schweigend und beklommen, gleich der trostlosen Königin, ritt er mit dem stattlichen Gefolge rheinaufwärts. Edmund folgte ihm erst nach mehreren Tagen als ein einsamer Wanderer, wie es verabredet war.

---

## Drittes Kapitel.

Die gelehrten Genossen Edmunds wähnten, daß er in Aachen zurückgeblieben sey, und die Maske, in welcher er plötzlich am Hofe zu Ingelheim auftauchte, war so gelungen, daß Niemand hinter diesem Gaukler Morolf den bußpredigenden Angelsachsen vermuthet hätte. Selbst König Karl war auf's Neue überrascht von der völlig verwandelten Erscheinung und meinte, Edmund verstehe der Moral kaum minder kunstreich eine wächserne Nase zu drehen als seinem eigenen Gesichte.

Zugleich aber grauste es dem Könige vor sich selbst. Ein heimliches Wohlbehagen war ihm wiedergekehrt, der Zug der Sehnsucht gebrochen seit er Edmund wiedersah. Das wirkte Fastradens Ring, welchen der Angelsachse jetzt in seiner Herberge versteckt hatte. Der König aber, der von dem Ring nichts wußte, sprach zu sich: „Entweder ist dieser Edmund ein Heiliger, von Gott gesandt, daß er mir die geheimsten Fallstricke des Teufels zeige, und in der Nähe eines Heiligen muß es Einem ja wohl himmlisch leicht zu Muthe werden; oder er ist ein Teufel von einem Menschen, schön wie die alte Schlange, und was mich in seiner Nähe wieder warm und heiter aufleben läßt, das ist der wollüstige Zauber der Sünde."

Am Tage nach seiner Ankunft sollte Edmund zum erstenmale als Morolf in Karls gelehrtem Freundeskreise erscheinen, damit er, seinem Grundsatze gemäß, nun auch ein Narr werde, um der Weisheit willen.

Schon eine Stunde vor der bestimmten Frist ging er in der Vorhalle des Palastes auf und nieder, als studiere er seine Rolle. Plötzlich trat ihm ein fremdes Mädchen in den Weg, und da sie ihn wegen seines buntscheckigen Narrenrockes für einen besonders hohen Hofbeamten hielt, so fragte sie schüchtern, ob er ihr nicht verhelfen könne, den König Karl zu sprechen? Edmund fragte dagegen, wer sie sey und was sie begehre?

Hierauf erzählte das Mädchen, sie komme von Nochern im Einrich, gut eine Tagreise von hier. Ihr Vater sey ein freier Mann, Ruoding mit Namen, sie selbst heiße Gisela und werde in der Ernte zwanzig Jahre alt. In dem Weiler Bornich unweit ihres Heimathortes wohne Meginher, welcher bei dem Vater

um sie geworben habe, ihr Vater aber wolle sie dem Meginher nicht geben und sie begehre den Mann noch weniger. Der habe nun ihrem Vater aufgelauert und halte ihn gefangen, damit er ihm die Hand der Tochter abzwinge. Ihre Freundschaft in Nochern sey dann ausgezogen, um den Alten zu befreien; die Männer von Bornich aber stritten für ihren Gemeindegenossen, den Meginher, und so lägen beide Orte in unentschiedener Fehde. Damit nun der Streit gestillt werde und ihr Vater wieder frei, sey sie hierher gekommen zum König Karl, der müsse, wenn er sie nur einmal angehört, mit seinem starken Arme dreinfahren und Recht und Friede schaffen in Nochern und in Bornich.

Edmund besann sich eine Weile und sein Auge ruhte auf dem Mädchen, als ob er mehr ihre Schönheit prüfe als ihre Sache. Dann sprach er: „Der nächste Weg zum Herzen Karls führt durch das Gemach der Fastrada. Ich kann dich, ein verlassenes Mädchen, doch nicht so geradezu vor den Thron des Königs bringen, und gingest du zur Königin, so würde sie dein Anliegen vielleicht nur hören, um es in einer Stunde wieder zu vergessen. Ich will dir aber den besten Geleitsbrief geben, daß dich die Königin ihr Leben lang im Sinne behalten und dir jede mögliche Gnade erweisen soll.“

Hierauf hieß er das Mädchen mitgehen, holte in seiner Herberge Fastradens Ring und gab ihr denselben. Dazu prägte er ihr auf's schärfste folgende Weisung ein: „Halte dich mit diesem Ringe fern vom Palaste bis eine Stunde vor Sonnenuntergang. Dann begib dich in den Garten der Königsburg und erwarte Fastraden, die zu jener Zeit dort lustwandeln wird und die du an ihrem Gefolge von Frauen und Dienern leicht erkennen magst. Komme nicht zu früh und nicht zu spät; der ganze Erfolg hängt an der rechten Stunde. Trittst du aber vor die Königin, so überreiche ihr sofort den Ring. Sie hat ihn verloren und ist tief betrübt darüber; denn ihr Herz hängt an dem schlichten Goldreif, als sey er ihr köstlichstes Kleinod. Sage, du habest ihn gefunden. Kein Lohn wird ihr zu hoch seyn für den Finder des Ringes. Und darnach erzähle ihr die Geschichte von deinem Vater.“

Gisela in ihrer Herzensangst versprach genau zu folgen, allein sie hatte doch so vielen Mutterwitz aus Nochern im Einrich mitgebracht, daß sie zögernd die Frage einwarf: „Wenn den Finder

so hohe Gnade erwartet, warum überbringet Ihr denn den Ring nicht selber?"

Edmund erwiderte: „Das wollte ich eben thun, als du mir begegnetest. Dein Unglück bewegte mich tief, und ich erkannte, daß dir der Ring doch ein unendlich wichtigerer Fund gewesen wäre als mir und trete dir also diesen Fund mit Freuden ab. Und am Ende ist ja der Dank eines so guten und schönen Mädchens kein schlechterer Finderlohn als der Dank einer Königin."

Gisela zog sich zurück, hocherfreut darüber, daß die vornehmen Hofleute so edle Menschen seyen. Edmund aber ging in den Palast, wo sich jetzt die gelehrte Tafelrunde unter dem Vorsitze des großen Frankenkönigs versammelte.

Erkannt nur von Einem, durchschaut von Niemanden, setzte er sich als Morolf seitab in einen Winkel des Gemaches. Heimlich strafende oder verachtende Blicke der ernsten Männer fielen wohl auf die bunte Geckengestalt; doch wagte Keiner eine Frage über den seltsamen Gast. Dieser aber heftete sein Auge auf die Versammlung mit der philosophischen Würde eines Pudels, welcher spielenden Kindern zusieht.

Man besprach jenes Buch lateinischer Musterpredigten, die König Karl durch Paul Warnefried für die Geistlichen seines Reiches hatte entwerfen lassen. Einhard rühmte die reine Sprache, Angilbert den dichterischen Schwung, Alkuin den ächten Glaubensgehalt, und manche bedeutende Stelle ward mit lautem Beifall vorgelesen. Zu allerletzt forderte der König auch Morolf auf, daß er seine Meinung sage.

Dieser sprach: „Das Beste an jenen Predigten ist ohne Zweifel das Latein. Ein Hofmann erzählte mir: Wenn die fränkischen Geistlichen den König mit lateinischen Bettelbriefen bestürmen, so ist ihr Küchenlatein, in welchem sie jammern, meist noch weit armseliger als ihre Küche, über welche sie jammern. Betteln sie aber den König mündlich auf deutsch an, so gewahrt man, daß sie auch nicht einmal ordentlich deutsch reden, geschweige schreiben können. Nun werden sie freilich Paul Warnefrieds klassische Sprache nicht übel verketzern, indem sie dieselbe von den Kanzeln ablesen. Da aber das andächtige Volk gar kein Latein versteht, so hört es auch die Leseschnitzer seiner Pfarrer nicht, die nur ganz wenig davon verstehen. Läsen Jene eine deutsche Predigt ab, so würde das Volk über ihre stotternde Unwissenheit

spotten. Jetzt aber ist beiden Theilen geholfen: dem Pfarrer ist die Beschämung erspart und dem Laien das Aergerniß. Darum ist das Latein an jenen Predigten das Beste."

Die Andern staunten über die vermessene Sprache und blickten fragend auf den König, ob er den Gesellen, der so keck über seine Narrenrolle hinauswuchs, nicht zur Ruhe verweise.

Karl aber sagte lächelnd: „Dieser Narr ist zur Stunde der mächtigste meiner Vasallen; denn kraft seiner Kappe hat er das Recht, mich ungestraft mit dem herbsten Spotte zu schlagen." Im stillen Sinne war es dem König jedoch gar nicht um's Lächeln; Morolfs Worte nagten an ihm. Fühlte er doch den Stachel nur zu tief, der nicht bloß jene unwissenden Pfaffen traf, sondern auch seinen eigenen Erziehungsplan des fränkischen Volkes.

Die Gesellschaft ging zu einem heiteren Spiele über. In Epigrammen und Räthseln entspann sich ein Wettkampf des Scharfsinnes und der Formgewandtheit. Morolf verharrte bei den Scherzen und Neckereien der Anderen theilnahmlos, in feierlichem Ernste. Von Karl befragt, weßhalb er denn jetzt nicht mitthue, wo seinem Witz das rechte Feld geöffnet sey, erwiderte er: „Gewöhnliche Menschen mag der Weise in der Narrenkappe mit dem Witze des Wortes zum Lachen kitzeln, vor einem großen Fürsten aber suche ich den W i t z d e r T h a t s a c h e n, der uns die Stirne runzelt, indem wir lächeln wollen."

„Unsere Räthsel sind dem Narren zu lustig," sagte der König. „Wohlan, so wollen wir ihm ein ernstes Räthsel aufgeben. Was ist das verdrießlichste Ding für einen Heuchler?"

Morolf antwortete rasch: „Daß es auf deutsch nur die Wörter Ja und Nein gibt und kein drittes, welches genau mitten inne steht zwischen Beiden."

„Und wärest du nicht der Mann, dem Mangel abzuhelfen und die Sprache mit dem dritten Worte zu bereichern?"

„Vielleicht! wenn du mir, o erhabener Herrscher, noch zwei Gehülfen zu der häkligen Arbeit gäbest. Drei machen ein Collegium. Berufe zu dem Gaukler noch einen Staatsmann und einen Geistlichen. Diese drei bedürfen am häufigsten eines Wortes, welches nicht Ja und nicht Nein ist, und ich hoffe, sie sollen es zusammen finden."

„Du verstehst dich auf spitze Reden," sprach der König; „so wirst du uns auch ein Epigramm nicht schuldig bleiben. Sag'

an Geselle, Mann der Widersprüche, kannst du uns keinen Vers machen auf einen Sittenprediger, der selber sündigt, damit er Andern desto sicherer die Sünde austreibe?"

Die Genossen des Königs verstanden nicht, was dieses dunkele Wort besagen solle, aber räthselhafter noch als das Wort erschien ihnen der Fremde, an welchen es gerichtet war.

Morolf besann sich eine Weile, dann erwiderte er: „Einen Vers kann ich nicht machen; denn Kinder und Narren dichten nicht, weil sie die Wahrheit reden. Aber eine Geschichte will ich erzählen zu jenem Text, die fast wie ein Epigramm klingt, und vielleicht setzt sie Angilbert nachgehends in Verse und verwebt sie in sein Heldengedicht vom großen König Karl. In einen Gau, wo viele gefangene Sachsen siedeln, die nach dem letzten Kriegszuge in's Frankenland hereinverbannt wurden, kamen unlängst zwei königliche Sendboten und mahnten in ihres Herren Auftrag zu christlichem Glauben, christlicher Milde, Liebe und Tugend. Da erhub sich ein trutziger alter Sachse und sprach: Wie prediget ihr Tugenden, die ihr selbst verachtet! Mit Gewalt habt ihr uns von der Seite unserer Brüder gerissen und in dies traurige Land verpflanzt und tausend wehrlose Gefangene an einem Tage abgeschlachtet: ist das christliche Liebe? Meinen Sohn habt ihr hingerichtet, weil er während des vierzigtägigen Fastens Fleisch aß, meinen Neffen, weil er seines Vaters Leiche nach altem Sachsenbrauch verbrannte: ist das christliche Milde? — Hierauf entgegnete der Eine der Sendboten: Thörichter Mann! Jetzt, da ihr Christen und durch das Wasser der heiligen Taufe weich geworden seyd, predigen wir euch Liebe und Milde; da ihr noch Heiden waret, predigten und brachten wir euch Tod und Verderben, und das von Rechtswegen. Wie hätten wir so harte Klötze von Heiden mürbe schlagen wollen, wenn wir nicht noch viel härter und heidenmäßiger als ihr selber drein gefahren wären? Wir wurden grausam aus Milde, Heiden aus Christenthum. Ist unsere Grausamkeit Sünde gewesen, so sündigten wir doch nur, um euch von der Sünde zu befreien, und also ward uns diese Sünde wiederum zur Tugend. Denn nicht *was* wir gethan, entscheidet vor Gott, sondern *warum* wir's gethan! — So sprach der königliche Sendbote."

Zornglühend rollte Karls Auge, und die Hand fuhr zum Schwertgriff; — doch rasch gewann er wieder seine erhabene

Ruhe und durchbohrte den überkühnen Sprecher nur noch mit dem Schwerte seines Blickes, als einen Menschen, der unter der Ehre seines Eisens stehe. Dann sprach er gelassen zu den Umstehenden: „An diesem lustigen Bruder ist ein Beichtvater verdorben; er ziehet den Leuten die Sünde aus dem Gewissen, noch ehe sie selber ahnen, daß sie damit behaftet sind.“ Zu Edmund aber sagte er: „Ich verstehe den Witz der Thatsachen: Ein Zauberer hat Cato den Censor zur Strafe in den Narren Morolf verwandelt; da zeigt Morolf, dem Zauberer zur Strafe, daß man im Narrenrocke viel leichter noch Cato seyn könne als im Philosophenmantel. Aber warte nur! Es wird ein gewaltigerer Censor über Cato wie über Morolf kommen und Beide entlarven; dann wird vom wahren Weisen und vom wahren Narren wenig übrig bleiben, desto mehr aber vom wahren Heuchler!“

Morolf entgegnete leise: „Der Narr wenigstens heuchelt nicht. Darum sage ich dem Könige, er hat den Witz der Thatsachen nur halb enträthselt. Doch mag er ihn leicht noch ganz ergründen, bevor der Tag zu Ende geht.“

Karl entließ die staunenden Freunde sammt dem bittern Spötter.

Voll wild wogender Gefühle schritt er noch eine Weile im Zimmer auf und ab. Gleich einer Schlange war dieser Edmund wiederum seiner Hand entschlüpft, die sonst so sicher jeden Sterblichen zu packen wußte. Als er ihn neulich in Aachen entlarven wollte, hatte der Angelsachse sofort freiwillig die Maske abgenommen, aber das Gesicht, welches er nun gezeigt, war wiederum eine neue Maske, und heute, wo Karl ihn zu demüthigen gedachte, war er, der gewaltige König, vielmehr im Innersten gedemüthigt worden. Keiner hatte es je gewagt, mit so schneidigem Hohn die geheimen Widersprüche seines begeisterten Strebens bloszulegen. Edmund war eine Satyre auf sich selbst; aber wer ihn genau ansah, der gewahrte zugleich auch sein eigenes Zerrbild, wie aus dem Spiegel zurückgestrahlt.

Erschütternde Zweifel bebten in der festen Brust des Königs nach. Er bedurfte Luft, Sonnenlicht, einen raschen Gang. Noch war es früh am hellen Sommerabend, die Stunde, wo er sich täglich im Garten der Königsburg zu ergehen pflegte. Er eilte hinaus.

## Viertes Kapitel.

Karl mochte sonst am liebsten durch den Garten hinab zum Rheinufer wandeln. Er schlug auch heute diesen Weg ein; aber als er nach dem Fluß und den fern abschließenden Bergen des Rheingaues sah, däuchte ihm der fröhlich wogende grüne Strom starr und schwarz wie das todte Meer und die sonnenglühenden Hügel von Rüdesheim öde und kalt, als wehe Gletscherluft von dort herüber. Der Weg blieb ihm unter den Füßen stecken, und die Bußgedanken, welche Morolf geweckt, wollten ihm nicht aus dem Kopfe.

Da wandte er sich zurück und ging nach der entgegengesetzten Seite tiefer in den Garten hinein. Der Weg ward ihm leichter mit jedem Schritte, der Sinn heiterer, die Sonnenstrahlen des Paradieses schienen ihm jetzt auf dem Garten zu ruhen, die Rosen wie rothe Flammen zu glühen und Düfte auszuströmen, süßer wie aller Weihrauch Arabiens. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es ihn rascher und rascher vorwärts, bis er vor einer Linde stand, an deren Stamm ein Mädchen im schlichtesten Gewand sich lehnte. Harrend, die Rechte über die Augen haltend, spähte sie gegen das Sonnenlicht den Weg hinauf.

Es war Gisela, die in ihrer Linken Fastradens Ring fest verschlossen hielt, und es war der Ring, dessen Zauber den König dorthin gezogen.

Ein verwandelter Mann trat er dem Mädchen gegenüber. Er fühlte sich nicht mehr als Salomon und dachte nicht mehr an Morolf, er dachte nur, daß dieß das schönste Kind sey, welches er in seinem Leben je gesehen. Anfangs glaubte er, Fastrada stehe vor ihm, und sicherlich war ihm sein Herz gerade so bewegt, wie es bis dahin nur Fastrada zu bewegen wußte. Aber die Gestalt war eine andere.

„Was suchst du hier?" redete er das Mädchen an.

„Die Einsamkeit!" erwiderte Gisela und wandte den Blick zur Seite.

Das war deutsch gesprochen, und der König trat verdrießlich einen Schritt zurück. Dann aber dachte er bei sich: ein schönes Mädchen, welches die Einsamkeit sucht, will darum oft am wenigsten allein seyn, und zu zweien ist auch einsam. Zwar war

es ihm dann wieder, als lüge er mit diesem Gedanken aus der Seele des Mädchens heraus; allein der Zauber des Ringes war zu mächtig.

„Du bist fremd hier," begann er wieder theilnahmevoll. „Es schickt sich nicht für dich, allein in diesem Garten zu schweifen. Erlaube, daß ich bei dir bleibe und dich führe."

„Sage vielmehr: Es schickt sich nicht, daß du mich führest. Wer auf guten Wegen geht, der gehet auch allein sicher," entgegnete die Jungfrau in steigender Angst. Denn sie kannte den König nicht und fürchtete, daß dieser fremde Mann sie abhalte, die Königin zu erspähen.

Es zuckte durch Karls Gewissen: Gisela hatte die Lüge aufgedeckt, welche in dem artigen Worte saß, das Tausende gedankenlos gesprochen und angehört hätten. Aber der Zauber des Ringes war zu mächtig.

„Du bist nicht, die du scheinst!" rief er in wachsender Leidenschaft. „Du bist vornehmer als dein Kleid. Wie nennst du dich? Schön und edel wie ein Königskind sollst du fortan auch leben als eine Königin! Gib mir die Hand, folge mir!" Und er faßte sie bei der Hand und wollte sie von der Linde hinwegziehen, wider deren Stamm sie sich wie festgebannt lehnte.

„O Schmach!" rief Gisela. „Du bist schlimmer noch als Meginher!"

„Wer ist Meginher?" fragte Karl mit flammendem Auge.

„Meginher wollte mich zum Weibe nehmen wider meinen Willen. Da entführte er meinen Vater, um ihm meine Hand abzuzwingen; denn die Tochter gehört dem Vater. Indem der Räuber aber solchergestalt das Recht am wehrhaften Manne brach, ehrte er es doch an dem wehrlosen Mädchen."

Rasch fiel ihr Karl in's Wort: „Meginher wird deinen Vater freigeben und Buße zahlen. Ueberlaß das mir: — ich bin dein König." Wie aber ein Nachtwandler erwacht, wenn er seinen Namen hört, oder ein Fieberkranker aus seinem Irrereden zu sich selber kommt, wenn es ihm plötzlich einfällt, wie er bei Namen heiße, so erwachte auch Karl, da er sich selbst einen König genannt hatte. Obgleich er Rechtssühne verhieß als König, war er doch unköniglich aus dem Bann der Treue und Sitte getreten. Das fühlte er. Aber zugleich entschuldigte er sich vor seinem Gewissen, daß er im Geiste ja erhaben sey über dem Spiele

seiner Leidenschaft, daß er wieder rein und ächt König und Gatte seyn könne, sobald er es nur wolle. Warum sollte er sich nicht mit solchem Vorbehalt ganz menschlich jenem Spiel auf ein paar Stunden hingeben?

Gisela aber sprach: „Mein König bist du nicht, magst du das Wort im Bilde oder ernsthaft nehmen. Du bist zu klein für den König!“ Da sie aber auf Karls Gesicht blickte und in den mächtigen Zügen den Kampf der Gedanken sah, die sich wider einander entschuldigten und verklagten, überkam sie plötzlich eine furchtbare Angst und sie rief: „Der Mann ist wahnsinnig!“ und als ihr Karl beruhigend näher treten wollte, sprang sie wie ein gescheuchtes Reh davon. Im selben Augenblicke kamen Leute den Weg herab; Gisela lief ihnen entgegen mit dem Hülferuf: „Rettet mich vor diesem wahnsinnigen Manne!“

Es war Fastrada, gefolgt von ihren Frauen und Dienern.

Wie zwei Marmorbilder standen sich König und Königin gegenüber; Gisela lag wie bewußtlos zu Fastradens Füßen.

Da trat Morolf aus dem Hintergrunde vor. Er hatte mit den andern Dienern die Königin und ihre Frauen begleitet und auf dem Abendgange ergötzt; denn der Ruf seines Witzes war in den zwei Tagen am ganzen Hofe durchgedrungen, und Jeder wollte den Narren sehen, der den strengen Edmund so lächerlich getreu nachmachen könne. Er sprach:

„Verzeihung, hohe Herrin, für einen Maskenscherz!“ und nahm das schwarze Haar vom Kopfe und die große Nase vom Gesicht. „Ich bin nicht Morolf, sondern Edmund. Um die Schwächen der Menschen zu ergründen und zu geißeln, wählte ich schon in Aachen diese Maske und mischte mich unter Schlemmer und Thoren und ward thöricht mit ihnen zu Ehren der Mäßigkeit und Weisheit. Auf Befehl Eures erhabenen Gemahls führte ich hier diese Rolle weiter, ja der König nahm selber Theil daran. Nicht als ein König, sondern als ein gewöhnlicher Mann belauschte er in Aachen die trunkenen Diener und Landstreicher und ließ sich hier von einem Narren Dinge sagen, welche der Herrscher des Frankenreiches nimmer hätte anhören dürfen. So nahte er sich wohl auch diesem Mädchen in der Maske der Leidenschaft, um ihr Herz zu erforschen, wie er überall in diesen Tagen die Herzen der Seinen erforscht hat. Nicht Edmund war es, hohe Herrin, der Euch hierher begleitete, sondern Morolf; jetzt aber

stehet Edmund vor Euch. So war es auch nicht König Karl, welcher vorhin bei der Linde stand; aber der Euch entgegenschritt wie ein König, als Ihr nahtet, das war König Karl!"

Während Edmund noch sprach, war Gisela wieder zur Besinnung gekommen, erkannte, daß sie vor der Königin stehe und überreichte ihr schweigend den gefundenen Ring. Karl, der das Auge zu Boden schlug, sah es nicht.

Aber kaum hatte Edmund geendet, so erhob er das Auge und war wieder ganz, wie Jener gesagt, der König, und rief dem Angelsachsen zornig entgegen: „Du lügst, Heuchler! Ich machte nicht gemeines Spiel mit dir! Ich erkenne meine Schuld und will sie nicht verbergen vor der gekränkten Königin."

Jetzt aber war es an Fastraden, ihm rasch ins Wort zu fallen. Denn sie erkannte augenblicklich, daß nur der Zauber des Ringes Karls Leidenschaft für das fremde Mädchen geweckt, und da der König wohl die Wirkung, nicht aber die Ursache dieses Zaubers an ihr selbst wieder erfahren sollte, so schnitt sie jenes Schuldbekenntniß ab mit Worten der Liebe und Verzeihung.

Dem Könige fiel es wie Schuppen von den Augen. Gisela, des Ringes ledig, dünkte ihm reizlos, Fastrada dagegen ein herrlicheres Weib als je zuvor. Ein doppelter Zauber wirkte in ihr: der magische des Ringes und der natürliche der Güte, Huld und Vergebung. Und da zugleich der plötzliche Uebergang von Angst und Kummer zur Seligkeit des wiedergewonnenen Liebesbesitzes verklärend in Blick und Stimme Fastradens nachzitterte, so fragt es sich, ob diesmal der natürliche Zauber nicht mächtiger noch gewesen sey als der magische.

Beide glaubten ein Geheimniß zu wissen, welches dem andern verborgen liege, und doch wußte nur Edmund das volle Geheimniß Beider. So mochten alle Drei gern eine Weile schweigend sinnen.

Gisela unterbrach diese Pause, um die Geschichte von Meginher und ihrem Vater wiederholt und genauer zu erzählen und Recht von dem Könige zu erbitten. Mit stiller Beschämung entgegnete Karl: „Ich habe dir schon versprochen: Meginher wird deinen Vater freigeben und Buße zahlen. Glaubst du jetzt, daß ich dein König bin?"

Fastrada rief das Mädchen bei Seite unter dem Vorwande eines Geschenkes, eigentlich aber, um sie leise auszufragen, wie sie zu dem Ring gekommen sey? Gisela bekannte, daß ihr

Edmund denselben gegeben und die Königin beschloß, in der ersten unbewachten Stunde den räthselhaften Mann scharf ins Verhör zu nehmen.

Zugleich hatte der König den Angelsachsen bei Seite genommen und fragte ihn leise, mit zornigem Blick: „Welche Strafe soll ich dir zumessen, daß du deine Maske fallen ließest, bevor ich es dir ausdrücklich befahl?"

„Mit Wort oder Wink, hattest du gesagt, mein König," entgegnete Edmund. „Du selbst zwar winktest nicht, aber die Lage, in welcher du dich befandest, winkte, und in dem Wink der Lage vollendete sich erst jener Witz der Thatsachen, den ich dir als Morolf statt eitler Wortwitze verhieß."

Die Königin trat dazwischen. Als Karl eine Weile an ihrer Seite weiter gewandelt war, dem Palaste entgegen, sah er sich nach Edmund um. Er war verschwunden.

---

## Fünftes Kapitel.

König Karl hielt in stiller Nacht auf einsamem Lager Rückschau über die Erlebnisse des Tages; er konnte keinen Schlaf mehr finden.

Dieser Edmund, welchen er so sicher zu demüthigen gedachte, hatte ihn vielmehr gedemüthigt, ja er hatte jene verruchte Moral, wofür er bestraft werden sollte, zuletzt noch benützt, um den König selbst aus viel schlimmerer Verlegenheit zu reißen. Karl mußte ihm wohl gar noch danken für die Trugschlüsse seiner höchst brauchbaren Sophistik. Freilich hatte der König, da er sich selber wiederfand, diese Hülfe mit Abscheu zurückgewiesen; allein waren die Gedanken, mit welchen er vorher angesichts der schönen Gisela sein Gewissen im Stillen beschwichtigte, nicht im Grunde dieselben gewesen, welche Edmund laut ausgesprochen hatte?

Doch war Karl durch Edmund, diesen Teufel von einem Heiligen, wenigstens um eine Erkenntniß reicher geworden, welche ihm mit aller Seelenqual nicht zu theuer erkauft schien. Was Edmund die höchste Kunst des Weisen genannt, sündigend im Geiste erhaben zu bleiben über der Sünde, das erkannte Karl

jetzt vielmehr als den Fallstrick zur wahren Todsünde. Sündhafter noch als die That der Sünde, dünkten ihm die Gedanken, mit welchen wir jene entschuldigen. Und je weiser Einer ist, um so ärger sündigt er durch solche Gedanken. Wird es dem hellsten Verstande leichter, die Sünde zu durchschauen und zu fliehen, als dem dämmernden Geiste gewöhnlicher Menschen, so wird es ihm auch leichter, den Mantel der Sophistik über dieselbe zu breiten und sich im Geiste erhaben zu wähnen über die eigene schlechte That. Und so hat der Weise doch wiederum nur die größere Gefahr voraus, wie sich's auch gebührt. Karl aber, der sich bis dahin vor Allen im Geiste erhaben gewußt über die Fehltritte, welche er dennoch beging, erschien sich jetzt vor allen als der ärgste Sünder.

Seine innere Angst aber wuchs, als er sich von dieser Selbstschau menschlicher Schwächen zu den politischen des Königs wandte, wie sie Morolf heute leise und doch so kühn zu berühren gewagt. Ueberall erblickte er den ähnlichen Selbstbetrug: gute Zwecke und schlechte Mittel. Edmunds Moral war ihm zum Gespenst geworden, welches ihm fast aus jeder seiner Herrscherthaten drohend entgegen stieg. Und in diesem stäten Widerspruch halber Lüge und halber Wahrheit begann ihm aller feste Boden unter den Füßen zu wanken und sein mächtiges Frankenreich däuchte ihm zuletzt nur noch ein windschiefer Bau, den er allein mit gespanntester Kraft mühesam noch im Sturze stütze. Doch die Faust ward ihm im wachen Traume schwächer und immer schwächer, und vergebens sah er sich nach den Söhnen um, die ihm gleich verzweiflungsmuthig helfen, die ihm die ungeheure Last abnehmen könnten, wenn jene Faust im Tode erstarrte.

Da fiel er in Schlaf und sah im Traume das seltsame Bild, von welchem ein Mainzer Mönch geschrieben hat. Ein Mann mit Edmunds finstern, kalten Zügen trat vor ihn und übergab ihm ein blankes Schwert, worauf vier deutsche Worte geschrieben standen, und forderte ihn auf, die Schrift zu lesen und fest im Gedächtniß zu halten, denn sie werde sich erfüllen zur bestimmten Zeit. Unter dem Griff des Schwertes stand „Raht," in der Mitte der Schneide erst „Radoleiba," dann „Nasg," und an der Spitze „Enti." Als aber Karl erwachte, wußte er die vier Worte noch ganz genau.

Am frühen Morgen ließ er Edmund rufen, erzählte ihm den Traum und forderte, daß er, dessen Gestalt ihm in jenem Nacht-

gesicht das Schwert gegeben, nun auch den Räthselsinn der Inschrift lösen solle. Edmund betheuerte, es nicht zu können, und wenn je ein Mensch die dunkeln Worte zu deuten vermöge, so sey es König Karl selber. „Denn die tiefsten Träume," so schloß er, „steigen auf aus unsers eigenen Geistes heimlichsten Gedanken, und nur in unsern heimlichsten Gedanken finden wir darum auch den Schlüssel ihres Sinnes."

Diesem Winke folgend, dachte Karl lange nach über die vier Worte. Dann aber berief er die Großen und Weisen seines Hofes, legte ihnen den Traum vor und forderte sie auf, ihn zu deuten. Doch Alle verstummten. Da nahm der König das Wort und sprach: „Der Herr, welcher mir im Schlafe den Mann mit dem Schwerte geschickt, hat auch im Wachen meinen Geist erleuchtet, daß ich den Zusammenhang jener Worte fand. Sie verkünden das Schicksal unsers Reiches. „„Raht"" — Vorrath und Fülle — bezeichnet die Gegenwart, welche uns im Ueberflusse der Güter und der Macht sieht. „„Radoleiba"" — Erbtheil — wird meinen Söhnen zufallen; aber wer blos erbt und nicht auch erarbeitet, der mindert Gut und Macht. Unter den Enkeln schon kommt darum „„Nasg"": — naschen und rauben wird man an den Trümmern des Erbes; und sind auch diese raubenden und beraubten Enkel dahingegangen, dann wird sich erfüllen, was an der Spitze des Schwertes steht: es nahet „„Enti,"" ob aber das Ende der Welt oder blos unsers Stammes und Reiches, das weiß Gott der Herr allein."

So tief und schmerzlich bewegten Geistes schaute Karl die Zukunft seines großen Lebenswerkes und war zu der nagenden Selbstprüfung doch nur durch einen Menschen aufgerüttelt worden, von welchem er immer noch nicht wußte, ob derselbe der weiseste Narr sey oder der tugendhafteste Heuchler. Als sich Karl darum wieder allein fand: ließ er abermals Edmund rufen und befahl ihm mit scharfem Ernste, daß er nun ohne Umschweif bekenne, welches von Haus aus sein natürliches Gesicht sey und welches die Maske? Ob der strenge Edmund sich mit Absicht in den wüsten Narren vermummt habe, oder der schwelgende, verneinende Morolf in den herben Asceten und Eiferer? Ob er wirklich jemals geglaubt habe, aus Tugend sündigen zu müssen, oder ob er die Tugend sammt der Sophistik nur vorgehalten habe zur Beschönigung seiner eingefleischten Sünden?

Edmund erwiderte: Du forderst die nackte Wahrheit, großer König; wohlan, so vernimm sie denn! Nicht das Eine oder Andere war Maske, sondern Beides. Ich bin weder der reine Tugendheld, welcher ich anfangs, noch der Wüstling und verneinende Spötter, welcher ich nachher zu seyn schien. Meine wahre Natur steht in der Mitte. Unter mäßigen Leuten bin ich gerne nüchtern und zeche gerne mit lustigen Gesellen; Ernst und Strenge ist mir werth, aber Schalkheit sitzt mir zu Zeiten auch bequem. Ueberfromm zu seyn wie Edmund, ist im Grunde meiner Natur zuwider und überböse wie jener Narr und Gaukler nicht minder. So war denn Beides Maske und es bleibt zuletzt nichts übrig als ein gewöhnliches Menschenkind wie die meisten Andern. Nun kam ich aber an deinen Hof, um Welt und Menschen zu erforschen und erkannte bald, daß dieses nur gar dürftig gelingt ohne eine Maske. Je schärfer ich aber die Welt dieses Hofes durchschaute, um so gewaltiger drängte es mich, dir gleichfalls die Augen zu öffnen und die Wahrheit zu sagen. Das hätte ich niemals gekonnt, wäre ich dir als der gewöhnliche, mittlere Mensch begegnet, welcher ich wirklich bin. Denn Fürsten lernen von Jugend auf nur das Ungewöhnliche beachten, ja sie glauben ihrer Würde zu vergeben, wenn sie solchen Menschen nahe treten, die nicht über das Durchschnittsmaß hinausgewachsen sind. Also versuchte ich's zuerst mit dem übermenschlichen Asceten und Sittenrichter. Da ich aber in dieser Maske dein Gemüth mehr abstieß als zum Vertrauen heranzog, ergriff ich die Gestalt des offenbarsten Gegenbildes und zeigte dir einen so über alles Maß emporsteigenden Widerspruch der Natur, daß du dich wirklich mir gefangen gabst. Ich habe erreicht, was ich wollte; ich habe den Hof ausstudiert und dem größten Könige, wie kein Anderer, die Wahrheit gesagt. Jetzt mögen beide Masken fallen, damit du in Edmund nur noch erblickest, was er wirklich ist, einen natürlichen Menschen, nicht besser und nicht schlechter als die Mehrzahl seiner Brüder."

„Du lügst," rief Karl, „und fügest zu zweien Masken die dritte! Wärest du der einfache Mann des Mittelmaßes, den zu heucheln dir eben beliebt, so würde dir's gar nie eingefallen seyn, so abenteuerliches Spiel zu treiben. In der Schlinge deiner eigenen Lügen fängst du dich; doch habe ich nicht leicht einen listigeren und gefährlicheren Gesellen gesehen. Ein böser Fürst würde

dich zu seinem Vertrauten erheben, um deine Moral zur Staatsmoral zu machen; ein schwacher Fürst würde dich einsperren oder fortjagen; ich befehle dir, daß du bleibest, ungestört und ungeehrt, mir zur Buße und zum Mahnzeichen der Selbsterkenntniß. Und also geh! — Doch bleibe! Kannst du überhaupt ein einziges wahres Wort sagen, so bekenne mir nur dies: Hast du jemals auch nur eine Stunde, nur einen Augenblick an deine eigene Lehre geglaubt, daß man zur höhern Ehre Gottes die freie Opferthat des Lasters vollbringen müsse? Ist es möglich, daß ein Mensch so schwer sich selbst betrüge?"

Edmund schwieg und sann und bat den König, daß er ihm nur etliche Stunden einsamen Nachdenkens gönnen möge, dann wolle er diese geheimste Falte seines Gewissens bloßlegen.

Allein der Tag verging und Edmund blieb aus. Man suchte ihn und fand keine Spur. Er war verschwunden und Niemand hat ihn wiedergesehen.

# Vergelt's Gott!

## Erstes Kapitel.

Seit vielen Jahren lagerte der „krumme Hans“ im Südportale des Augsburger Domes und bettelte. Er hatte keinen Familiennamen und wußte auch nichts von seinen Eltern; denn ein Bettler kann der Ahnen entbehren, er steht auf sich allein und alle mildthätigen Leute sind seine Vettern und Basen. Wie alt er war, wußte Hans eben so wenig; doch konnte er sein Alter ungefähr schätzen. Als kleiner Bube hatte er nämlich mit zugeschaut, wie Ulrich Schwarz der Augsburger Bürgermeister, im sammtenen Rathsmantel gehenkt wurde; Hans saß damals rittlings auf einer Mauer, in dem Augenblicke aber, als der Bürgermeister von der Leiter fiel, verlor auch er das Gleichgewicht und fiel herab, brach das Bein und war und hieß nun nach übel vollendeter Cur der krumme Hans. Das krumme Bein verschaffte ihm dann später den Freibrief der Bettelei und die prächtige Stelle im Domportal. Nun hatte man 1478 geschrieben, als der böse Bürgermeister an den Galgen kam, also schätzte der krumme Hans, daß er selber so um 1470 geboren sey.

Tag für Tag und Jahr um Jahr hielt er seinen Platz warm und hatte endlich den Stein hinten in der linken Ecke des Portales ganz glatt gesessen; das alte Jahrhundert war versunken und das neue heraufgestiegen, Kaiser Friedrich war gestorben und Kaiser Maximilian, böse und gute Zeiten waren vorübergegangen: der krumme Hans blieb so fest auf seinem Steine, als gehöre er mit zu den Standbildern, welche ringsum das Portal schmückten. Er war allmählig alt geworden und erschien doch immer der

Gleiche, ein Mann des Jammers in Mienen und Geberden, innerlich aber seelenvergnügt über seinen Beruf, den er für den allergemüthlichsten hielt, und über seinen Stein, welcher ohne Zweifel der würdigste und einträglichste Bettelplatz in der ganzen Reichsstadt war.

Nun geschah es, daß der Bettler in seinen alten Tagen einen Schatz fand, den mancher Reiche vergebens sucht, nämlich einen Menschen, welchen er lieb haben konnte, als wäre er sein leibliches Kind, einen jungen Freund und Bettelgenossen, gleich seelenvergnügt im gemeinsamen Berufe wie er selber, einen Freund, in welchem ihm die Jugend zum zweitenmale wieder blühte. Dieser Freund hieß Veit Roluf.

Als ihn der krumme Hans kennen lernte, war Veit etwa sechzehn Jahre alt, und Hans witterte augenblicklich des Jünglings reiches Talent zum Betteln. Denn obgleich der arbeitsscheue Bursche noch so jung war, wußte er doch schon die ganze Stadt zu täuschen, daß sie glaubte, er habe einen lahmen Arm und eine entsetzlich verstümmelte rechte Hand. Mit bewundernswerther Kunst hielt er den Arm allezeit steif und zog die Schulter schief hinauf, als gehe ihm die Lähmung bis zum Halse. Die kranke Hand aber war dicht mit schmutzigen Tüchern umwickelt, und begehrte Jemand den Schaden zu sehen, so schälte Veit mit so herzzerreißendem Stöhnen einen blutigen Lumpen nach dem andern los, daß Jener gewiß schon genug hatte, bevor nur die Hälfte dieser Hüllen gefallen war. Selbst den Bettelvogt hatte Veit Roluf hinter's Licht geführt und ihm das Blechzeichen abgelistet, durch welches er sich nun als ein wegen schwerer Gebrechen obrigkeitlich geduldeter Bettler ausweisen konnte.

Alle wahre Freundschaft wurzelt in der Ergänzung zweier verschieden gearteter und dennoch verwandter Naturen. So war es auch bei den beiden Bettelleuten. Hans war krumm und Veit war lahm, also Jeglicher ein Krüppel. Aber das krumme Bein des Alten war Natur, der lahme Arm des Jungen Kunst. Darum glaubte Hans, daß er in diesem Stück bevorzugt sey, seines Gebrechens sicherer, und daß also auch sein Beruf auf einer gediegeneren Grundlage ruhe. Denn arbeitskräftigen Bettlern legte der Gassenknecht zeitweilig das Handwerk. Dagegen besaß Veit einen anderen beneidenswerthen Vorzug: er war ein Augsburger Stadtkind; die eingeborenen Bettler aber duldete man dauernd,

während die fremden so als um's andere Jahr aus der Stadt geschafft wurden. Da der krumme Hans selbst nicht wußte, wo er zur Welt gekommen, so würde ihn dieses Loos schon längst getroffen haben, wenn er sich nicht in einem historisch so wichtigen Moment und angesichts der ganzen Stadt zum Krüppel gefallen hätte. Als ein lebendiges Wahrzeichen des denkwürdigen Tages ließ man ihn in Frieden, und Hans behauptete zuletzt, er sey zwar kein Eingeborener, aber auch kein Fremder, sondern ein Adoptivkind der Reichsstadt Augsburg. Dies also war der zwiefache Unterschied bei zwiefacher Gleichheit, welcher die beiden Bettler zu neidlos sich ergänzender Freundschaft führte: Hans war ein natürlicher und Veit ein künstlicher Krüppel, Veit dagegen ein natürlicher und Hans ein künstlicher Augsburger.

Der alte Hans wußte aber seine Zärtlichkeit an dem jungen Veit nicht inniger auszulassen, als indem er ihn auf's strengste in die Schule nahm: er wollte ihn zu einem Bettelvirtuosen ohne Gleichen machen, so viel Geist und Gaben, wie sie Veit Roluf besaß, sollten der Vaterstadt nicht verloren gehen oder in Stümperei und Liebhaberarbeit verpuffen. Denn Hans konnte sich den vollkommensten Menschen nur in der Gestalt des vollkommensten Bettlers denken, und im ewigen Leben begehrte er kein besseres Theil, als daß er neben Sanct Peter an der Himmelsthüre sitzen und in Ewigkeit die einziehenden Seelen anbetteln dürfe, ganz so wie hienieden die Kirchgänger am Südportale des Augsburger Domes.

Neidlos enthüllte darum Hans dem jungen Veit alle Geheimnisse der höheren Bettelkunst, die er sich ausgesonnen und während seiner langen Praxis bewährt gefunden. Keinem andern Menschen würde er sie verrathen haben, allein die Liebe öffnete ihm den Mund. Vor allen Dingen aber suchte er dem Freunde den ächten Zunftstolz einzuflößen und ihn vor Zersplitterung seines Talentes in den niederen Zweigen der Bettelei zu behüten.

„Du darfst kein fahrender Bettler werden, mein Sohn," so sprach er wohl, „kein Fechtbruder, der in Häusern und Gassen, ja wohl gar auf den Heerstraßen umherzieht: das ist gemeine Landstreicherart, die schickt sich nicht für unsereins. In jedem Beruf ist der seßhafteste Mann der ehrenfesteste, und ich sitze schon fünfundzwanzig Jahre auf diesem selben Stein. Aber ein sitzender Bettler und ein sitzender Bettler ist auch wiederum zweierlei:

es kommt darauf an, wo er sitzt. Das sind geringe Leute, die an den Stadtthoren und Straßenecken lagern; der Platz an der Kirche macht erst den rechten Mann. Der Schinder und Schäfer heißt ein Doctor, weil er Kranke curirt, und mehr thut selbst des Kaisers Leibarzt nicht; so groß aber der Sprung vom studirten Doctor zum Doctor Schinder, so breit ist auch die Kluft zwischen dem seßhaften Kirchenbettler und dem sitzenden Gassenbettler. Der geistliche Stand ist der erste, und der Kirchenbettler gehört doch wohl mit zur Geistlichkeit, er ist nahezu so gut wie ein Bettelmönch, nur daß er's ohne Gelübde treibt und auf eigene Faust. Hat der Dompfarrer drinnen in der Kirche von den guten Werken gepredigt, so kann die Gemeinde beim Herausgehen an meiner ausgestreckten Hand erweisen, ob sie auch Thäter des Wortes zählt, und spreche ich nach jedem Heller, der zu mir herabfällt, „„Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!““ so ist das auch eine Predigt, kurz zwar, aber verständlich für Jedermann.“

Und also bewies Hans ganz klar, daß er zum höchsten Bettleradel gehöre. Allein damit war es noch nicht genug. Seines Erachtens behauptete er wiederum innerhalb dieses Adels den höchsten Posten im römischen Reiche zu Lehen zu tragen; denn eben jener Stein, welchen er seit fünfundzwanzig Jahren glatt gesessen, ruhete auf einer ganz eigen privilegirten Stelle. Als nämlich die Bischöfe von Augsburg den gothischen Westchor zum altromanischen Bau des Domes fügten, lag ihnen ein Stück Reichsstraße quer im Wege. Die Stadt erlaubte den Bau auf diesem ihrem Grund und Boden, behielt sich aber das Recht des Durchganges vor vom Süd- zum Nordportale quer durch die Kirche.

„Darum,“ sprach Hans zu seinem Freunde, „ist der Stein zwar, worauf ich sitze, bischöflich, der Boden aber, in welchem der Stein sitzt, ist reichsfrei, und also kann ich mich wohl einen landesherrlichen und einen reichsunmittelbaren Bettler zugleich nennen. Nur wenn es im Mittag die Sonne gar zu gut meint, ziehe ich mich tiefer in den Schatten des Gewölbes auf rein bischöflichen Boden zurück. Allein dies ist eben wiederum ein Vorzug vor meinem Nachbar am Nordportale, der sonst einen fast gleich guten Platz behauptet; denn er bettelt zwar auch bischöflich und reichsunmittelbar zugleich, er bettelt aber das ganze Jahr im Schatten.“

Hier machte der krumme Hans eine lange Pause und fuhr darauf bewegteren Tones fort: „Muß ich einmal sterben, dann sollst du, mein Sohn, der Erbe meines Platzes seyn. Das geht freilich hier in Augsburg nicht wie in Köln, wo die Bettelleute ihren Töchtern so ohne Weiteres einen guten Kirchenplatz zur Aussteuer mitgeben, bei uns muß man Schritt für Schritt den Berg erklimmen. Setze du dich darum einstweilen vor das Pförtchen bei St. Anna; die Stelle ist gering und trägt nicht viel, aber für einen Anfänger ist sie doch nicht zu verachten. In Jahr und Tag kannst du dann vielleicht zum Nordportal des Domes vorrücken, denn der Bettler da drüben hustet in einem fort, daß ich's bis zu meinem Stein herüber höre: er wird's nicht lange mehr treiben. Hast du aber erst einmal dort im Schatten festen Fuß gefaßt, so magst du auch leicht mir hieher auf die Sonnenseite nachrücken, wenn es einmal Gott gefallen wird, mich aus diesem irdischen Betteloch abzurufen an das Südportal seines himmlischen Domes."

Der Alte hatte anfangs im gewohnten weinerlichen Ton gesprochen, als flehe er um ein Almosen, zuletzt aber kamen ihm die wirklichen Thränen. Veit hörte leuchtenden Auges, welch glänzende Zukunft ihm eröffnet wurde, und sagte halb lächelnd, halb weinend: „Vergelt's Gott tausendmal!" und drückte dem väterlichen Freunde die Hand. Und der stille Jubel über den Ruhm, den ihm der Freund erschloß, verdrängte bald den wehmüthigen Gedanken, daß der Gipfel dieses Ruhmes doch erst mit des Freundes Tod zu erreichen sey. Darf ein Kronprinz nicht mit stolzer Freude dem künftigen Herrscherberuf entgegensehen, obgleich er weiß, daß er erst durch seines Vaters Tod zum Thron aufsteigen wird? Veit dünkte sich jetzt auch ein Kronprinz. Bettelnd war er aus den Träumen seiner Kindheit erwacht; Bettelbuben waren seine Spielkameraden gewesen; unter dem Bettlervolk fand der Jüngling Freunde und Gleichstrebende; nur durch Bettlerstreiche hatte er bei ihnen Lob und Bewunderung gewonnen; kein anderer Weg stand ihm in der zünftig ausgetheilten Welt offen als die Bettelfahrt. Sollte er die reichen Kaufleute und Handwerker beneiden und ihnen nacheifern, da er doch niemals ihres Gleichen werden konnte? Es kommt darauf an, welches Glanzgestirn uns in der Jugend zum erstenmale recht tief in die Seele leuchtete: dem ersten Sterne folgen wir zumeist

durch's ganze Leben. Wäre Cäsar jener Stern gewesen, so würde Veit Roluf nach dem Ruhme eines Helden gerungen haben, wäre es Homer nach Dichterruhm; nun aber war ihm der krumme Hans, der so fest auf seinem Steine saß, jener Fixstern: Hans war ihm Cäsar und Homer. Darum dürstete er, den krummen Hans zu erreichen, ja zu überglänzen im Bettlerruhme.

Dankbar befolgte er den Rath des Alten und setzte sich vor das Pförtchen von St. Anna, und kein Heller war ihm zu abgegriffen, kein Stück Brod zu trocken, daß er's nicht angenommen hätte. Denn die Lust und List des Gewinnens reizte ihn mehr als der Gewinn selber. Jeden Abend aber ging er zum krummen Hans, erzählte ihm die Abenteuer des Tages, und mehr wiederum als die Lust des Gewinnens beglückte ihn dann des Alten sparsames Lob. So war Veit glückselig über seinen schönen Beruf und Hans glückselig über den Veit, und im ganzen römischen Reich gab es wohl keine zufriedeneren Betteleute als die beiden Freunde.

## Zweites Kapitel.

Und dennoch kam Alles anders, als Beide gehofft, und zwar aus zwei gewichtigen Gründen.

Denn erstlich war der dröhnende Husten des Bettlers am Nordportale kein Zeichen der Schwindsucht, sondern vielmehr der ungebrochenen Kraft seiner Lungen. Dieser Husten, welcher selbst den krummen Hans täuschte, war ebenso gut vollendete Kunst, wie Veit Rolufs lahmer Arm, und also wurde auch in Jahr und Tag der ersehnte Platz nicht frei.

Zweitens aber zog die Reformation durch's deutsche Land und vorab durch die deutschen Städte. Da räumte nun wohl endlich der unverwüstliche Mann am Nordportale im Jahre 1537 seinen Platz, obgleich er immer noch mit frischer Kraft forthustete, allein auch die anderen Kirchenbettler wurden vertrieben und der ganze katholische Clerus dazu, und der Dom ward eine lutherische Kirche. Der krumme Hans folgte dem Bischofe mit dem Kapitel und den Domschätzen in's Exil nach Dillingen: — weil er sich für eine Art lebendiges Inventariatsstück des Domschatzes ansah, so achtete

er's unter seiner Würde, an einen anderen Ort zu fliehen. Nun standen freilich die beiden Plätze mit einemmale leer, aber Niemand wagte, sie wieder einzunehmen; Veit Roluf, der nächste Anwärter, war längst sogar von der bescheidenen Kirchenthüre bei St. Anna verjagt worden: ihn hatte schon vor fünf Jahren die Reformation aus der Laufbahn eines seßhaften Kirchenbettlers hinausgeworfen, und er fristete sich, in den Häusern umherschleichend, ein kümmerliches und ruhmloses Leben; denn lutherisch bettelte sich's nirgends mehr so gut wie katholisch.

Rührend war der Abschied der beiden Freunde, als der krumme Hans, ein so festgesessener hoher Sechziger, nun auch den Wanderstab des Flüchtlings ergreifen mußte. Während der Junge verzweifelnd klagte über die steigende Schlechtigkeit der Zeit, die nicht einmal einen Bettler mehr ruhig und ehrenvoll sein Brod gewinnen lasse, war der Alte voll Würde und Ergebung. „Bettle du nur stille fort," sprach er, „bleibe treu deinem Berufe und meinen Lehren. In kurzer Frist werden wir alle wiederkommen und fester auf unsern Stühlen und Steinen sitzen als vorher. Wer der höchsten Ehren seines Berufes werth seyn will, der muß auch für denselben dulden können. Dies, mein Sohn, bedenke zu jeder Zeit, dann wirst du auch den krummen Hans nicht ganz vergessen. Und nun behüte dich Gott!"

Veit vergaß in der That des väterlichen Freundes nicht und trug seine Lehren in treuem Gedächtniß. Da aber die ganze Stadt lutherisch geworden war, so bekam er fast immer Scheltworte zur kargen Gabe, wenn er nach seines Lehrers Weise sagte: „Vergelt's Gott für die armen Seelen im Fegfeuer," und ward also endlich lutherisch gleich den Anderen, schnitt die armen Seelen hinweg, schaffte das Fegfeuer ab und dankte nur noch mit einem kurzen „Vergelt's Gott!" Da ging es ihm eine Weile wieder ein klein wenig besser.

Zu selbiger Zeit brach eine pestartige Seuche in Augsburg aus. Die Spitäler füllten sich, und es fehlte an Pflege für die ansteckenden Kranken, manche Wärter liefen davon, andere erlagen der Seuche. Veit, der in den bösen Tagen kaum mehr das trockene Brod zusammenbettelte — denn die reichen Leute flohen aus der Stadt —, war des Lebens herzlich müde und dachte zum öfteren daran, sich selber aus der Welt zu schaffen. Da kam er zuletzt auf den Gedanken, die am wenigsten sündliche

Art von Selbstmord sey wohl, wenn er als Krankenwärter in ein Pesthaus gehe. Also meldete er sich zu diesem Dienste. Man stutzte zwar anfangs über den lahmen Bettler, da aber die Hülfe eines Armes doch immer besser schien als gar keine, so nahm man ihn an.

Kaum aber befand sich Veit im Spitale, so geschah ein Wunder an ihm. Der faule Geselle, welcher bis dahin niemals eine wahre Arbeit geschmeckt, wurde wie berauscht von dem Gedanken, daß er nun auch arbeite wie andere Leute. Während er nur sonst „Vergelt's Gott!" gesagt, hörte er jetzt auf einmal, daß die Andern — Kranke, Genesende und Sterbende — ihm „Vergelt's Gott!" zuriefen, und nicht im leierhaften Bettlertone, sondern aus tiefstem, vollstem Herzen. Wie ein zündender Strahl fuhr es ihm durch die Seele, daß Geben seliger sey als Nehmen. Und nun eben geschah das Wunder. Veit, der bis dahin nie sich selbst vergessen, nie den Arm bewegt hatte und die steife Schulter so kunstvoll heuchelte, um zu faullenzen und sich fremde Barmherzigkeit zu erschleichen, vergaß nun sich selbst, da er gegen Andere Barmherzigkeit übte, und griff plötzlich zu mit beiden Armen im seligen Taumel der Arbeit und der Menschenliebe.

Staunend bemerkte der Spitalpfarrer, wie der lahme Veit so frisch mit gesunden Gliedern in's Zeug ging und die schmutzigen Lumpen wegwarf, in welche seine Hand gewickelt war. Aber viel mehr noch staunte Veit selber, da ihm der Pfarrer zurief: „Veit, wo ist denn dein lahmer Arm geblieben?"

Jetzt erst gewahrte der Bettler, wie ganz er sich und seine Lahmheit dazu vergessen hatte, und fuhr auf wie aus einem Traume und blickte auf seinen Arm, ob der auch gewiß nicht mehr lahm sey. Dann erwiderte er endlich, roth bis über die Ohren: „Ein Arm reicht nicht mehr in diesem Elend, da muß ich wohl beide nehmen." Weiter sprach er kein Wort und griff nur um so tapferer zu, daß er seine Beschämung verberge. Und auch der Pfarrer ging schweigend vorüber.

Aber die Mähr von der plötzlichen Heilung des lahmen Veit lief rasch durch die ganze Stadt, und wie die Engel im Himmel ihre ganz besondere Freude haben über einen Sünder, der umkehrt, so freuten sich auch alle guten Leute in Augsburg ganz besonders über Veit Rolufs Wunderkur. Der lahme Veit war bis dahin ein volksthümlicher Lump gewesen, jetzt ward er über

Nacht ein volksthümlicher Ehrenmann. Der Spitalpfarrer, welcher mit feinem Takte schwieg, als Veit beschämt vor ihm gestanden, redete nachgehends um so lauter bei anderen Leuten über Veit und erwirkte, daß man den ehemaligen Bettler auch nach dem raschen Verlauf des Sterbens beim Spitale behielt. Veit aber bewährte sich fort und fort so wacker, daß er nach Jahr und Tag zum Spitalhausmeister aufrückte, mit freier Wohnung, Kost, Holz und Licht, einem neuen Rock zu Georgi und Michaeli und einem Hausgärtchen für Obst, Salat und Petersilie, dazu auch etlichen Gulden Baargeld.

Das war abermals ein Wunder. Ein reichsstädtischer Magistrat hatte seinen lahmen Arm auch einmal bewegten Herzens vergessen, ganz ebenso wie Veit Roluf, und keinen Günstling aus vetterschaftlichen Kreisen zu jenem Posten befördert, sondern den im Feuer erprobten Mann, obwohl derselbe nur aus einer Bettlersippschaft stammte.

Dem Veit aber sah es nun kein Mensch mehr an, daß er so lange Zeit bettelnd auf der faulen Haut gelegen. Sein Blick war fester geworden, sein Gang mannhafter, mit gerechtem Stolz empfand er, was es heißt, im selbst errungenen gesicherten Behagen leben, geachtet von seinen Mitbürgern. Gar oft fragte er sich: „Was wird der krumme Hans dazu sagen?“ Denn das süßeste bei allen später gewonnenen Ehren bleibt doch, daß wir unsern Jugendfreunden zeigen können, zu welch einem Prachtburschen wir uns wider Erwarten ausgewachsen haben. Und Veit dachte, der krumme Hans müsse jetzt wohl glänzen vor Freude, wenn er seinen Freund und Schüler in so hohen Würden sehe. Mitunter überlief es ihn jedoch auch heiß und er zweifelte, ob die Hausmeisterwürde dem stolzen bischöflichen und reichsunmittelbaren Bettler denn doch so ganz recht sey. Allein das war nur ein leichtes Wölkchen, welches beim nächsten Sonnenblicke wieder zerrann.

Da kam abermals eine neue Zeit. Die protestantischen Fürsten und Städte hatten im schmalkaldischen Kriege das Spiel gegen den Kaiser verloren; am 23. Juli 1547 zog Karl V. mit vielem Kriegsvolk in Augsburg ein, Bürgermeister und Rath empfingen ihn, schwarz gekleidet, kniefällig und boten ihm vier Lastwagen voll Wein als Willkommtrunk, und in denselben Tagen weihte der neue Bischof und Cardinal Otto Truchseß, welcher inzwischen

statt des im Exil verstorbenen Bischofes Christoph zu Dillingen erwählt worden war, den Dom und die meisten Kirchen der Stadt auf's Neue zum katholischen Gottesdienste ein.

Der alte Bischof Christoph hatte zwar seinen Sitz nicht wieder bestiegen, der krumme Hans aber war wieder gekommen mit dem neuen Bischofe und saß zum erstenmale wieder auf seinem Stein, als der berühmte Michael Sidonius vor dem Kaiser sammt vielen vornehmen Herren und zahllosem Volke im Dom über das Meßopfer predigte.

Unverändert, als sey er gestern weggegangen, saß der fast achtzigjährige Bettler in dem Südportale, und doch lagen zehn Jahre der Verbannung hinter ihm. Auf drei Männer blickte alles Volk an diesem Tage mit besonderem Staunen: auf den Prediger, den Kaiser und den Bettelmann. Eine lebende Bildsäule, saß der Alte da, kein Lichtstrahl der Freude oder des Triumphes flog über seine steinernen Züge; als ob gar nichts derweil geschehen sey, sprach er heute seine Gebete wie vor zehn Jahren, reckte die welke Hand aus und murmelte in den langen weißen Bart: „Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!“ Ueberreich flossen ihm die Gaben zu, daß er sie kaum bergen konnte; ihn aber berührte das scheinbar gar nicht, und hätte man ihm keinen Heller geschenkt, es würde ihn scheinbar ebenso wenig berührt haben. So meisterhaft beherrschte er sich selbst und seine Kunst.

Am Nachmittag eilte Veit Roluf zum Dome; er hatte gehört, der krumme Hans sitze wieder dort; er wußte kaum, wie ihn seine Füße trugen, so fieberhaft schüttelte ihn der nahe Augenblick des Wiedersehens. Schon von der Ferne rief er dem Freunde laute Grüße zu und winkte und schritt in stürmischer Eile gegen das Portal. Aber es war, als ob er hier wider einen Stein pralle: der Alte rührte sich nicht; er ließ den Rosenkranz zwischen den Fingern gleiten und betete leise sein Paternoster fort. Veit trat ihm gegenüber, bot ihm die Hand und hieß ihn mit Thränen im Auge herzlich willkommen. Da hielt der Alte einen Augenblick an; seitwärts und von unten herauf blickte er lange und fest nach dem ehemaligen Freunde hinüber und maß ihn langsam vom Kopf bis zum Fuße: — es war ein Blick des tiefsten Mitleids und der tiefsten Verachtung. Alles war erstorben an dem alten Manne, nur das Auge bewahrte ein Feuer und eine Kraft, daß

man sah, seine ganze Seele lebte noch, und in dieser Seele sein ganzer Stolz und sein ganzer Zorn.

Veit stand wie vom Blitze getroffen. Er stotterte Entschuldigungen, er bat, er flehte um ein einziges gutes Wort; der Alte betete ruhig ein Paternoster um das andere, als säße er ganz allein auf seinem Steine, und als er Paternoster genug hatte, und Veit noch immer weiter sprach, fing er mit Ave-Maria's an. Betäubt von Scham und Zorn schlich Veit sich endlich hinweg. Der Alte schien es gar nicht zu sehen; er hatte nur einen Blick für ihn gehabt und diesen einen hatte er ihm gegeben.

---

## Drittes Kapitel.

Veit verstand den Blick und das Schweigen des Alten. Er wußte wohl, daß der krumme Hans nicht kindisch geworden sey und aus Stumpfsinn geschwiegen habe, und schloß auch ganz richtig, daß er ihm nicht wegen des Abfalls vom alten Glauben zürne, sondern lediglich wegen des Abfalls vom alten Bettlerberuf. Er stand jetzt in so hohen Ehren, wie er sie früher nie geträumt, und doch schnitt ihm der verachtende Blick des alten Bettlers so tief in's Herz, daß es ihm plötzlich dünkte, er stehe viel tiefer noch als der schlechteste Bettelbube.

Doch das waren nur verfliegende Zweifel. Veit wußte ja recht gut, daß er inwendig und auswendig ein besserer Mann geworden sey.

Eines Tages ging er am Nordportale des Domes vorüber. Der Sitz stand leer; der hustende Bettler war nicht wieder gekommen aus dem Exil. „Was würde mich jetzt hindern, daß ich den lange beneideten und erstrebten Platz einnähme," dachte Veit bei sich und blickte wehmüthig auf die verwaiste Stätte. Es juckte ihn, sich einmal probeweise unter das Portal zu stellen. Allein er widerstand; er sah auf seinen sauberen Rock, seinen geraden Arm und schlich kopfschüttelnd weiter.

Mehrmals versuchte er es noch, dem alten Freunde ein gutes Wort zu geben, er wollte ihn erweichen durch seine standhafte Treue, aber auch der krumme Hans blieb standhaft; er blickte

jeden alten Bekannten freundlich an und redete mit ihm, für den Hausmeister hatte er kein Wort und keinen Blick mehr. Kam der nur von ferne, so betete Hans seine Paternoster so laut und eifrig, als wolle er aller Welt Sünden abbeten.

Veit ward täglich tiefsinniger. Er hätte seinen Rock in Bettlerlumpen zerreißen mögen, wenn er nur wieder einmal „Vergelt's Gott!“ hätte sagen dürfen. Das murmelte er zwar oft im Selbstgespräche zwischen den Zähnen, als wolle er's neu einüben, aber den rechten Betteltton fand er nicht mehr.

Eines Tages führte ihn ein Geschäft in's benachbarte Schmutterthal, und auf dem Heimwege ging er die Heerstraße über den Sandberg. Als er den Berg hinaufstieg, kamen Kaufleute von Ulm herüber mit Wagen und Saumthieren. Sie thaten recht gemach wegen der Steigung; die Stelle war so einsam, kein Mensch weit und breit, die Kaufleute so nahe dem Ziele einer nicht ganz gefahrlosen Reise; sie mochten jetzt wohl dankbaren Herzens recht aufgelegt seyn, einem armen Teufel ein Almosen zu geben. Diese und ähnliche Gedanken fuhren dem Veit berauschend durch den Kopf; die Abendsonne verglühte so schön, die Vögel sangen so süß; es war ein wonnevoller Augenblick zum Betteln. Ehe er selbst noch recht wußte, was er that, stand er am Straßenrande und hielt den Kaufleuten, tief gebeugt, mit unverständlichem Gemurmel die Mütze entgegen. Die Kaufleute schauten ihn groß an. „Ist der Kerl doch fast besser gekleidet wie wir, der frischeste, kräftigste Mann, und schämt sich nicht zu betteln!“ rief Einer aus dem Zuge, und sie gingen weiter und schoben ihn mit strafender Verachtung bei Seite.

Wie von kaltem Wasser begossen, kam Veit erst jetzt wieder zu sich selbst und schämte sich, daß er hätte in die Erde sinken mögen. Doch — so räthselhaft ist des Menschen Herz! — nicht weil er gebettelt, wurde er roth, sondern weil er so stümperhaft *schlecht* gebettelt hatte. „Am lahmen Arm hat's gefehlt,“ dachte er dann, indeß er langsam zur Stadt hinab wanderte; „hätte ich die Schulter steif gezogen wie vordem, so hätte ich auch wieder einmal Vergelt's Gott sagen können wie in alten Zeiten!“

Und im Gehen probirte er fort und fort, ob er den lahmen Arm wieder herauskriegen könne. Aber die selbstgewisse Zuversicht fehlte, es gab immer nur einen gestümperten lahmen Arm, und als er durch Oberhausen ging, wurde er durch einen Schwarm

Bauernbuben aus seinen Träumen und Uebungen aufgeweckt; denn diese liefen jubelnd hinter ihm drein und machten's ihm nach, wie er beständig übend mit der Schulter zuckte und den Arm bald höher bald tiefer steif hielt.

So hatte er denn wirklich seine alte Kunst verlernt und lieferte nur noch jene Pfuscher- und Liebhaberarbeit, vor welcher ihn weiland der krumme Hans so sehr gewarnt hatte. Er bettelte wie ein Schulbube; denn es fehlte ihm der begeisternde Glaube an sich selbst. Allein war er dafür nicht ein Meister in andern Dingen geworden? Hausmeister hieß er freilich; ob er's aber auch war im vollen Sinne des Wortes? Däuchte es ihm doch jetzt, als hielten ihn die Leute bloß für einen ungelernten Liebhaber der Hausmeisterei, ja ihm selber war es heute, als schwindle er bloß ein bischen in ehrlicher Arbeit, indeß Faullenzen und Betteln doch sein innerster, leider gleichfalls verlorener Beruf sey. Als er durch's Wertachbruckerthor in die Stadt einlenkte, fürchtete er sich, denselben Menschen in's Gesicht zu blicken, die er beim Ausmarsche noch so fest begrüßt hatte; er glaubte, sie sähen's ihm an der Nase an, daß er eigentlich kein rechter Hausmeister sey.

„Ach könnte ich doch wieder einmal ordentlich betteln!" Mit diesem Seufzer legte er sich endlich in's Bett. Und jeden Abend wiederholte er bei sich immer inniger denselben Ausruf, zuletzt so innig, daß er wieder aus dem Bette sprang und in der Dämmerung durch die Straßen lief, und als ihm am Perlach ein fremder Herr begegnete, drückte er sich ein wenig in den Schatten des Thurmes und bettelte ihn kurzweg an. Der Fremde aber griff nicht in die Tasche, sondern erhob drohend den Stock und rief: „Ist das auch so ein verlaufener lutherischer Ketzer, der nur ohne Umstände Geld begehrt und mir nicht einmal ein Gebet für meine arme Seele bietet?" Veit schob sich ganz sachte im Schatten weiter. „Die gute alte Zeit ist dahin!" klagte er für sich. „Bettle ich den Nächsten katholisch an, so gehört er vermuthlich zur Augsburgischen Confession und schwenkt den Stock, weil ich nicht lutherisch bettelte. Ueberall wankt der Boden unter mir!"

Den andern Tag aber ward Veit vor den Spitalpfarrer beschieden, welcher ihn scharf in's Gebet nahm. Denn es war ruchbar geworden, daß sich der Hausmeister zu Zeiten wieder auf den Bettel lege. Veit gestand ohne Umschweif. Ordentlich gebettelt habe er freilich noch nicht, sondern nur hie und da probirt,

ob das Ding noch gehe. Es stecke ein Heimweh in ihm nach der Bettelei, er könne es gar nicht begreifen, so eine Art Schwangerschaftsgelüsten, er müsse behext seyn, auch sey es ihm seit vierzehn Tagen im Leibe nicht recht, vielleicht auch im Kopfe, und er wolle es gewiß nicht wieder thun, aber der Pfarrer möge ihm mit einem geistlichen Mittel zu Hülfe kommen gegen den Zauber; denn daß es ihm Jemand angethan, das unterliege keinem Zweifel.

Der Pfarrer verschrieb sofort das gewünschte geistliche Mittel, indem er dem armen Veit mit einer furchtbaren Strafpredigt den Kopf wusch, auch mit Fortjagen aus Amt und Brod recht deutlich winkte. Zuletzt aber ward er immer milder und endete mit einem Gleichniß. „Du hast deine Krankheit nicht unrichtig ein Heimweh genannt. Ich will dir dies in einem Bilde noch klarer verdeutschen. Wenn wir aus unserer Jugendheimath in ein viel schöneres Land gezogen sind, dann freuen wir uns anfangs der Veränderung, finden Alles gut und besser und denken kaum zurück an die verlassene Gegend. Doch nach kurzer Zeit steigt die alte Heimath schön und immer schöner wie verklärt wiederum vor unserm Geiste auf, es friert uns in dem neuen Lande und drüben auf der verlorenen Ferne ruht warmer Sonnenschein, wir möchten davonlaufen, so zieht es uns hinüber, wir möchten vergehen vor Heimweh. Das aber währt nur eine gemessene Frist, die wir mannhaft überwinden müssen. Allmählig verblaßt das ferne geträumte Bild wieder von selbst, wir freuen uns doppelt des Guten, welches uns umgibt, und zuletzt ist doch der Mann nur da ganz zu Hause, wo ihm Gott eine gesegnete Arbeit zugewiesen hat, und gute Menschen ihn ehren in seinem Tagewerk."

Veit nahm sich die Worte zu Herzen und hielt still und fleißiger als je zu seinem Berufe und bog in die Seitengassen, wenn er den Dom nur von weitem sah, daß er ja dem gefürchteten Süd- und Nordportal aus dem Wege gehe. So schien denn Alles wieder gut.

Zur selbigen Zeit lag ein heimathloses Mädchen im Spital, welches man fieberkrank aus einer Herberge gebracht hatte. Obgleich sie etwas verwildert aussah, auch anfangs etwas ungewaschen, so war sie doch eine ganz hübsche Dirne mit feurigem Aug' und stolzen trutzigen Lippen, dazu kaum zwanzig Jahre alt. Veit hatte kein besonderes Acht auf sie, und nach den Frauen-

zimmern zu sehen, war überhaupt nicht seine schwache Seite. Das Mädchen genas und sollte am nächsten Tage das Spital verlassen. Da bemerkte Veit, daß sie weinend vor ihrem Bette saß. Er fragte, was ihr fehle, und sie erwiderte: „Mir fehlt meine Mutter. Als ich im Fieber die Besinnung verlor, stand sie noch bei mir, doch als ich im Spitale wieder zu mir kam, war sie verschwunden; sie hat mich hier nicht aufgesucht, und ich weiß auch nicht, wo ich sie finden soll."

Nun fragte Veit nach der Herberge, in welcher die Kranke zuletzt mit ihrer Mutter gewesen, und als sie den „fliegenden Fisch" nannte, da ging ihm plötzlich ein Licht auf. Der „fliegende Fisch" war eine Bettlerherberge, das Mädchen eine Betteldirne, und da vor etlichen Wochen ein starker Schub fremder Bettler aus der Stadt geschafft und die Mutter vermuthlich mit ausgewiesen worden war, so konnte sie freilich ihr krankes Kind im Spitale nicht aufsuchen.

Bei dieser Entdeckung schaute Veit dem Mädchen zum erstenmale genau ins Gesicht und fand, daß sie ganz schön sey. Theilnehmend forschte er weiter nach ihren Schicksalen, und ihm war, als habe ihm bloß deßhalb bisher kein Mädchen gefallen, weil er noch kein schönes Bettelmädchen gesehen. Diese nun war schön und eine Bettlerin, und also gefiel sie ihm über die Maßen. Dazu faßte sie den Bettlerberuf gar anmuthig und gemüthvoll. „Wir sind keine gemeinen Bettler," sprach sie, „meine Mutter und ich; wir strecken nicht Jedermann die Hand entgegen. Nur wo ich recht glückliche oder recht tief betrübte Menschen sehe, Menschen, die schon vorher warm und mürbe gemacht wurden, murmle ich leise meine Bitte. Denn der Frohe schenkt auch froh und aus dem Vollen; er will Genossen seines Glückes haben und wäre das auch nur ein Hund oder ein Bettler; der Betrübte aber möchte unserm Herrgott gerne ein gutes Wort geben durch das reiche Almosen, oder er denkt: bin ich nun so freudlos, so sollst du arme Bettlerin doch wenigstens eine gute Stunde haben. Dem Glücklichen aber sage ich dann recht wehmüthig: Vergelt's Gott! und dem Betrübten recht erfreut, und also rühre ich den Einen und tröste den Anderen und gebe in zwei Worten einem Jeden, was ihm fehlt."

Veit überdachte bei dieser Rede, wie groß und erbaulich der krumme Hans seinen Bettlerberuf fasse und wie sinnig und fein

dieses Mädchen, und daß doch ein Handwerk so gar schlecht nicht seyn könne, welches ein Patriarch so fromm und ein Mädchen so liebenswürdig anzugreifen vermöge.

In wundersamen Träumen schwebend, begleitete er des andern Tages das Kind in den „fliegenden Fisch," damit er ihm den Aufenthalt der Mutter erkunden helfe. Hier aber war er ganz überflüssig. Obgleich viel Volk in der Herberge lagerte, erfuhren sie doch nichts; denn die zerlumpten Leute mißtrauten dem Eindringling im guten Rock, und Veit fühlte wohl, daß seine Gegenwart dem Mädchen mehr schade als nütze. Wäre er nur auch ein Bettler gewesen! Doch sorgte er für ihre vorläufige Unterkunft.

Allein als er kurz nachher wieder in den „fliegenden Fisch" ging, war seine Schöne mit anderem Bettelvolk auf und davon geflogen. Er folgte ihrer Spur bis Friedberg und lief ihr noch fünf Stunden weiter nach ins Bayerland; aber er fand sie nicht. Wäre er noch ein Bettler gewesen, sie würde ihm schwerlich entkommen seyn, die Zunftgenossen, welchen er da und dort begegnete, würden ihm sicher ihren Weg verrathen haben, während sie jetzt scheu seinen Fragen auswichen, ja das Mädchen wäre dann wohl überhaupt nicht davongelaufen, sondern hätte ihn stracks geheirathet. Er wollte verzweifeln, daß er kein Bettler mehr sey, und kehrte müde und elend zur Stadt zurück.

Da gab er auf die Straße nicht Acht, und ehe er sich's versah, stand er vor dem Nordportale des Domes gerade an der Ecke, wo vordem der ewig hustende Bettler gesessen. Die Leute gingen zur Abendandacht ein und aus, und Veit blieb stehen wie eine Schildwache und starrte die Menschen und die steinernen Heiligenbilder gedankenlos an und merkte gar nicht, daß er ganz mechanisch den lahmen Arm probirte und vor sich hin sprach bald freudigen, bald traurigen Tones: „Vergelt's Gott!" und merkte auch nicht, daß ihn Viele lächelnd, Andere strafend maßen; denn er dachte weder an den Arm noch an die Kirchengänger, sondern an die Betteldirne, die so gar schön „Vergelt's Gott!" gesagt hatte, und daß sie ihm gewiß nicht davongelaufen, wenn er nur auch noch ein Bettler gewesen wäre. Doch urplötzlich weckte ihn der gewaltige Baß des Küsters, welcher ihn zornig weggehen hieß und höhnend fragte, ob er etwa als lutherischer Spittelmeister seine alte Bettelei am katholischen Dome wieder beginnen wolle?

Jetzt erst erkannte Veit, wie zweideutig er auf dem verfüh-

rerischen Platze gestanden und schritt eilends auf dem nächsten Wege — auf der Reichsstraße — quer durch den Chor zum Südportale hinaus. Hier aber sah er ein blaues Wunder: der Stein stand leer, der krumme Hans war verschwunden! Diese unglaubliche Thatsache ließ ihn im Augenblicke all sein eigenes Leid vergessen: Hans mußte todt seyn oder todtkrank; denn aus keiner andern Ursache würde er je zu dieser Stunde seinen Stein verlassen haben. Veit eilte sogleich in den „fliegenden Fisch," um vom Herbergsvater, der alle Bettler kannte, zu erfahren, was geschehen sey. Er hatte das Rechte geahnt. Der krumme Hans besaß seinen Unterschlupf in einem Hinterhäuschen an den Lechkanälen, dort lag er schon seit acht Tagen elend und verlassen, von der Gicht gelähmt. „Es steht schlimm," sagte der Herbergsvater. „Der alte Knabe wird Monate brauchen, bis er wieder betteln kann; stirbt er aber vor der Zeit Hungers, dann braucht er freilich auch nachher den Bettel weiter nicht mehr."

## Viertes Kapitel.

Veit zitterte vor Begier, dem verlassenen Alten stracks zu helfen. Aber wie? Er durfte ihm ja nicht über die Schwelle, Hans würde sonst zu der Gicht wohl gar noch einen Schlaganfall bekommen haben. Ueberdies mußte er vorerst ins Spital zurück; denn die Abendglocke läutete. Er hatte eine gar unruhige Nacht; bis zwölf Uhr konnte er nicht einschlafen, weil er Mittel suchte und nicht fand, wie dem Freunde zu helfen sey, und nach zwölf Uhr schlief er wieder nicht, weil er sich gar zu unbändig freute, daß er ein Mittel gefunden habe.

Am frühen Morgen war er schon auf den Beinen und eilte zu dem ziemlich entlegenen Hause des Spitalpfarrers; denn diesen brauchte er für seinen Plan. Der Pfarrer aber schritt in derselben Stunde zum Spital, und so trafen Beide mitten Weges in einem engen Gäßchen zusammen, Beide vor Eifer glühend, der Pfarrer im Eifer des Zornes und der Strafe, Veit im Eifer der Vorfreude über ein gutes Werk.

„Dich suche ich, Veit!" rief der Pfarrer.

„Und ich suche Euch!" rief Veit fast gleichzeitig.

Der Pfarrer staunte: rückte doch der sonst so höfliche und bescheidene Veit nicht einmal an seiner Mütze und warf ihm jene Worte nur so zu, wie wenn er einem Zechbruder begegne. Darum begann denn der geistliche Herr auch ohne alle weiteren Ceremonien: „Schickt es sich, Veit, daß du, der Spittelmeister, mit Betteldirnen in den fliegenden Fisch ziehst, ja einer Betteldirne ins Land hinein nachläufst und deinen Dienst versäumst? Schickt es sich, daß" — —

„Nein, das schickt sich nicht, Herr Pfarrer! Ich weiß es, ich habe gefehlt," unterbrach ihn Veit, „aber das ist schon lange her, das war gestern, heute ist eine andere Zeit, heute bin ich ein anderer Mensch, heute muß ich betteln, nur einmal noch recht tüchtig betteln, ehe ich sterbe" — —

„Schickt es sich," rief der Pfarrer noch donnernder dazwischen, „daß du, der Spittelmeister, dich wie ein Bettler ins Domportal stellst zum Scandal der halben Stadt, ja daß du dich vom Domküster mußt hinwegjagen lassen? Schickt es sich, daß" — —

Immer zu gleicher Zeit, wie in einem Duett, rief Veit mit gleichfalls wachsender Stimme: „Nein! Nein! Aber das war gestern schon, das sind alte Geschichten! Straft mich nachher, jagt mich fort, nur laßt mich zuvor einmal noch betteln; ich komme ja zu Euch, Herr Pfarrer, daß ihr selber mir den Bettelbrief schreibt!"

Der Pfarrer glaubte nunmehr, Veit sey übergeschnappt; darum ließ er ihm allein das Wort und blickte ihm scharf prüfend in die Augen.

Veit, da er solchergestalt etwas mehr Luft bekam, fuhr nun mit minderem Ungestüme fort: „Ich gestehe, daß ich falsch gebettelt, schlecht gebettelt habe, aber jetzt" — „du sollst gar nicht betteln!" zürnte der Pfarrer — „jetzt — laßt mich doch ausreden, Herr Pfarrer — jetzt weiß ich, wie ich noch einmal in meinem Leben recht und gut betteln kann." Dann erzählte er ihm von dem kranken, verlassenen Hans, seinem väterlichen Freunde und Lehrer, und wie derselbe nicht mehr betteln könne und Hungers sterben müsse. Für den Hans wolle er betteln in allen Häusern — gleichviel ob lutherisch oder katholisch — nicht als Bettler, sondern als Krankenwärter und Spitalmeister, und daß es ihm die Leute auch ganz gewiß glaubten, begehre er von seinem Pfarrer den Bettelbrief.

„Und thust du das Alles blos für den krummen Hans?"

„Ja und Nein!" entgegnete der aufrichtige Veit. „Ich thue es fast ganz für den Hans und nur ein klein bischen für mich. Der Hans muß alles Geld kriegen, und ich werde nur darum gut betteln, weil es für den Hans geschieht. Aber ich läugne nicht, daß ich auch für mich eine kindische Freude habe an dieser Bettelei. Ich weiß, daß ich nicht betteln soll. Aber es war doch gar zu schön, als ich in jungen Jahren noch so ganz ohne Arg und so recht von Herzen betteln konnte; nur einmal noch im Leben möchte ich betteln, und jetzt habe ich den schönsten Anlaß dazu; — es soll ja niemals wieder geschehen!"

Lange schwieg der Pfarrer und schaute zur Erde; Veit zitterte für eine abschägige Antwort. Endlich erhob Jener lächelnd das Gesicht: „Du bist der Hausmeister, und ich bin der Pfarrer des Spitals und seltsamer Weise liegen wir auch Beide, wie man so sagt, in demselben Spitale krank. Ich habe in jungen Jahren für's Leben gern deutsche Reime gemacht zu Hochzeiten und Kindtaufen, zum Schmaus und Zechgelage und wo man sonst fröhlich war; denn mein Vater war ein Weber und Meistersänger. Als ich aber geistlich wurde, da sagte man mir, die Reimerei schicke sich nicht für einen Pfarrer; dem zieme höchstens ein lateinischer Vers oder ein geistliches Lied. So ließ ich's also bleiben. Doch heimlich muß ich zu Zeiten immer wieder einen lustigen deutschen Reim machen; aber ach, die werden alle schlecht, weil ich sie nicht laut hinausklingen lassen darf, und es ist mir manchmal, Hans Sachs, der Schuster in Nürnberg, — also auch so ein Hans — sey ein beneidenswertherer Mann als alle Augsburger Pfarrer. Armer Veit! Was wir einmal in der Jugend erstrebt, das winkt und lockt uns durch's ganze Leben und hätten wir gleich zehnmal Besseres inzwischen gewonnen. Ich schreibe dir den Bettelbrief, Veit, und zwar in Reimen; denn hier ist ja doch auch ein geistlicher Zweck, und so gut der Spitalpfarrer dann reimen darf für den verlassenen Greis, so gut darf der Spittelmeister auch für denselben betteln."

Wäre es nicht auf offener Gasse gewesen, so würde Veit dem Pfarrer vor Freude um den Hals gefallen seyn. Aber die Zeit drängte. Also ging der Pfarrer rasch nach Hause und machte seine Reime, und schon am selben Nachmittage zog Veit mit dem poetischen Bettelbriefe durch die Stadt. Der Pfarrer hatte

gereimt wie der beste Meistersänger, und Veit bettelte nun nicht mehr wie ein Hausmeister, sondern wie der beste Bettelmeister, und je weiter er von Haus zu Haus kam, reich beschenkt von hundert Händen, um so klarer ward es ihm, daß er jetzt erst die allerschönste Art des Bettelns gefunden habe, nämlich selbstlos für Andere zu betteln, und er meinte, wenn er für den armen verlassenen Hans „Vergelt's Gott!" sage, so klinge das noch herzbewegender als der fröhliche Dank des Mädchens beim betrübten und der wehmüthige beim glücklichen Geber, ja als seines alten Lehrers erbaulich erhabenes „Vergelt's Gott tausendmal für die armen Seelen im Fegfeuer!" obendrein.

Nachdem er aber vor der Hand genug hatte, eilte er an die Lechkanäle zum Unterschlupf des krummen Hans. Ohne Bangen betrat er die Schwelle.

— Da lag der Alte todt auf seinem Stroh!

Veit stand wie vom Donner gerührt. Nun hatte er noch einmal recht meisterhaft gebettelt, und doch wiederum vergebens!

Erst nach langem Schweigen und Sinnen bemerkte er zwei alte Bettelleute, die neben der Leiche saßen. Der krumme Hans hatte sie als die zuverlässigsten Männer seines Zeichens an's Sterbelager rufen lassen, daß er ihnen — denn er traute den Stadtschreibern und Gerichtsleuten nicht — seinen letzten Willen mündlich kundgebe, auf Treu und Glauben, wie man ihn Sterbenden halten muß.

Der Aelteste von Beiden sprach zu Veit: „Wir bewahren unseres Freundes letzten Willen, den er uns klar und bei vollem Verstande zweimal gesagt, in gutem Gedächtniß. Er lautete etwa, wie folgt:

„Was ich in meinem Leben gewann, das habe ich als einen Sold der Armuth und des Elendes empfangen; ich vermache es also wiederum dem ärmsten und elendesten Manne in Augsburg. Dieser Mann ist mein mißrathenes Pflegekind, Veit Roluf. Er wird ohne Zweifel noch ganz zu Grunde gehen, und dann kann er nicht einmal ordentlich an den Bettelstab kommen; denn für einen Bettler ist er aus der Wurzel verdorben. Seinem Berufe ward er abtrünnig, seinen Freunden untreu, und dennoch liebe ich ihn wie ein Vater sein unglückliches ungerathenes Kind. Das Vermögen kann ich ihm selber nicht in die Hand geben: ein Mensch, der so schlecht wie Veit seinen Vortheil versteht, kann

kein Erbe verwalten. Damit er nun doch einen Nothpfennig habe, wenn er über kurz oder lang von seiner Hausmeisterei fortgejagt wird und dann nicht einmal auf den Gassen fechten kann wie ein ganz gemeiner Landstreicher, so hinterlege ich mein Geld beim Herbergsvater zum „fliegenden Fisch," der es einem guten Handelshause übergeben und dem armen Teufel jedes Jahr zu Pfingsten und Ostern die Zinsen richtig auszahlen wird. Erreicht Veit sein siebzigstes Jahr, so kommt ihm vielleicht der Schwabenverstand; also soll er von da an mit dem Capitale machen dürfen, was er will."

Veit, der so viel Geld dem ärmsten Manne zu bringen gedachte und nun von diesem mit so viel mehr, mit dem Vermögen eines reichen Bürgers, bedacht wurde, fand kein Wort, kaum einen Gedanken. Niemand wußte bis dahin, daß der krumme Hans solche Summen zusammengescharrt und aufgehoben hatte. Man konnte darum zweifeln, was erstaunlicher sey, der Reichthum des Erblassers oder die Ehrlichkeit der Zeugen seines letzten Willens. Aber an all dieses dachte Veit nicht, er überhörte auch ganz die Frage, ob er das Vermächtniß annehme?

Endlich sprach er, die kalte knöcherne Hand der Leiche umfassend: „Hans! Vater Hans! Hättest du nur ein paar Stunden länger gelebt, du hättest gesehen, daß ich doch noch betteln kann!" Aber dann däuchte es ihm, Hans sehe jetzt wohl vom Südportale des Himmels herunter und wisse das Alles recht gut und lobe ihn wie in alter Zeit, daß er so gut gebettelt habe.

Als er aber später ruhig geworden, dachte er bei sich, er habe das ersehnte Ziel seiner Jugend doch errungen und sogar den krummen Hans erreicht, ja überglänzt, indem er bei Lebzeiten schon jene höchste Art des Bettelns geübt, die Hans erst im Sterben gefunden, — des Bettelns für Andere. Und so ward er zufrieden, war und blieb ein vortrefflicher Hausmeister und versuchte nie mehr, für sich selbst zu betteln, und wann er die Zinsen seines Capitals erhob, dann sagte er allemal mit aufwärts gewandtem Blick, als sähe er den krummen Hans da oben am Portale sitzen: „Vergelt's Gott tausendmal!"

# Die rechte Mutter.

(1863.)

---

Neben dem alten Grafenschlosse lag die Schloßmühle. Sie galt für ein Goldgrube, obgleich sie nicht freies Eigenthum des Müllers war, sondern dem regierenden Grafen gehörte, dessen Vorfahr dieselbe vor grauer Zeit an einen Vorfahren des Müllers als Erbleben übertragen hatte. Das Leben ging aber nur auf die Söhne über nach dem Rechte der Erstgeburt, und wenn einmal keine männliche Nachkommenschaft mehr vorhanden war, so fiel die fette Mühle wieder an den Grafen heim. Die Gülten und Frohnden, welche auf dieser Erbleihmühle ruheten, waren klein, die Rechte und Nutzungen groß. Vor Allem besaß sie ein weitgestecktes Bannrecht; alle Bauern der Umgegend mußten ihr Korn gerade auf diese Mühle bringen und durften es bei schwerer Strafe nicht zu einem andern Müller verschleppen. Das Werkholz zum Mühlwerke durfte sich der Erbleihmüller unentgeltlich aus den gräflichen Wäldern holen, und wenn an Haus oder Stall ein Bauschaden entstand, dessen Reparatur über drei Gulden kostete, so mußte der Graf denselben flicken lassen, kleinere Schäden fielen dem Müller zu. Derlei kleine Schäden kamen aber gar nicht vor, denn wo sich ja ein solcher zeigte, da ließ man ihn stehen, bis er recht ausgewachsen war, oder man gab ihm auch einen kräftigen Puff aus freier Hand, daß er augenblicklich über drei Gulden groß wurde.

Kein Wunder, daß die Müllersfamilie ein so vortreffliches Erbleben gern in alle Ewigkeit behalten hätte, und daß der Schloßmüller sich allezeit frühe verheirathete und so besorgt der Geburt eines Sohnes entgegensah wie nur irgend ein adeliger Herr.

Dem Müller Kurt, welcher sich im Jahre 1634 verheirathet

hatte, ward freilich diese Zeit des Wartens etwas lang gemacht; denn er lebte zwölf Jahre in kinderloser Ehe. Endlich wurde ihm aber doch ein Sohn geboren und zwar am 9. Oktober 1646. Der Jubel würde helllaut gewesen seyn, wäre die Zeit nicht so schlecht gewesen. Die großen Plagen Krieg, Hungersnoth und Pestilenz zogen selb Dreie Arm in Arm durch's Land und bei dem Ruin des gegenwärtigen Geschlechtes dachte man wenig an Erblehen für das künftige. Vierzehn Tage nach der Geburt des Kindes belagerten die Kaiserlichen das Städtchen, und die Mutter, ohnedies gar schwach und elend, starb vor Schrecken in einer Nacht, wo die Belagerer Stall und Scheune der Schloßmühle in Brand schossen. Da man einen Sturm befürchtete, so wurde in den nächsten Tagen alles wehrlose Volk, Greise, Weiber und Kinder aus der Stadt geschafft; denn noch war Flucht möglich.

Der Müller mußte sich von seinem kleinen Kinde trennen. Es bildeten nämlich die sämmtlichen waffenfähigen Männer der Stadt eine Schützengilde, die aber damals nicht zum Paradiren und Scheibenschießen, sondern zum wirklichen Kampf die Büchse trug und mithelfen mußte, die Mauern zu vertheidigen. So blieb denn auch der Müller als Schütze zurück und übergab das Kind in Gottesnamen einer altbefreundeten Nachbarsfrau, der Sibylle Beck, die gleichfalls ein Büblein von nur drei Wochen hatte, aber als junge, starke Person schon wieder reisefähig war. Ihr Mann, der Krämer, mußte ebenfalls unter den Waffen zu Hause bleiben.

Was man befürchtet hatte, geschah: die Stadt ward im Sturme genommen und nach damaligem Kriegsrecht drei Stunden lang geplündert. Der Krämer wurde bei der Plünderung niedergehauen, der Müller entkam. Er irrte wochenlang in der Gegend umher und wagte sich erst wieder zu seiner Mühle zurück, als der Feind abgezogen und der Kriegslärm fernhin verhallt war. Die Stadt sollte in diesem Kriege keinen Kampf mehr sehen, und so baute denn der Müller Stall und Scheune auf des Lehnsherren Kosten wieder auf und war wieder zu leidlichem Behagen gekommen, als die Glocken der Stadtkirche im Spätherbst 1648, genau zwei Jahre nach jenen Schreckenstagen, zum Dankgottesdienste für den westfälischen Frieden läuteten.

Von Frau Sibylle Beck hatte man lange Zeit nichts gehört, und der Müller gab sich vergebens alle Mühe, Nachricht von dem Schicksale seines Kindes zu erhalten. Die Schaar der Flücht-

linge war nämlich zwar den Belagerern glücklich entronnen, aber schon etliche Stunden vor der Stadt fiel sie unter räuberische Nachzüglerbanden, ward ausgeplündert und zersprengt. Ein Theil der hülflosen Leute ging zu Grunde, Andere kehrten bald wieder heim in die verödete Stadt, nicht Wenige aber wurden von den Strudeln des Krieges immer weiter fortgetrieben. Zu den Letzteren gehörte auch die Krämersfrau mit den zwei Kindern; sie galt bald für völlig verschollen.

Nach Ablauf des Trauerjahres heirathete der Müller wieder und zwar eine junge Wittwe. Da er seinen Sohn schon für verloren gab, so war er zu dieser Heirath geschritten, um wieder einen Sohn zu erzielen und so jedenfalls das Erblehen bei der Familie zu erhalten, und er nahm gerade deßhalb die Wittwe, welche schon einen Buben hatte, weil er's für wahrscheinlich hielt, daß sie nun auch noch einen kriegen könne. Allein dem vorsichtigsten Manne spielt das Schicksal am liebsten einen Possen: die neue Müllerin kam zweimal mit Zwillingen nieder und beidemale waren es zwei Mädchen.

Inzwischen verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, die Sibylle Beck sey da und dort im Sächsischen gesehen worden und ernähre sich mit ihrem Kinde durch einen Hausirhandel. Und Einige wollten wissen, dieses Kind sey das Söhnlein des Müllers, das Kind der Krämerin sey gestorben, Andere behaupteten das Umgekehrte.

Der Müller erneuerte hierauf seine Nachforschungen; da erschien unerwartet die Sibylle Beck selber wieder in der Stadt. Sie hatte den Tod ihres Mannes und den Verlust all ihrer Habe durch die Plünderung bald nach jenen Vorfällen erfahren; wie sie aber immer für eine ehrgeizige Frau galt, so wollte sie jetzt auch nicht als Bettlerin zurückkehren, sondern ging nicht eher heim, als bis sie durch einen kleinen Hausirhandel die bescheidene Grundlage selbständigen Erwerbes neu gewonnen hatte. Mit dem wenigen Gelde, welches sie bei der Flucht mitgenommen und den Augen der raubenden Nachzügler glücklich zu verbergen gewußt, begann sie diesen Handel.

Sibyllens erster Gang war zu dem Nachbarn, dem Schloßmüller. Sie erstaunte gewaltig, als dieser nach seinem Kinde fragte und erzählte dann, das Kind sey schon kurze Zeit nach der Flucht auf einem kaum zwölf Stunden entfernten Dorfe gestorben,

der arme Wurm sey zu elend gewesen für alle die Last von Hunger, Nässe und Kälte, welche er in jenen Gräueltagen zu tragen gehabt. Uebrigens habe sie ja den Wirth des Dorfes gebeten, daß er die Nachricht von dem Tode des Kindes dem Müller zur Stadt hinüber sagen lasse. Allein der Wirth wurde bald darauf gleichfalls verjagt und so unterblieb diese Botschaft. Wer kümmerte sich damals auch viel um den Tod eines dreiwöchigen Kindes! Sibyllens Kind war am Leben geblieben. Der Müller hörte diesen Bericht gelassen an und zweifelte nicht, daß er wahr sey.

Sibylle wohnte nun in der Stadt und fristete sich mit großem Fleiße ein ehrliches aber kümmerliches Daseyn. Milde Gaben, die man ihr anfangs wohl gereicht hätte, verschmähte sie, und da sie für ein stolzes, in sich verschlossenes, ehrgeiziges Weib galt, so verlor sie bald die wenigen Freunde wieder, welche ihr anfangs das unverschuldete Unglück gewonnen hatte. Einem ehrgeizigen Menschen bereitet es schon Scham, daß er überhaupt ins Unglück gekommen ist, wenn auch ganz ohne Schuld; er will eben, daß sein Glücksstern gerade so hell und heller leuchte wie anderer Leute. So schämte sich auch Sibylle, daß ihr Mann erschlagen und ihr Haus geplündert worden war, während sie sich der dadurch bedingten Armuth und niedrigen Arbeit gar nicht schämte. Ihr einziger Stolz aber war, daß ihr Bube am Leben geblieben und ihr höchster Ehrgeiz, denselben zu einem recht prächtigen Burschen großzuziehen. Obgleich sie nun jene Gedanken nicht klar aussprach, ja vielleicht nicht einmal ganz klar dachte, so sprangen dieselben doch überall aus ihren Reden und Handlungen merkbar hervor, und der große Haufe, dem alles Ungewöhnliche verdächtig ist, flüsterte sich zu, das angebliche Kind der Krämerin sey eigentlich des Müllers Kind. Die Frau habe es für sich behalten, weil es ihr Stolz nicht eingestehen könne, daß sie Alles verloren habe, den Mann und das Vermögen und das einzige Kind obendrein.

Dem Müller kamen diese Gerüchte natürlich auch zu Ohren und er setzte Sibyllen wiederholt und hart zu, daß sie ihm die Wahrheit bekenne. Allein Sibylle war höchst entrüstet über den Verdacht, sie schwur bei Gott und ihrer Seelen Seligkeit, der Bube sey ihr leibliches Kind und ging dem Müller wie den andern Leuten von nun an um so trotziger und mißtrauischer aus

dem Wege. Der Müller hatte zwar kein weiteres Zeugniß als das allgemeine Gerede, allein er sprach doch schon manchmal zu seiner Frau: „Mit dem angeblichen Kinde der Krämerin ist es nicht ganz richtig!" Die Frau hingegen, die immer noch auf einen eigenen Sohn hoffte, schlug ihm dann die Scrupel wieder aus dem Sinn und war vielleicht die einzige Seele in der Stadt, die für Sibyllen entschieden Partei nahm.

Nun traf aber die arme Sibylle ein neues schweres Unglück. Ihr Sohn, zu einem stattlichen fünfjährigen Knaben herangewachsen, bekam entzündete Augen, die immer röther wurden und immer schmerzhafter brannten und zuletzt zog sich dem Jungen ein Schleier vor den Blick, daß er die Gegenstände nur noch wie im trübsten Nebel zu erkennen vermochte. Auch diese schwache Sehkraft schwand dann mehr und mehr; es drohte in Kurzem völlige Erblindung. Ein Blinder war aber damals ein ausgestoßener Mann, für den es in der Jugend keine Schule gab, keinen Beruf im reiferen Alter, und hatte der arme Verlassene vollends kein Vermögen, so blieb ihm gar nichts übrig als betteln zu gehn. Mit Entsetzen erkannte Sibylle diese unabwendbare Zukunft ihres Sohnes. Sie betete Nächte lang inbrünstig zu Gott, daß er ihr das Kind wieder sehend machen möge; aber es half nichts: dem Knaben ward's immer schwärzer vor den Augen.

Da hörte sie in ihrer höchsten Noth, daß ein Arzt die Frankfurter Messe bezogen habe, der wunderbare Kuren an kranken Augen vollbringe, der hochberühmte Doctor Strambelius von Gunzenheim. Sie raffte all ihre kleine Barschaft zusammen, verkaufte ihren Pathenlöffel und ihren Ehering, als die einzigen Werthgegenstände, die sie noch besaß und machte sich mit dem Kinde auf den weiten Weg nach Frankfurt. Dort angekommen fand sie leicht die Bretterbude des berühmten Doctors in der zweiten Reihe neben den Waffelbäckern auf dem Römerberg; es hielt ihr aber schwer sich durch den Knäuel hülfesuchender Menschen zu drängen, welche den Eingang belagerten. Doch gelangte sie auch hier mit Geduld zuletzt an's Ziel. Der Doctor besichtigte die Augen und erklärte, es habe sich ein dünnes Fell über dieselben gezogen, das müsse er durchschneiden, dann werde der Knabe wieder gerade so gut sehen wie je zuvor. Der Erfolg sey ganz gewiß. Er habe die Operation schon hundertmal vorgenommen, sie sey aber sehr mühselig; darum könne er sie nicht machen, wenn

ihm die Frau nicht vorher fünfundzwanzig Gulden auf den Tisch lege; nach der Operation gebührten ihm dann noch einmal fünfundzwanzig. Sibylle wurde todtenblaß im Gesichte und dann wieder hochroth und gestand dem Doctor unter Thränen, daß all ihr Hab und Gut zur Zeit nur in vierzehn Gulden bestehe, und auch die habe sie nur mit größter Noth zusammengebracht. Doctor Strambelius tröstete sie auf's freundlichste und sprach, er sey allezeit mild gegen Arme und richte sich mit dem Honorar gerne um Gotteswillen nach den Umständen seiner Patienten. Wenn sie ihm daher gleich baar sieben Gulden auf den Tisch lege und morgen nach vollbrachtem Werk die andern sieben, so wolle er den Knaben ganz eben so gut operiren, als ob er die gebührenden zweimal fünfundzwanzig erhalten habe.

Sibylle bezahlte die sieben Gulden. Am folgenden Tage griff der Doctor nach manchen qualvollen Vorbereitungen wohlgemuth zum Messer, sagte mit höchster Zuversicht: „in acht Tagen wird der Junge curirt seyn“ und vollführte dann den Schnitt. Die Schmerzen des Kindes waren groß, aber die Schmerzen der Mutter noch viel größer. Als nun die Augen verbunden waren und Sibylle den Doctor zitternd fragte, ob alles wohl gelungen sey, erwiderte derselbe salbungsvoll: „das stehet in Gottes Hand!“ Sie legte die andern sieben Gulden auf den Tisch und trug das Kind in ihren Armen zur Herberge zurück.

Dort aus der ersten Betäubung wieder erwachend, dachte sie über die beiden Worte des Doctors nach und erschrak darüber. Die Worte schienen ihr nicht richtig gestellt und sie meinte in ihrem einfältigen Sinne, wenn der Doctor umgekehrt *vor* dem Schnitt die Sache in Gottes Hand empfohlen, *nach* demselben aber die rasche Heilung zuversichtlich verkündet hätte, dann sey es besser gewesen.

In der Herberge mußte Sibylle noch acht Tage bleiben und den Knaben ruhig im Dunkeln halten; so hatte es Doctor Strambelius verordnet. Sie lebte inzwischen von des Herbergsvaters und einiger Mitgäste Barmherzigkeit, die ihr auch einen kleinen Reisepfennig zusammenschoßen. Aber es ward dem armen Weibe schwerer, dieses Almosen anzunehmen, als vorher dem Doctor all ihr Vermögen auf den Tisch zu legen. Am achten Tage nahm der Doctor dem Knaben die Binde herab: er sah jetzt gar nichts mehr. Der Doctor tröstete die verzweifelnde Mutter und sagte

ihr, sie solle die Augen gut verbinden und möglichst langsam und schonend wieder nach Hause fahren, in mindestens ein paar Wochen werde das Gesicht wiederkommen, der langsame Verlauf sey eigentlich der allerbeste. Ein mit Waaren heimziehender Meßfuhrmann des Städtleins nahm die Beiden auf seinem Wagen mit.

Sibylle harrte noch ein paar Wochen, allein der Junge war und blieb nun stockblind. Da faßte sie sich endlich ein Herz und führte ihn zu dem Leibarzte des Grafen, einem geschickten aber groben Manne, der darum bei den Bürgern wenig beliebt war. Dieser untersuchte die Augen lange und sorgsam und sagte dann der Krämerin derb heraus, sie sey eine eigensinnige, verblendete Frau, die jetzt für ihren Eigensinn in dem Kinde gestraft werde. Das Augenübel sey gar nicht so schlimm und von einem tüchtigen Arzte recht wohl zu heben gewesen; der Doctor Strambelius aber sey ein niederträchtiger Pfuscher, der dem Knaben geradezu die Augen ausgestochen habe, und jetzt müsse dieser freilich stockblind bleiben sein Leben lang.

Die Wittwe brach bei diesen harten Worten besinnungslos zusammen und wußte später selber nicht mehr, wie und wo sie wieder zu klarem Verstande gekommen war. Als sie sich mit dem Knaben allein zu Hause befand, fluchte sie in lautloser Verzweiflung dem Wunderdoctor und fluchte sich selbst und bedeckte dann wieder das Kind mit Liebkosungen und betete zu Gott, daß er sie mit aller ersinnlicher Qual strafen möge, nur möge er ein Wunder wirken und dem unschuldigen Kinde die Augen wiedergeben. Aber es geschah kein Wunder und der Knabe blieb blind.

Der ganze Vorgang sammt dem Ausspruche des Leibarztes wurde bald stadtbekannt, und man tadelte einmüthig die unvernünftige Frau, obgleich die Meisten, welche also den Stab über Sibylle brachen, im ähnlichen Falle gewiß nicht weiser gewesen und gleichfalls eher zehn Meilen weit zu einem Quacksalber gelaufen wären als zehn Schritt zu einem ordentlichen Arzte. Besonders heftig aber wirkte die Geschichte auf den Schloßmüller. Das allgemeine Mitleid, welches sich dem blinden Knaben zuwandte, fachte in ihm wieder den hellen Glauben auf, daß der Unglückliche dennoch sein Kind sey, daß er sich des Knaben annehmen, daß er ihn dem thörigten Weibe entreißen und nach Menschenkraft als der rechte Vater wieder gut machen müsse, was die unrechte Mutter verdorben habe. Und oftmals sprach er sich

vor: das sey die Sündenstrafe für die Frau, daß sie das Kind, welches sie mit dämonischem Wahnsinn liebe, in ihrer Liebe habe zu Grunde richten müssen, das sey ein Gottesurtheil, durch welches der Herr selber rede, weil jeder menschliche Zeuge verstumme, und also den Diebstahl des Kindes an's Licht bringe. Der Müller vergaß, von rein menschlichen Gefühlen überwältigt, diesmal sogar ganz die Erbleihfrage, die ihm sonst bei dem Streite über den Sohn immer im Vordergrund gestanden.

Allein als die Gemüther wieder etwas kühler geworden waren und die erneuten Bedenken des Müllers über des Kindes Herkunft nun auch wieder ihren Lauf durch die Stadt machten, verband man sogar den Fall wegen der Erbleihe mit dem Unglücksfalle der Erblindung. Einige behaupteten, selbst wenn jetzt erwiesen werde, daß der Blinde des Müllers Sohn sey, so könne das Lehen doch nicht auf ihn übergehen. Denn ein blinder Knabe sey zwar ganz gewiß ein Sohn, aber eben so gewiß könne er niemals ein Müller werden, und Beides werde zur Vererbung des Lehens erfordert. Andere hingegen erwiderten, wenn der Blinde auch selber keinen Müller abgebe, so vermöge er doch vielleicht einmal noch ein halbes Dutzend sehender Müller zu erzeugen, und so wenig das Recht für die Familie erlösche, wenn etwa blos ein minderjähriger Erbe vorhanden sey, der ja auch auf Jahre hinaus nicht selber mahlen könne, so wenig erlösche es für die Nachkommen, wenn einmal ein Blinder mit unterlaufe. Der Streit war einfältig genug; allein er würde die Leute ja nicht ergötzt und wahlverwandt gefesselt haben, wenn er nicht einfältig gewesen wäre, und jedenfalls wirkte er bedeutend mit, den Müller in dem Glauben zu bestärken, daß der Blinde sein Sohn sey, und daß er keine Mühe und kein Opfer scheuen dürfe, das gestohlene Kind in aller Form wiederzubekommen.

Er ging zur Krämerin, bat, schmeichelte, beschwor sie, bot ihr schweres Geld; allein das verfing alles nicht. Dann drohte er, gerieth in Zorn und Wuth und beschuldigte das Weib in viel stärkeren Worten als der Leibarzt, daß sie mitschuldig sey an des Knaben Blindheit, ja daß hier recht eigentlich ein Gottesurtheil an ihr offenbar geworden wegen des gestohlenen Kindes. Sibylle, die bei den Worten des Arztes zusammengebrochen, hörte die viel härtere Rede des Müllers mit eisiger Ruhe, sagte, was sie an dem Kinde verschuldet, das habe sie vor sich und unserm Herr-

gott allein zu verantworten und ließ sich darauf keine Sylbe mehr herauspressen.

Weil ihr aber der Aufenthalt in der Stadt täglich unerträglicher wurde und sie zudem fürchtete, der Müller möge ihr, wie er gedroht, den Knaben mit Gewalt wegnehmen, so zog sie zu einem Vetter, der ein zwei Stunden entferntes, höchst einsam gelegenes kleines Bauerngut besaß. Sie verdingte sich hier als Magd, um kein geschenktes Brod zu essen, und erklärte sich zu jeder härtesten Arbeit bereit, wenn der Vetter mit ihr das Abendmahl auf den Schwur nehmen wolle, den blinden Knaben gegen jeden etwaigen Raubversuch des Müllers zu vertheidigen. Der Bauer, welcher ohnedies als Vetter zu seiner Base hielt und den Müller von altersher haßte, that den Schwur und er war ein Mann, dessen Muth und Faust man wohl fürchten durfte.

Auf dem abgelegenen Hof hatte Sibylle eine Zeit lang Ruhe und wurde von den Bauersleuten gut gehalten, nicht wie eine Magd, sondern wie eine Verwandte. Da sie sich schwer auch nur auf wenige Stunden von dem Knaben trennte, so vertraute ihr der Bauer im Sommer die Hut des Weideviehs. Wenn sie dann so im Schatten einer Eiche am Saume der sonnigen Grasmatte saß und der Knabe neben ihr, vergaß sie das vergangene Unglück und erfreute sich still des heimlichen Friedens der Gegenwart. Es war aber kein müßiges Träumen, sondern eine Arbeit ganz eigener Art, was ihr dann solch süße Selbstvergessenheit bot: sie unterrichtete das blinde Kind in allerlei nützlicher Kenntniß und prägte ihm tief in's Herz, was sie von Gott und seinem Worte wußte. Sibylle war nämlich lutherisch und also, wie sich's damals fast von selbst verstand, gehörig bibelfest. In die Schule konnte sie den Knaben nicht schicken, er hätte mit seinen blinden Augen dort wohl wenig genug gelernt; auch fürchtete sie, der Müller möge das Kind, wenn es zur Stadt komme, aufgreifen. Also machte sie selber den Schulmeister, während sie das Vieh hütete, und that damit eigentlich nur neben einander, was der damalige Schulmeister des Städtchens nach einander gethan; denn er war vor seinem Eintritt in's Schulamt jahrelang Schweinhirt gewesen.

So verflossen still und friedlich drei Sommer und drei Winter, und über dem Streit um das Kind schien Gras gewachsen zu seyn. Allein der Schein trog. Dem Müller rückte der Gedanke

an den gestohlenen Knaben wieder näher, je ferner sich für ihn die Aussicht verlor, aus der zweiten Ehe noch einen Sohn zu erhalten, und als er wieder einmal von Freunden recht heftig aufgehetzt worden war gegen die Krämerfrau, zog er, gefolgt von mehreren handfesten Müllersknechten, mit Büchsen und Prügeln wohl bewehrt nach dem einsamen Hofe, um den Knaben mit Gewalt zurückzuführen. Der Bauer aber und seine Knechte leisteten verzweifelten Widerstand, es kam vom Streite zur Schlägerei und als der Müller seine Büchse auf den Bauern anlegte, schoß ihm dieser mit einem alten Reiterpistol in den Unterleib. Die Müllerknechte flohen und schleppten den Verwundeten für todt hinweg.

Dieses Ereigniß, welches Sibyllen von ihrem bittersten Feinde zu befreien schien, brachte sie aber vielmehr wieder in die tiefste Noth. Der Bauer, in der Angst wegen Mord und Todtschlag vorgefordert zu werden, ging sofort zur Stadt, berichtete dem Amtmanne den ganzen Hergang und wies nach, daß er nur aus äußerster Nothwehr auf den Müller geschossen habe. Dieser aber genas wider Erwarten, obgleich ihm die Folgen der Wuude sein Leben lang nachhingen. Als er sich nämlich zu dem Auszug nach dem Hofe entschloß, war er so aufgeregt gewesen über sein Vorhaben, daß er den ganzen Tag nichts hatte essen können. Der Feldscherer erklärte dies für die Ursache der Rettung: die leeren, schlaffen Eingeweide waren der Kugel widerstandslos ausgewichen und so hatte dieselbe keine edleren Theile verletzt. Sobald er sich nun wieder erholte, that er möglichst rasch einen Gegenzug wider die von dem Bauern gegen ihn angeregte Klage auf Friedensbruch, indem er die Sibylle Beck wegen Unterschlagung seines Kindes gerichtlich belangte. Führte er den Beweis, daß sie ihm wirklich sein Kind genommen und trotz aller gütlichen Mittel dauernd vorenthalten habe, so war der verzweifelte letzte Versuch, den Knaben gewaltsam zurückzuholen, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch wenigstens in hohem Grade entschuldigt.

Hiermit war nun der alte Streit dann doch endlich den Advokaten in die Hand gegeben, was beide Theile bis dahin schon gar oft gedroht, aber auch immer wieder gefürchtet und vermieden hatten.

Vor allen Dingen lag es dem Müller ob, seine Ansprüche auf das Kind durch Beweise zu stützen. In Romanen werden diese Beweise gewöhnlich durch eine alte Narbe auf der Brust des

Kindes oder durch ein Muttermal auf dem Rücken geliefert oder durch ein Amulet, welches die Mutter dem Neugeborenen um den Hals hängte und welches selbst nach dreißig Jahren immer noch am Halse hängt. Allein von alle dem gab es bei dieser wirklichen Geschichte nichts. Die Freunde des Müllers behaupteten zwar, der Junge sey ja dem Müller aus dem Gesichte geschnitten und das sey auch ein Beweis, allein die Freunde der Krämerin sagten, nein, der Knabe sey vielmehr der Sibylle aus dem Gesichte geschnitten. Im Grunde sagt man das ja von jedem Kinde, und wenn die Eltern auch schön sind wie ein Bild und das Kind sieht aus wie ein kleiner Pavian.

In dem Dorfe, wo der angebliche Sohn des Müllers gestorben war, lebten aber noch Leute, die ein entscheidendes Zeugniß ablegen konnten. Ihre gerichtliche Aussage bestand wesentlich in Folgendem:

Sibylle war allein mit den beiden Kindern, als das Eine in der Scheune starb, wo sie Unterschlupf gefunden. Bald darauf aber kamen mehrere Frauen zu ihr und fanden sie in hellen Thränen bei der Leiche. Da sprach eine der Frauen tröstend: „Es sterben ja so viele Kinder, sie sind gut aufgehoben; ich habe sieben, die ich nicht ernähren kann, aber von mir will unser Herrgott niemals Eines zu sich nehmen.“ Hierauf fuhr die Krämerin zürnend in die Höhe, verwies ihr das Wort und sagte, wenn sie erst einmal ein Kind verloren habe, dann werde sie nicht mehr so sprechen, und rief dann zum öfteren: „O mein Kind, mein Kind! o hätte ich nur mein Kind wieder!“ Die Umstehenden, lauter fremde Leute (denn die Mitbürgerinnen der Sibylle waren ja auf der Flucht zerstreut worden), glaubten darum nicht anders als das todte Kind gehöre ihr. Auch Andere versicherten, damals vernommen zu haben, wie die Krämerin den verstorbenen Knaben „ihr“ Kind nannte. Ueberhaupt sey sie in einer Trauer und Verzweiflung über den Todesfall gewesen, die bei einem fremden Kinde unnatürlich und undenkbar sey. Erst mehrere Tage später bezeichnete sie das gestorbene Kind ausdrücklich als das anvertraute des Schloßmüllers.

Sibylle gestand zu, daß sie ungefähr so gesprochen haben möge, wie die Zeugen aussagten. Allein das anvertraute Kind sey zur Zeit doch auch „ihr“ Kind gewesen, obgleich nicht ihr leibliches; selbst gemiethete Ammen nenneten ja oft genug das Kind,

welches sie stillen, „ihr“ Kind. Sie habe nun einmal um Gotteswillen Mutterstelle an dem fremden Knaben übernommen gehabt, also habe sie ihn auch mit Mutterliebe gepflegt und mit Mutterschmerz beklagt. Diese zarte und edle Auffassung war den Richtern, den Söhnen einer rohen, stumpfen, verkommenen Zeit, geradezu unverständlich und unwahr. Zudem galt Sibylle allgemein als eine harte, kalte, männlich trotzige Frau, der man zwar die heftigste kalte Leidenschaft zutraute, nicht aber eine so überaus warme Empfindung.

Die Wage neigte sich schon stark zu Ungunsten der Beklagten, da entdeckte man ein schriftliches Zeugniß, welches ihr vollends den Hals zu brechen drohte. Der Müller hatte schon gleich bei seinen ersten Zweifeln an den Pfarrer jenes Dorfes geschrieben, weil der Name und Todestag des Kindes im Kirchenbuch mußte eingetragen seyn. Allein das Kirchenbuch war in den letzten Kriegswirren versteckt und später nicht wiedergefunden worden. Jetzt aber, wo man auf amtlichen Befehl wiederholt und genauestens nachforschte, fand sich das Buch. Es enthielt auf den 6. November 1646 wörtlich folgenden Eintrag: „item: starb auch ein kleyn Kind, gehört einer frembden Kramersfrauen.“ Durch diese Worte glaubte der Müller den Prozeß bereits gewonnen zu haben, und die Richter dachten kaum anders. Vergebens deutete Sibylle das Wort „gehört“ jetzt wieder in dem uneigentlichen Sinne, wie früher das Wort „mein Kind,“ vergebens betheuerte sie, die Angabe sey nicht von ihr für das Kirchenbuch gemacht worden, der arme Kleine habe in dem allgemeinen Durcheinander ja nicht einmal ein christliches Begräbniß gehabt und kein Pfarrer habe sie über den Namen und Vater desselben gefragt.

Sibylle würde verloren haben, wenn sich nicht ihr Advokat das Kirchenbuch zu genauerer Einsicht ausgebeten hätte. Und nun ergab sich Folgendes. Das Dorf hatte in jenen Schreckenstagen gar keinen Pfarrer mehr, der Schulmeister versah zur Noth die laufenden Amtsgeschäfte. Aber auch dieser Mann war inzwischen längst gestorben. Der Eintrag war, wie bei den andern Sterbfällen, von seiner Hand, allein er stand nicht in der fortlaufenden Zeile, sondern quer an den Rand geschrieben und zwar mit einer andern Dinte. Dazu war gegen alle Vorschrift nicht einmal der Name des Kindes beigefügt. Der Advokat folgerte nun

hieraus, der Eintrag sey vom Schulmeister später und aus ungefährer Erinnerung gemacht, wahrscheinlich zu einer Zeit, wo Sibylle das Dorf schon wieder verlassen hatte, und so beweise er auch nichts weiter, als daß der Glaube damals im Dorfe verbreitet gewesen sey, das verstorbene Kind sey ein Sohn der fremden Krämersfrau.

Kaum hatte der Advokat solchergestalt den gefährlichen Schlag leidlich abgewehrt, so trat auch schon wieder ein anderer Zeuge gegen Sibylle auf: der Wirth jenes Dorfes. Sie hatte diesen nicht gleich anfangs, sondern erst acht Tage nach dem Tode des Kindes gebeten, die Nachricht an den Vater desselben, den Müller, durch Fuhrleute oder Reisende gelangen zu lassen. Es schien also auch hier wiederum bestätigt, daß sie anfangs ihr eigenes Kind beklagt, erst mehrere Tage nachher aber auf den Gedanken gekommen sey, das überlebende Kind des Müllers für ihr eigenes auszugeben und jenes todt zu sagen. Sie entgegnete: anfangs habe sie gehofft, alsbald zur Stadt heimkehren und dem Müller den genauesten Bericht mit eigenem Munde bringen zu können; erst als ihr die Rückkehr vereitelt und sie aus ihrer Zufluchtsstätte weiter in die Fremde getrieben worden sey, habe sie dem Wirthe den ausdrücklichen Auftrag gegeben.

Allein aus welchem Grunde nahm sie denn überhaupt die Last auf sich, zu all ihrer Noth und Armuth auch noch ein fremdes Kind mit durch's Leben zu schleppen? Wollte sie's unserem Herrgott selber abdisputiren, daß er ihr Kind habe sterben lassen? Hatte sie sich im brennenden Schmerz über den Tod des eigenen Kindes so verzweifelt an das fremde geklammert, daß sie es lieber wider Recht behalten, als diesen letzten Trost und Ersatz von sich geben mochte? Freilich war auch damals ein Kind nicht in dem vollen Sinne eine Last für eine arme Wittwe wie heutzutage. Ein Kind und namentlich ein Sohn war ein Kapital in dem entvölkerten Lande, und schon im kräftigeren Knabenalter konnte er Hülfe und Stütze der Mutter seyn. Kinderraub war darum viel häufiger als heutzutage, Kindesmord viel seltener. Sibylle mochte den fremden Knaben immerhin aus Eigennutz behalten haben; als er erblindete, ward er ihr wohl schlechthin zur Last, doch nun verbot ihr Furcht, Trotz und Stolz zugleich, den begonnenen Frevel einzugestehen. Allein wenn man auch jedweden Tadel über Sibylle ausgoß, so konnte man ihr doch wenigstens

Eigennutz nicht vorwerfen. Daher nahmen einige Männer milderen Urtheiles endlich gar an, sie lebe wirklich des guten Glaubens, die rechte Mutter des fremden Kindes zu seyn. Das gehäufte Elend hatte in dem fürchterlichen Kriege vielen Menschen derart die Sinne verwirrt, daß gar manchmal die Mutter ihr Kind, der Mann seine Frau weder mit dem Auge noch mit dem Herzen mehr zu erkennen vermochte. Die niedergeschmetterte Frau hatte die Kinder ausgetauscht, nicht in Wirklichkeit, sondern in der Einbildung ihres gestörten Gemüthes, und diese fixe Idee hatte allmählich, wie es schien in den nächsten Tagen nach dem Todesfall, Wurzel gefaßt, dann aber ungebrochen und mit furchtbarer Widerstandskraft das Feld behauptet.

Wie man aber auch das Räthsel deuten mochte, die ganze Stadt sprach der unheimlichen Frau jedenfalls das Kind ab, und die Richter waren sehr geneigt das Gleiche zu thun, konnten aber zu keinem Schlusse kommen, da alle scheinbaren juristischen Beweise, welche man beiderseits vorgebracht, doch immer wieder, näher betrachtet, in bloße psychologische und moralische Wahrscheinlichkeitsgründe zerrannen.

So vergingen mehrere Jahre. Die arme Sibylle aber fühlte sich derart gefoltert von der rastlos neu herandrängenden Seelenpein des Prozesses, daß sie um einen jähen Tod würde zu Gott gefleht haben, wenn sie sich nicht für den blinden Knaben hätte erhalten wollen. Sie sah zuletzt in der That unheimlich aus, blaß und hager wie ein Gespenst, mit starren Augen, in welchen man lesen konnte, daß ihre Seele wo anders war als ihr Blick. Sie mied alle Menschen, ging nur zur Stadt, wenn sie des Prozesses wegen mußte, und hielt den Knaben sorgsamer versteckt als je zuvor.

Inzwischen hatte derselbe sein dreizehntes Lebensjahr zurückgelegt. Ostern nahte heran. Da erschien eines Tages die Sibylle Beck beim Stadtpfarrer und wollte ihm den Knaben zur Confirmation anmelden. Der Pfarrer erklärte, so geschwind gebe das nicht; der Knabe müsse zuvor einen ordentlichen Religionsunterricht erhalten, daß er die Prüfung vor der Gemeinde bestehen könne; sie möge ihn darum nur im Herbste wiederbringen und während des Winters pünktlich zur Confirmandenstunde führen lassen, dann könne er über's Jahr zur Confirmation reif seyn. Sibylle aber bat den Pfarrer inständigst, daß er ihren Sohn doch

nur sogleich prüfe und ausfrage, er könne den Katechismus und alles Uebrige wie Wasser. Aus Neugierde that ihr der Pfarrer den Willen, und die Prüfung mußte wohl besonders gut ausgefallen seyn, denn nachdem er stundenlang den Knaben vorgenommen, erklärte er ihn vollkommen befähigt zur Confirmation. Doch schwieg er von der Sache gegen andere Leute, ging aber häufig hinaus auf den Bauernhof, um den Blinden noch insbesondere vorzubereiten. Die Wittwe würde das Kind ja nur mit Todesangst so oft nach der Stadt geschickt haben.

So kam erst wenige Tage vor der feierlichen Handlung das Gerücht in Umlauf, der streitige Knabe solle confirmirt werden. Es erregte großen Lärm bei der Bürgerschaft; Viele meinten, man dürfe den Knaben gar nicht zur Confirmation lassen, bevor das Gericht entschieden, als wessen Kind er zu confirmiren sey. Der Pfarrer entgegnete, er confirmire den Knaben ja nicht auf sein Erblehen an der Schloßmühle, sondern auf sein Erblehen am Reiche Christi; was aber die irdischen Elternrechte betreffe, so halte er sich an den gegenwärtigen Bestand und greife dem späteren Urtheile des Gerichtes in keiner Weise vor.

Am Tage der öffentlichen Prüfung, die eine Woche vor der Confirmation abgehalten wird, waren alle Kirchenbänke dicht besetzt, der regierende Graf saß mit seiner ganzen Familie im herrschaftlichen Stuhle, und sogar der Schloßmüller, obgleich er wieder stark kränkelte, hatte sich zur Kirche führen lassen. Er müsse doch sehen, sagte er, wie sein Kind confirmirt werde. Der blinde Knabe stand als der Letzte in der Reihe der Confirmanden; die Mutter hätte gern in seiner Nähe gesessen, aber man hatte sie hinweggedrängt bis hinter den fernsten Pfeiler.

Der Pfarrer begann seine Prüfung bei den obersten Schülern der Reihe nach. Da geschah es mitunter, daß Einer oder der Andere stecken blieb; aber der Pfarrer rief dann nur den untersten, den Blinden auf, der wußte sogleich Bescheid und half den Sehenden wieder auf die rechten Wege. Als aber die Reihe an Jenen kam, griff der Geistliche recht weit aus und fragte viel länger, schärfer und verfänglicher als bei allen Andern, ja er nahm noch einmal alle sechs Hauptstücke des lutherischen Katechismus vor, von den zehn Geboten bis zum Amt der Schlüssel und der Beichte. Der blinde Knabe hatte nicht blos alle die vielen Sprüche und vorgeschriebenen Antworten bis auf's Tüpfelchen aus-

wendig gelernt, sondern er wußte auch in so treuherziger Einfalt und so kindlich frommen Sinnes ganz frei von Gott und göttlichen Dingen zu reden, daß ein wahrer Aufruhr des Staunens und der Theilnahme durch alle Gemüther ging.

Da sagte der Pfarrer, nun müsse die Gemeinde auch wissen, wer den Knaben so fein unterwiesen habe; das sey kein Anderer gewesen, als dessen arme Mutter. Und er erzählte darauf von all den schweren Opfern, welche die Frau ihr lebenlang freudig dargebracht für das Kind, namentlich aber seit es blind geworden. Als sie aber fast verzweifelt sey darüber, daß der Knabe vielleicht durch ihre Mitschuld das Augenlicht ganz verloren und vergebens zu Gott gefleht habe, daß er's ihm wiederschenken möge, da habe sie plötzlich wunderbaren Trost in dem Gedanken geschöpft, sie müsse nun das innere Auge des Kindes um so eifriger sehend machen, je dunkler die Nacht sey, welche das äußere bedecke. So habe denn Sibylle mitten unter Arbeit, Entbehrung und Herzeleid das blinde Kind sorgsamer erzogen als die meisten reichen Leute ihre sehenden Kinder, und habe es zu gar mancherlei nützlicher Kenntniß geführt, vor allem aber zum Worte Gottes und zu einem christlichen Wandel. Und in dieser Pflichterfüllung ächter Mutterliebe habe sie allein die Kraft gefunden, die ungeheure Seelenpein der letztvergangenen Jahre zu ertragen. Weil sie verzweifelt sey, sich vor den Menschen als des Kindes rechte Mutter auszuweisen, so habe sie wenigstens vor Gott sich ausweisen wollen als die rechte Mutter.

Die härtesten Herzen in der Gemeinde schmolzen bei diesen Worten; die Frauen weinten. Nur Sibylle stand regungslos wie eine Bildsäule im hintersten Winkel der Kirche an dem Pfeiler und blickte unter sich in das aufgeschlagene Gesangbuch; ein leises Zittern der Lippen verrieth allein den Sturm der Gefühle, der durch ihre Seele ging.

Als nach dem Vaterunser das Schlußlied angestimmt wurde, ließ der Graf seinen Geheimerath aus dem adeligen Stuhle in den herrschaftlichen heraufrufen und sagte zu ihm: „Ich will einen Machtspruch thun. Sibylle Beckin ist die rechte Mutter!" Der Geheimerath aber erwiderte: „Gnädiger Herr, das geht nicht an; der Prozeß schwebt noch, und das Recht muß seinen Lauf haben." Der Graf blickte ungeduldig hin und her und sann und schwieg lange. Endlich sprach er: „Nun gut! Wenn ich den Prozeß nicht

zerreißen darf, so kann ich doch so gut wie irgend einer meiner Unterthanen den streitenden Parteien einen Vergleich vorschlagen." „Das kann der gnädige Herr ohne Zweifel," entgegnete der Geheimerath, „und wie mir scheint, wird der Vergleich jetzt leichter zu stiften seyn als vor einer Stunde." Bei diesen Worten deutete er gegen den Pfeiler hinüber: da stand der Müller neben der Wittwe und hatte ihr die Hand gegeben.

Der Graf ließ die Beiden nach dem Schlusse des Gottesdienstes in die Sakristei rufen. Dort sprach er zu ihnen: „Euer Prozeß wird in Ewigkeit nicht ausgefochten werden; ich möchte darum einen Vergleich stiften. Ein Jedes von euch Beiden soll erhalten, was es begehrt hat: Er, Meister Müller begehrt einen Träger des Erblehens für seine Familie; Sie, Frau Beckin, begehrt ihren Sohn. Ich verspreche dem Schloßmüller mit Brief und Siegel, daß ich, als Lehensherr, das Erblehen auf den ersten Schwiegersohn übertragen will, welchen ihm eine seiner vier Töchter in's Haus bringen wird, doch nur unter der Bedingung, daß die Frau Sibylle Beckin von nun an auch unangefochten ihren blinden Knaben behalte. Da aber ein vaterloses Kind schon schlimm genug daran ist, wenn es seine beiden Augen hat, wie viel mehr, wenn es blind durch die Welt laufen muß, so bitte ich mir aus, von nun an Vaterstelle an dem Blinden vertreten zu dürfen. Ich hoffe, die Mutter wird sich nicht auch vor meinen väterlichen Ansprüchen fürchten, denn der Himmel hat uns bekanntlich schon längst mit einem Erbgrafen gesegnet."

Beide Parteien sagten nicht Nein, aber es dauerte auch lange, bis sie die Sprache finden konnten, um Ja zu sagen und unter Thränen zu danken.

Beim Heimgehen zupfte der Geheimerath den Pfarrer am Rock und fragte ihn leise, ob er denn wirklich glaube, daß Sibylle des Kindes leibliche Mutter sey? „Der Pfarrer erwiderte: „Herr Geheimerath, das ist ein sonderbares Ding. Mit der Selbstgewißheit der rein leiblichen Mutterschaft steht es bei den Menschen im Grunde nicht besser als bei den Hunden und Katzen und anderem Vieh. Wenn wir nicht zufällig auch mit dem Herzen Vater und Mutter seyn könnten, so würden unsere Mütter wohl auch nur gerade so lange ihre leiblichen Kinder kennen, wie die Katze ihre Jungen. Indem wir aber das Kind in unsere Seele als Eigenthum aufnehmen, bleibt es unser Kind

für's ganze Leben, ja über's Grab hinaus. Wie es mit dem Mutterrechte dieser Frau im impertinent natürlichen Sinne des Wortes steht, das müsset Ihr unsere Advokaten fragen, die haben ja schon jahrelang darüber nachgeforscht; ich weiß es nicht. Dies aber weiß ich, daß sie das Kind mit wahrer Heldenkraft in ihre Seele als Eigenthum aufgenommen hat, und also lebe und sterbe ich auch des festen Glaubens, daß sie die rechte Mutter sey."

---

# Ungeschriebene Briefe.

(1863.)

## Erstes Kapitel.

Der Burggraf Georg Ludwig aus dem alten thüringischen Hause Kirchberg war zweimal verheirathet. Mit dreiundzwanzig Jahren führte er seine erste Gemahlin heim, eine Gräfin von Hohenlohe-Langenburg, welche bereits zweiunddreißig zählte. Schon rückte die silberne Hochzeit nahe, da starb diese erste Frau — um 1670 — und der rüstige Wittwer verlobte sich im achtundvierzigsten Lebensjahre zum zweitenmale mit der Erbgräfin Magdalene Christine von Manderscheid-Sayn, einem kaum sechzehnjährigen Mädchen.

Schreitet ein Wittwer zur zweiten Ehe, so rechtfertigt er diesen Schritt vor der Welt gewöhnlich mit dem Worte, er müsse seinen verlassenen Kindern eine neue Mutter geben, und doch sind die armen Kinder oft sehr unschuldig an den Heirathsgedanken ihres Herrn Vaters.

Der Burggraf von Kirchberg aber war ein seltener Mann: obgleich er vier Kinder mitbrachte, gestand er doch ohne Umschweif, daß er wieder heirathe, weil er wieder heirathen wolle und schob nirgends die Stiefmutter vor, um die Braut zu decken.

Da er aber Niemanden etwas vorheuchelte über den Beweggrund, der ihn überhaupt zur zweiten Ehe trieb, so kam er auch nicht weiter in Verlegenheit wegen des allzu jugendlichen Alters der Braut. Denn eine Heuchelei hätte hier nothwendig die andere bedingt.

Also bekannte er offen, daß ihm's die mädchenhafte Jungfrau ganz besonders darum angethan habe, weil sie so jung sey und

dazu so schön und kindlich einfältig. Die erste Frau war neun Jahre älter gewesen als er selbst; nun däuchte es ihm ganz natürlich, daß er sich zum zweitenmal eine jüngere gewählt, obgleich es ihm nicht entging, daß zweiunddreißig Jahre jünger ein bischen viel sey. Die erste Ehe hatte den Jüngling zum Manne gebildet; durch die zweite wollte er wieder jung werden; denn so nahe den Fünfzigen, nahm er mit Schrecken wahr, daß er eigentlich niemals recht jung gewesen.

Sehr frühe schon war ihm nämlich die Last des väterlichen Erbes zugefallen, frühe schon hatte er dazu bei mehreren deutschen Höfen wichtige Staatsgeschäfte geführt und wäre er mit zweiundzwanzig Jahren nicht schon ein Reichsfürst gewesen, so hätte er wohl auch einen Professor des Staatsrechtes vorstellen können. Damals nun hatte man ihm fast mit dem Antritte der burggräflichen Herrschaft die erste Gemahlin zur Seite gegeben im Interesse der beiden Häuser, mehr als eine welterfahrene treue Freundin, die ihn taktvoll an unsichtbaren Fäden leite, denn als eine Geliebte, welche er selber mit starker Hand in's Leben einführen solle. Die Ehe war dauernd glücklich, aber es war eine Ehe ohne allen Taumel von Schwärmerei, Poesie und Narrheit gewesen, eine überaus gesetzte und gediegene Freundschafts-Ehe.

Schwere häusliche Prüfungen kamen hinzu und machten den beiden Gatten das Herz schwer, wenn sie ihnen auch den stillen Frieden eines getreuen Zusammenlebens nicht rauben konnten. Die Knaben zwar, welche ihnen der Himmel geschenkt, gediehen, die Töchter dagegen starben frühe hinweg. Es war, als solle bei dieser Ehe die zarte Poesie eines heiteren Mädchenlebens nicht einmal der Kinderstube gegönnt seyn. Die einzige Tochter, welche dem Kindesalter entwuchs, Dorothea Louise, war so überfeinen Körpers und so fieberhaft erregten Geistes, daß die bekümmerten Eltern nur mit heiliger Scheu auf die bleiche Gestalt blickten, als sähen sie ein überirdisches Wesen. Die junge Gräfin selber aber lebte fast nur in Todesgedanken, bezeichnete schon im vierzehnten Jahre den Text für ihre Leichenpredigt und die Lieder, welche bei ihrem Begräbniß gesungen werden sollten, und starb dann auch bald, fast gleichzeitig mit ihrer Mutter. In den verwandten hochadeligen Familien regte sich damals die fromme Gefühlsseligkeit des eben aufblühenden Spener'schen Pietismus und man verehrte das verstorbene Mädchen wie eine halbe Heilige. Ja der

Burggraf selber neigte trotz seines weltmännischen Geistes eine Weile zu gleicher Frömmelei und brütete oft stundenlang über der mystischen Grabschrift seines Vorfahren, des fuldaischen Abtes Hartmann von Kirchberg, wie sie neben dem als leise schlummernd dargestellten Marmorbilde des Entschlummerten im Mainzer Dome geschrieben stand:

Quid mortui viventium
Legitis epitaphia?

„Was leset ihr Todten der Lebendigen Grabschrift?“ Und es war ihm, als müsse auch er inwendig diesem Leben absterben, um, rings vom Tode umfangen, in Todesgedanken erst recht lebendig zu werden.

Aber Todesgedanken passen auf die Dauer nicht für einen Diplomaten und regierenden Herrn. Was aber hätte ihn rascher und anmuthiger wieder auf diese schöne Erde zurückführen können, als eine sechzehnjährige Braut, die noch harmlos wie ein Kind zum sonnig blauen Himmel blickte?

Neben der Schwüle des häuslichen Kummers, die so drückend über der frühen Ehe des Burggrafen lag, hatte derselbe aber auch noch einen andern Druck schwer empfunden: seine erste Frau redete gar zu gerne mit in politischen Geschäften. Da war kein Aktenstück, das sie nicht zu lesen begehrte, kein Geheimniß, welches sie nicht ergründete, kein Zweifelsfall, den sie nicht mit weisem Rathe klar zu legen verstand. Meisterhaft waren die politischen Kabinetsreden, womit sie gar oft ihres Mannes festen Plan und Willen beugte. Anfangs nahm der unerfahrene junge Mann diese eheliche Hülfe der weltklugen älteren Gattin dankbar hin; als er sich aber nachgerade sattelfest genug fühlte, um sein Roß auf eigene Faust zu lenken, belästigte ihn das stete Eingreifen der Frauenhand in seine Zügel. Ja der stille Unmuth brach zuletzt nicht selten zum offenen Streite durch.

Burggraf Georg Ludwig nämlich war zwar gut kaiserlich und deutsch gesinnt, allein trotzdem bewunderte er die persönliche Majestät und die meisterhafte Staatskunst Ludwigs XIV. Er erkannte in dem Franzosenkönige den ärgsten Reichsfeind, und dennoch hatte es ihm dieser Fürst wie mit einem Zauber angethan, daß er für ihn wie für ein Idealbild königlicher Hoheit schwärmen mußte. Die Burggräfin dagegen haßte jenen Ludwig

und seinen Hof, und glaubte, daß der unheimliche Mann durch die bezaubernde Poesie seines Wesens den deutschen Fürsten weit gefährlicher sey als durch seine reichsfeindliche Politik.

Scheinbar stritt man also blos über eine Person, und doch barg dieser Streit den tiefsten Zwiespalt der Grundsätze. Der Graf wollte seinen Hof nur ein klein wenig nach dem Muster von Versailles umbilden: die Gräfin widerstand; der Graf wollte die große Cavalierstour nach Paris machen, um seiner staatsmännischen Kunst die letzte Weihe zu geben: die Gräfin hintertrieb es. Ja zuletzt konnte der Graf im eigenen Hause nicht einmal mehr frisch von der Leber weg über die Welthändel reden und mußte seinen Ludwig insgeheim wundern: wurden doch die Züge der Gräfin beim bloßen Namen des Königs alsbald so starr und eingefroren, daß auch dem Grafen das begeisterte Wort stracks auf der Zunge einfror. Im Widerstreit schärften sich die Gegensätze, so daß die Gräfin den fatalen Ludwig bei dem Grafen noch um einen Fuß höher hob, indem sie ihn verkleinerte, während der Graf ihn bei der Gräfin noch um das gleiche Maß herunterdrückte, indem er ihn lobte. Der Graf meinte — natürlich wiederum insgeheim — durch die Frauen Politik zu machen, sey höchst weise, wie ja eben Ludwig gezeigt, da er dem König Karl von England statt diplomatischer Noten eine schöne Hofdame geschickt habe, aber mit und unter den Frauen Politik zu machen, das sey schwach und thöricht. Und doch konnte er sich — natürlich wiederum ganz insgeheim — nicht verhehlen, daß er dem letzteren Falle näher stehe als dem ersteren.

Nun war aber die neue Braut in der Politik ein reines Kind. Der Burggraf athmete hoch auf bei dieser Wahrnehmung. Sie redete kein Wort von Staatshändeln, und erzählte der Bräutigam von dergleichen, so gab sie nicht acht. Er jubelte im Stillen über diese liebenswürdige Unachtsamkeit. Als in einer Gesellschaft die Schwächung der holländischen Statthalterwürde durch das „ewige Edikt" besprochen wurde, lockte sie ihren Mops zum Spiele herbei, weil sie von „Theologie" nichts verstehe! Der Graf war glückselig, daß seine Braut so anmuthig unwissend sey und beim ewigen Edikt wohl gar an's ewige Leben denke. Zeichnete er ihr das glänzende Charakterbild seines Ludwig, so lauschte sie zwar gespannt, leuchtenden Auges, aber sie sprach weder Ja noch Nein, und der Graf meinte, dies sey in der That der rechte urtheilslose

Standpunkt, wie er Frauen zieme; denn wenn sie Ja sagten, so könnten sie auch leicht einmal Nein sagen und hätten immerhin noch ihre eigene Meinung, seine Braut aber habe gar keine Meinung, und das sey alleweil am besten.

---

## Zweites Kapitel.

Auf den Herbst hatte der Burggraf die zweite Hochzeit anberaumt, vorher aber wollte er den alten Lieblingswunsch noch erfüllen und Paris und Versailles sehen. Im Frühling verweilte er, als zum Abschied vor der großen Reise, mehrere Wochen zu Hachenburg, dem väterlichen Schlosse seiner jungen Braut.

Es sollten dies, so wünschte er, Maientage innigster Liebesverständigung werden; die Braut sollte jetzt erst recht erkennen, welch einen Schatz sie an ihm gewonnen habe. Allein mit geheimem Schauer gewahrte er, daß diese Maientage etwas frostig seyen. Magdalene war höchst freundlich, voll unbewußten Liebreizes, dabei aber so töchterlich respektvoll gegen den Bräutigam, daß dieser mitunter sich selbst erinnern mußte, er sey ja nicht der Vater, sondern der Verlobte des guten Kindes. Sonst forderte der stolze Herr von aller Welt Respekt und jetzt entsetzte er sich zum erstenmale, daß man so gar viel Respekt vor ihm haben könne.

Er wollte die Sache gut machen, legte in Magdalenens Gegenwart den Burggrafen und Staatsmann ganz bei Seite und suchte mit ihr zu schwärmen und zu tändeln wie ein zwanzigjähriger Jüngling. Allein nun ging es erst recht nicht; Magdalene wurde sichtbar noch kühler. Und was das schlimmste war, indem der Bräutigam den Respekt seiner Braut etwas mildern wollte, verlor er beinahe den Respekt vor sich selbst: wenn er sich im Spiegel sah, so meinte er, aus dem Glase schaue ein Geck hervor. Also kehrte er rasch zu seiner natürlichen Art zurück und wahrte den Ernst, wenn er heiter, die Würde, wenn er zärtlich und die Vernunft, wenn er leidenschaftlich war, wie sich's bei einem achtundvierzigjährigen Burggrafen im Grunde von selbst versteht. Doch gerade weil sich's von selbst versteht, genügte es ihm wieder nicht; denn einer Braut zeigt man sich eben auch gerne in Vorzügen,

die sich nicht von selbst verstehen. Der Burggraf besaß solche Vorzüge; — allein für diese hatte ja das sechzehnjährige Mädchen keinen Sinn und sollte keinen haben, der Bräutigam freute sich kindisch, daß sie ihn nicht hatte, daß sie gähnte, wenn man nur von Politik sprach, und dennoch sollte sie für den Bräutigam als für einen großen Staatsmann schwärmen, aber beileibe nicht respektvoll, sondern in glühender, hingebender Liebe!

Das waren verdammte Widersprüche!

Der Burggraf machte zu Zeiten ein recht böses Gesicht, und als die Braut in aller Unschuld gar nicht merkte, was das böse Gesicht bedeute, sagte er's eines Tages deutsch heraus und meinte, vor der Verlobung habe sich ihm ihre Liebe sonnenklar kundgegeben, nach der Verlobung hülle sie sich in ein Räthsel. Statt aller Antwort auf die deutsche Frage öffnete Magdalene ein französisches Buch, in welchem sie abends gemeinsam zu lesen pflegten und bezeichnete schweigend eine Stelle mit dem Bleistift. Sie lautete: „Une passion naissante et combattue éclate; un amour satisfait sait se cacher."

Der Burggraf, überrascht von dem feinen Kunstgriff, mit welchem das Mädchen ihm entschlüpfte und in einem witzigen Citat antwortete, damit sie nicht mit dem Herzen zu antworten brauche, wollte ihr sofort beweisen, daß die Liebe zweier Verlobten eben auch noch eine aufkeimende Leidenschaft und keine vollbefriedigte Liebe sey, als sich die Thüre öffnete und ein unerwarteter Gast in's Zimmer trat, — des Burggrafen Sohn aus erster Ehe, Georg Wolfgang, ein stattlicher achtzehnjähriger Bursche.

Es ist wohl immer etwas verdrießlich, wenn einem Wittwer, der eben wieder Bräutigam geworden, die großen Kinder der ersten Frau so um den Weg laufen. Tappt aber solch ein unvernünftiges Kind nun gerade in eine recht zarte Liebesscene seines Vaters, so muß das vollends unerträglich seyn. Der Burggraf hatte seine zwei ältesten Söhne auf Reisen geschickt, und Georg Wolfgang sollte eben an den Hof des Pfalzgrafen von Birkenfeld gehen, um dort seine ersten Militärstudien zu beginnen, während der Vater sich seinen zweiten Liebesstudien widmete. Da fiel's dem tollen Jungen ein, er wolle, ehe er beim Pfalzgrafen anklopfe, den Umweg nicht scheuen und zuvor doch auch einmal der künftigen Stiefmutter guten Tag sagen. So kam er unerwartet in dem geschilderten Augenblick.

Der Vater empfing den Sohn mit furchtbar herzlichem Händedruck, er schüttelte ihm die Hand, als ob er sie zerquetschen wolle: das war das einzige mehr fühlbare als sichtbare Zeichen des jähen Zornes, der in ihm aufbrauste über den ungebetenen Gast. Magdalene aber war vergnügt wie ein Kind, daß sie auch einmal einen Sohn ihres Bräutigams sehen dürfe, begrüßte ihn auf's anmuthigste und hatte ihre besondere Freude daran, daß der Bursche einen halben Kopf größer sey als sie selbst. Die Liebenswürdigkeit des Mädchens rührte und erquickte dann auch wieder den Burggrafen, und nach einer Stunde war er seinem Sohne schon nicht mehr gram, ja er schaute mit einem gewissen väterlichen Behagen aus dem Lehnstuhle im Kaminwinkel den jungen Leuten zu, wie sie so rasch sich zu verständigen und gleich den besten alten Freunden mit einander zu plaudern wußten. Wäre Magdalene doch nur auch gegen ihn so unbefangen und zuthunlich gewesen!

Am nächsten Tage bemerkte er die Beiden öfters in langer, tiefer Zwiesprach versunken. „Was habt ihr denn so gar wichtiges zu verhandeln?" fragte er den Sohn im nächsten einsamen Augenblick. Der Junge erwiderte: „Meine künftige Mutter redet wie ein Buch. Sie sagt, wenn ich jetzt Soldat werde, so geschehe das zu einer ernsten Stunde; denn obgleich wir mitten im Frieden lebten, so rieche man doch schon wieder Pulverdampf in der Luft, wie man auch wohl den Regen rieche, lange bevor die Wolke über unsern Köpfen sich entlädt. König Ludwig, so sagt sie, sinne auf einen Eroberungskrieg gegen die Holländer, und in Paris meine man, die Generalstaaten müßten sich recht darauf freuen, von dem großen Ludwig erobert zu werden. Denn die Franzosen hegten von altersher die bescheidene Ansicht, daß fremde Eroberungen zwar völkerverderbend, ihre eigenen aber völkerbeglückend seyen. Nur wüßten sie noch nicht genau, wie sie's eben jetzt anfangen müßten, um Holland erobern und beglücken zu können."

„So spricht Magdalene zu dir?" fragte der Burggraf erstaunt.

„So spricht sie! Und sie fügte hinzu, der Kurfürst von Köln [illegible] ein schlechter Reichsfürst und seine Räthe seyen Spitzbuben [illegible]er Erzbischof von Münster sey um kein Haar besser; denn [illegible]ten allesammt unter einer Decke mit den Franzosen."

[illegible] Burggraf, anfangs ganz verblüfft, lachte jetzt laut auf [illegible]iese kräftige Charakteristik. Dann sprach er in lehrhaftem

Tone: „Es ist ein besonderer Liebreiz der Frauen, daß sie alle Dinge der Welt nach ihren persönlichen Neigungen und Gefühlen messen. Magdalene ist ein reines Kind in der Politik; dennoch schleudert sie solche Gewaltsworte wider den Kurfürsten, weil Köln in dem großen Prozesse gegen Sayn die Grafschaft als eröffnetes Mannlehen für heimgefallen erklärt und vor Jahren gar Stadt und Amt Hachenburg occupirt hat. Der Kurfürst ist ein Rechtsfeind ihres Hauses, folglich muß er auch ein Reichsfeind seyn, und zuletzt baut sich Magdalene gar ein eigenes System der europäischen Politik auf den Prozeß Köln contra Sayn."

Während aber der Alte kalt und spöttisch also sprach, wünschte er doch im Stillen, Magdalene möge diesen Liebreiz persönlicher Neigungspolitik nicht weiter entwickeln, und er dachte dazu, sein Sohn, ihr gelehriger Schüler wäre jetzt am besten, wo der Pfeffer wächst, und sorgte dann auch, daß Georg des andern Morgens zum pfalzgräflichen Hofe abreiste.

Allein auch für ihn nahte die Scheidestunde. Er hatte viel süße Hoffnung auf dieses Herannahen des bittern Augenblickes gesetzt. Sollte die Braut nicht jetzt endlich wärmer empfinden und leidenschaftlicher ihr Herz ausschütten? Das wäre so natürlich gewesen! Allein sie ward umgekehrt immer verschlossener. Doch auch dies kann wieder natürlich seyn, dachte der unglückliche Burggraf, der drohende Abschied schnürt dem schüchternen Kinde das Herz zusammen!

Hätte er nicht fest gewußt, daß sie ihn liebe, daß sie aus wahrer Neigung und früher auch beredteren Mundes ihr Ja und Amen zu seiner Liebeswerbung gesprochen, er würde entweder gar nicht gegangen oder für immer gegangen seyn.

Endlich hoffte er nur noch auf die eigentliche Stunde des Lebewohls: da wird ihr Gefühl plötzlich wie ein verhaltener Strom alle Dämme durchbrechen. Die Stunde kam. Magdalene blieb, wie sie gewesen, gut, freundlich, still und kühl.

„Du wirst mir jede Woche schreiben!" bat der Burggraf, als er schon den linken Fuß im Bügel hatte. „Oder lieber alle vierzehn Tage!" flehte die kleine Hexe höchst anmuthig. „Das Schreiben ward mir allezeit gar sauer, und mein Lehrer hat mir stets gesagt, ich werde es nie zu einer schönen Hand, nie zu einer ordentlichen Rechtschrift bringen."

Der Burggraf sprengte den Schloßberg hinab, daß die Funken

stoben; er sah gar nicht mehr, wie zärtlich ihm Magdalene mit dem Tuche nachwinkte; er hätte am liebsten gleich den Hals gebrochen und war wüthend über sein Pferd, welches nun gerade nicht stürzen wollte.

Als Magdalene nach diesem seltsamen Abschiede in ihr Zimmer zurückgekehrt war, zeigte sie ein ganz neues Gesicht: sie löste sich förmlich auf in Schluchzen und Weinen. Wenn der Burggraf nur auch etwas davon hätte hören können! Die Mutter tröstete sie, meinte sie solle sich den Trennungsschmerz doch nicht so gar unmäßig zu Herzen nehmen, der Bräutigam verreise ja nur auf etliche Monate und inzwischen könnten sie denn doch von Brief zu Brief sich sagen, was ihnen von Mund zu Munde zu sprechen verwehrt sey.

„Das ist ja gerade das Unglück!" jammerte Magdalene. „Um's Sagen handelt es sich zunächst gar nicht, sondern um's Schweigen. Von Mund zu Mund schweigen ist leicht, aber von Brief zu Brief schweigen, das ist entsetzlich. Ich darf ihm nicht schreiben, höchstens jeden Monat, und dann darf ich's erst nicht recht. Er hat mir's verboten, obgleich er mich eigentlich darum bat. Es gilt jetzt keine halbe Trennung, sondern eine ganze; er muß mich verlieren, damit er sich findet; hat er sich erst einmal gefunden, dann finden wir uns auch Beide wieder zusammen. Ich habe von Kind an keinen kleinen Zorn gehabt auf den Franzosenkönig, aber daß er mir jetzt gar die rechten Briefe an meinen Bräutigam unterschlägt, das werde ich ihm mein Leben lang gedenken!"

Der Mutter kamen diese widersprechenden Schmerzensrufe zwar etwas verrückt vor, allein welche liebende Braut ist nicht mitunter etwas verrückt, zumal nach einer solchen Abschiedsstunde!

---

## Drittes Kapitel.

Paris war damals ganz der Ort, wo ein Mann wie der Burggraf von Kirchberg den Gram unerwiderter Liebe vergessen konnte. Der holländische Krieg bereitete sich vor, welcher von 1672 bis 1679 das mittlere Europa erschütterte. Die Soldaten lagen zur Zeit zwar noch ruhig in ihren Garnisonen, die Diplo-

maten aber behaupteten, der Krieg spiele schon längst in den geheimen Schachzügen der Kabinette, ja die entscheidende Schlacht sey vielleicht bereits geschlagen, obgleich kein Mensch vorerst den Plan und Erfolg kenne als Ludwig und seine Minister. Denn nicht im Felde war ja dieser Fürst der unwiderstehliche Taktiker, sondern auf dem verhüllten Kampfplatze politischer Ueberlistung, welcher vollständig gewonnen seyn mußte vor dem ersten Kanonenschuß. Für solchen Krieg im Frieden aber gelten ganz ähnliche Kunstregeln wie für den wirklichen Krieg: wer das Geheimniß seiner Macht und seiner Stellungen dem Feinde als ein unlösbares Räthsel aufgeben kann, dabei aber alle Räthsel von des Feindes Macht und Planen durchschaut, dem blühet der Sieg.

Holland, England und Schweden hatten, zum Dreimächtebund vereint, im Jahre 1668 den beschleunigten Abschluß des Aachener Friedens herbeigeführt, und so lange sie fest zusammenhielten, war der Einbruch der französischen Heere in Holland eine Tollkühnheit. Ludwig XIV. aber war kein Freund von tollkühnen Streichen. Darum sorgte er, daß jener Bund wie ein Schatten in Luft zerrann, bevor die Lärmtrommel gerührt wurde zum Eroberungszuge über den Rhein. Die politischen Köpfe in Paris lächelten schon lange über die „unheilige Dreieinigkeit," wie sie die Tripelallianz nannten und sagten, die Dreieinigkeit der Kirche sey leicht zu behaupten und schwer zu verstehn, jene Dreieinigkeit dagegen verstehe man leicht, werde sie aber schwer behaupten können. Wie es jedoch Ludwig angefangen habe, den Bund der Gegner zu unterwühlen, das wußte zur Zeit nur eine kleine Schaar von Eingeweihten, und ob es ihm gelungen sey sich neue Verbündete zu gewinnen und zweifelhafte Mächte zur Neutralität zu bewegen, ob namentlich Kaiser Leopold und der große Kurfürst von Brandenburg Freund oder Feind der Franzosen in dem drohenden Kriege seyn würden, das war eine dunkele Frage, über welche sich die gescheidtesten Leute vergebens den Kopf zerbrachen.

Der Burggraf, in all seinem Denken gefesselt von dem versteckten Intriguenspiel, welches sich verwirrend vor seinen Augen spann, ohne daß er errathen konnte, wie die Fäden zusammenliefen, dazu in allen Sinnen geblendet von neuen Eindrücken, vergaß anfangs die Seelenpein über das unbräutliche Wesen seiner briefscheuen Braut.

Er beobachtete in Paris ein strenges Incognito; denn da er

nicht einmal genau wußte, wie in dieser kritischen Zeit der Kaiser zum Könige stand, so wollte er sich als ein gefürsteter Burggraf des Reiches nichts vergeben, ja er überließ es ganz dem Zufall, ob er überhaupt Versailles und die Person Ludwigs sehen werde. Bot ihm doch das politische Treiben in den Salons der Hauptstadt schon ein Schauspiel so neu und spannend, daß es reichlich der weiten Reise werth war. Incognito heißt aber bei vornehmen Herren bloß: sie wollen erkannt und gesehen seyn, wollen es aber nicht hören, daß man sie erkannt und gesehen hat. Und da der Burggraf nun so manchen alten Freund aus der höfischen Welt begrüßte, so verfolgten ihn gar bald Späheraugen genug, und ehe er sich's versah, stand er mit Hofleuten, Gesandten und Ministern in lebhaftem geselligem Verkehr.

Zwar wunderte er sich über sich selbst, daß ihm diese Leute jetzt viel gleichgültiger waren als vordem und daß ihm ihre Gespräche oft ungebührlich lang schienen, weil er lieber, allein mit seinen Gedanken, nach Hachenburg zu der spröden, schweigenden Braut hinübergesprochen hätte. Allein er faßte seine fünf Sinne zusammen und zeigte sich unter stillen Schmerzen als den heitersten, liebenswürdigsten Mann, und in den engern Kreisen des Königs wurde bald von dem deutschen Burggrafen gesprochen, der so ganz im Verborgenen durch Geist, Takt und vollendete Form glänze und sich wohl nur darum hinter den Kulissen halte, damit er die Bühne um so besser ausforschen könne.

Andererseits war der arglose Burggraf in all seiner Qual denn doch wieder entzückt von den artigen französischen Kavalieren, die ihm so auffallend schön thaten, weil sie es ihm gleichsam an der Nase ansahen, daß er eine geheime politische Mission in der Tasche tragen müsse. Und Jeder hätte das Geheimniß um's Leben gern zuerst ergründet und seinem Souverän entdeckt! Er mochte sich so klein machen, wie er wollte, die scharfblickenden Franzosen erkannten in ihm doch den gewichtigen Mann. Das war höchst schmeichelhaft; und es ist ganz natürlich, daß die Begeisterung des armen Burggrafen für die Franzosen, für ihren König und seine Minister und Kavaliere in eben dem Maße wuchs, als man ihn wie einen Spion ersten Ranges ausforschte.

Hätte er seine Triumphe nur wenigstens einer mitschwärmenden Seele, hätte er sie nur seiner Braut verkünden können! Wie ein Fieberkranker von Hitze und Kälte, so wurde er von einem

stäten Wechsel des Behagens und Mißbehagens geschüttelt. Ach, es drückte ihn nachgerade recht grausam, daß gar kein Brief von Hachenburg eintreffen wollte! Vierzehn Tage waren vergangen und noch vierzehn Tage dazu: Magdalene mußte sich wohl entsetzlich schwer mit dem Styl und der Rechtschrift abkämpfen.

Doch wenn sie nicht schreiben konnte, so verstand er es ja um so besser. Er legt ihr in einem offenen Tagebuche all seine Erlebnisse dar, er schildert die Menschen, mit welchen er verkehrt, und wird durch diese Charakterskizzen ganz von selbst in's volle Fahrwasser der Tagespolitik getrieben. Im Schreiben geht ihm das Licht auf, daß Magdalena doch nur dann recht warm wird für ihn empfinden können, wenn sie mit theilnimmt an seinem eigensten Beruf, und er beschließt, von Paris aus sie ganz sachte einzuweihen in die Geheimnisse der Staatsweisheit.

Da kommt endlich ein Brief; unter Herzklopfen wird er mit zitternder Hand erbrochen. Die Braut entschuldigt sich nicht einmal, daß sie so lange hat warten lassen, sie seufzt nicht über die Trennung, sie sehnt sich nicht nach dem Wiedersehen, sie erzählt von ihren Spazierritten und Stickereien, von ihren Andachtsübungen und von ihrem Mops und wirft diese und ein Dutzend anderer Dinge in leichtester Anmuth durcheinander; auch ist die Schön- und Rechtschrift gar nicht so schlecht, sondern könnte vielmehr trotz mancher reizenden Schnitzer den meisten deutschen Prinzessinnen damaliger Zeit zum Muster dienen. Dem Bräutigam schnürt der Brief vollends das Herz zusammen. Fast sehnt er sich zurück nach dem politischen Widerspruch, womit ihn seine erste Frau so oft geärgert; denn aus heißer Liebe können sich ja zwei Menschen fürchterlich zanken und ärgern, aber so glatt an einander vorbeischlüpfen können sie nicht.

Der Burggraf legt das so eifrig begonnene Tagebuch für Magdalene bei Seite; er weiß selber nicht mehr, was er ihr schreiben soll. Aber er muß sich Luft machen. Darum schildert er seinem Sohne Georg Wolfgang die Macht der französischen Diplomatie und die Tüchtigkeit des französischen Heeres und schließt mit dem Wunsch, Georg möge, wenn der Krieg mit den Generalstaaten zum Ausbruch komme, ein Jahr als Freiwilliger unter Ludwigs Fahnen dienen; denn bei Türenne, Condé und Vauban lerne man jetzt allein die wahre Kriegskunst. Nicht wenige Söhne edler deutscher Häuser hätten schon bei den großen französischen

Marschällen Schule gemacht, und viel Mehrere noch würden sich auch in dem bevorstehenden Kriege wieder zur Ehre eines solchen Dienstes drängen.

Während die Briefe der Braut so furchtbar lange auf sich warten ließen, kam die Antwort des Sohnes äußerst rasch. Sie klang aus einem Tone, den der Burggraf bei dem Jungen nie gehört und schloß mit dem Satze: unter Ludwigs Banner zu dienen, schicke sich doch wohl schlecht für den Sohn eines deutschen Reichsfürsten, und die künftige Mutter habe es ihm in Hachenburg recht klar gemacht, daß es „räsonabler" sey, für als gegen das Vaterland die Waffen zu tragen, und wenn wir auch keine Holländer seyen — habe die Gräfin Magdalene in Hachenburg gesagt — so hätte das deutsche Reich doch den sicheren Mit- und Nachgenuß aller Schläge, welche die Generalstaaten etwa von den Franzosen kriegen würden.

„So machen's die Frauenzimmer und alle anderen Ignoranten!" rief der Burggraf, gewaltig aufgebracht; — „vor dem Kindskopfe Georg predigt Magdalene über Krieg und Frieden wie ein wirklicher Geheimerath, und mir, dem gewiegten Staatsmanne, erzählt sie ihre Kindereien!" Dann aber schrieb er einen Brief an seinen Sohn, in welchem er genau so verfuhr, wie die Franzosen, wenn sie die Holländer schlagen, zugleich aber und mehr noch das deutsche Reich treffen wollen: er las dem Sohne tüchtig den Text über seine unklaren, unreifen Gedanken, dachte aber dabei viel mehr, daß er Magdalenen den Text lese, obgleich er ihrer mit keiner Sylbe erwähnte.

Uebrigens kamen ihm jetzt gewichtige Zweifel, ob seine Braut denn wirklich das politische Kind sey, wofür er sie gehalten. Er entschloß sich rasch zur Probe und schickte ihr das abgebrochene Tagebuch; bei Durchlesung desselben mußte Magdalene hundertfachen Anlaß zu Beifall oder Widerspruch finden, wenn nur ein Funke politischen Geistes in ihr lebte. Die erwartete Antwort blieb wiederum entsetzlich lange ungeschrieben und als sie kam, stand neben allerlei artigen Geschichten nur der richtige Empfang des Tagebuches angezeigt, so trocken, wie ein Kaufmann den Einlauf eines Waarenballens meldet. Der Burggraf war tief beschämt. Seine Person strahlte so bedeutsam beleuchtet aus dem Berichte seiner Pariser Erlebnisse hervor, und die Braut fand keine Sylbe der Bewunderung oder auch nur der Kritik, sie hatte

augenfällig gar kein Verständniß für die politische Rolle, welche ihr Bräutigam in der großen Welt spielte!

Um diese Zeit speiste der Burggraf einmal bei dem Marquis d'Argenson, dem vertrauten Freunde des Ministers Pomponne. Ein auserlesener Kreis durch Stellung und Geist hervorragender Männer war geladen; der liebenswürdige Humor des Wirthes und das Feuer seiner Weine entzündete bald verwandten Humor und verwandtes Feuer in allen Köpfen. Nur der Burggraf blieb auffallend still und trocken. Wenn er so hineinhorchte in die verwirrend rechts und links sich kreuzenden Reden, dann kam ihm diese Gesellschaft so fremd vor und er sich selber so fremd, daß er sich fragen mußte, wer und wo er denn eigentlich sey, und dann fragte er sich wieder, ob er denn wirklich verlobt sey mit Magdalenen, und er dachte, sie könne ihr Wort doch nimmermehr zurücknehmen, da sie ihn ja so gern habe und die Verlobung als ein politisches Ereigniß sogar schon im Reichspostreiter gedruckt zu lesen stehe.

Aus diesen Träumen ward der Burggraf plötzlich geweckt durch eine Bemerkung des Marquis, der mit den Tischnachbaren in Wortspielen und Epigrammen über das in aller Stille aufgelöste englisch-holländische Bündniß spöttelte. „Es gibt Verlöbnisse," sprach er lächelnd zum Burggrafen, „die in aller Form und Feier öffentlich erklärt und in den Pariser Zeitungen wie im Reichspostreiter verkündet sind, Verlöbnisse, die mit allem Scheine vor der Welt aufrecht erhalten werden und dennoch unter der Hand in Nichts zerrinnen; denn das Paar ist zu ungleich, der fürstliche Bräutigam zu alt und ehrwürdig und die republikanische Braut zu jugendlich naiv."

Der Burggraf, dessen Gedanken im Augenblick in Hachenburg und nicht in England und Holland weilten, fuhr auf, verbiß die Lippen und sprach kein Wort, während die Blicke Aller an ihm hafteten. Doch faßte er sich rasch wieder, lenkte das Gespräch in jähem Sprung auf andere Dinge und warf im inneren Unmuthe den Tischgenossen so bittere Worte hin, daß Niemand klug werden konnte aus dem bis dahin so gemessenen deutschen Fürsten.

Der Marquis aber legte sich, als er wieder allein war, den Vorfall folgendergestalt zurecht: „Der Burggraf ist vermuthlich ein geheimer Sendbote des Kaisers Leopold. Der Wiener Hof ist zwar durch den Minister Lobkowitz für Frankreich gewonnen,

allein der Kaiser ist ein politisch unselbständiger und eben darum unberechenbarer Mann. Wie wenn er hinter seines Ministers Rücken wieder schwankend geworden wäre? wenn er nun auch einmal doppeltes Spiel mit Ludwig triebe? Thatsache ist, daß der Burggraf unsern Spott über die aufgelöste Allianz Englands und der Holländer mit still kochendem Zorne angehört und dann mit Seitenhieben des tiefsten Aergers erwidert hat. Das Feuer des Burgunders entlockte ihm diesmal seine wahre Gesinnung, die er sonst so geschickt zu verhüllen weiß. Wie wenn dieses nicht blos die persönliche Gesinnung des Burggrafen, sondern auch seines hohen Auftraggebers gewesen wäre, wenn der Kaiser die Freundschaft Frankreichs zwar im Stillen angenommen hätte und warm hielte, zugleich aber auch im Stillen für die Stärkung Hollands thätig wäre, um je nach Zeit oder Umständen bei dieser oder jener Partei seinen Vortheil zu suchen?"

Der Marquis eilte zu seinem Freunde, dem Minister Pomponne, um ihm die Vermuthungen mitzutheilen. Pomponne fand die Hypothese des Marquis zwar nicht stichhaltig, allein das Schweigen und Grollen des durch den Wein entlarvten Burggrafen gab allerdings zu tieferem Nachdenken Anlaß. „Wie wenn der Graf vielmehr in geheimer Sendung des Kurfürsten von Brandenburg nach Paris gekommen wäre?" rief der Minister und sprang vom Sessel, als gehe ihm ein helles Licht auf. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm war von Kurköln bearbeitet worden zu Gunsten der französischen Angriffspolitik auf Holland doch ohne Erfolg. Man erwartete den Georg Lorenz Crocow als brandenburgischen Abgesandten in Paris, der, wie man wußte, sich von der Sachlage genauer unterrichten und auf Abwendung des drohenden Krieges hinwirken sollte. Konnte aber der Kurfürst von Brandenburg diesmal nicht dieselbe List anwenden, die Ludwig schon so oft gebraucht hatte und jenen Crocow als ostensibeln Bevollmächtigten schicken, welchem der Burggraf mit viel größerem geheimem Vertrauen vorausgegangen war, daß er, als bloser Privatmann beobachtend, dem Crocow erst auf die rechten Wege helfe, je nach Befund aber auch in seiner Maske eine andere Politik vertrete, als jener beglaubigte Sendling öffentlich? Stand doch für den Kurfürsten Vortheil und Nachtheil gleicherweise in Aussicht, mochte sich das Blatt drehen, wie es wollte. Denn als brandenburgischem Territorialherren konnte ihm die Niederlage

der Holländer nur erwünscht seyn, weil die Generalstaaten seinen Cleve'schen und Westfälischen Besitzungen stets gefährliche Nachbarn waren; als Kurfürst des Reiches dagegen mußte er den Sieg der Holländer wünschen, denn ihr Land war ein Vorwerk des Reiches gegen die Franzosen. War es da nicht klug, wenn er zwei Agenten in Paris hatte, den einen für brandenburgische Sonderpolitik, den andern für kurfürstliche Reichspolitik?

So dachte der Minister und beschloß, das Geheimniß des Burggrafen um jeden Preis zu ergründen. Eine persönliche Begegnung wurde — wenn auch etwas mühsam — vermittelt; denn der gemarterte Bräutigam begann nachgerade leutscheu zu werden. Was liegt uns an all den fremden Menschen, die uns suchen, wenn das einzige Wesen, welches wir mit ganzem Herzen gesucht, uns so bequem entbehren kann? Die Pariser Pasteten schmeckten dem Burggrafen nicht mehr, und die Pariser Diplomaten auch nicht; er sehnte sich nach einem Stück deutschen Hausbrodes und nach einem empfundenen Briefe seines deutschen Mädchens. Und dann wußte er, verzweifelnd, wieder nicht, ob er sich überhaupt noch nach diesem Mädchen und nach irgend etwas in der Welt sehnen solle. Wäre Magdalene seine erste Liebe gewesen, und er selbst erst dreiundzwanzig Jahre alt, so würde er seine fünf Sinne beisammen behalten und Kälte mit Kälte vergolten haben, allein da sie seine letzte Liebe seyn sollte, so war es natürlich, daß der achtundvierzigjährige Wittwer ganz und gar den Kopf verlor.

Arg zerstreut empfing er den Minister. Dieser zog, um sich recht verbindlich einzuführen, eine eben eingelaufene Depesche aus der Tasche und versicherte, daß der Burggraf der erste Mensch in Paris sey, welcher die ganz warme Neuigkeit erfahre: der schwedische Reichsrath hatte die alte Allianz mit Frankreich wieder erneuert. Der Burggraf aber sah die Depesche so gleichgültig an, als ob es der Wäschezettel seines Bedienten sey. Zum Teufel, dachte er, mit aller Korrespondenz, wenn es nicht gute Briefe von Hachenburg sind!

Pomponne staunte. Dieser Fremde, sprach er zu sich selbst, muß die trefflichsten Kundschafter besitzen; er hat das längst gewußt, womit ich ihn überraschen wollte.

Als der Minister darnach die Rede auf den Kurfürsten von Brandenburg lenkte, gab der Burggraf recht verkehrte Antworten,

halb aus Zerstreuung, halb aus Aerger; denn das Gespräch begann ihn bereits grausam zu langweilen. Aber gerade weil die Antworten so verkehrt waren, hielt sie der Minister für ganz besonders treffend: bald glaubte er nämlich, daß ihn der verkappte Sendling absichtlich auf falsche Fährten leite, bald, daß er noch eine ganz andere kurbrandenburgische Politik in der Tasche habe als die dem Minister amtlich bekannte.

Pomponne zitterte dann aber inwendig vor Aerger, daß aus dem Burggrafen durchaus nichts weiteres herauszubringen war. Allein je mehr er inwendig sich ärgerte, um so artiger ward er auswendig. Er stellte dem Burggrafen alle seine Dienste zur Verfügung, er forschte höchst theilnehmend, was und wen derselbe in der Hauptstadt bereits gesehen habe und noch sehen möge und hoffte durch das unverfänglichste Examen von der Welt solchergestalt doch irgend ein mittelbares Geständniß zu entlocken. Er ließ sich's dabei recht sauer werden. Aber da das französische Kabinet zur selbigen Zeit eine ganze Schaar mit schweren Beuteln Goldes und noch vollwichtigeren Wechselbriefen ausgestatteter Sendlinge an große und kleine deutsche Höfe geschickt hatte, um Potentaten und Minister von allerlei Größe in Ludwigs Netze einzufangen, so schien es doch ein billiger Handel, hier blos Worte zu verschwenden statt klingender Münze.

Bei jenem Examen voller Fallen und Fußangeln gestand denn auch der Burggraf ganz arglos seinen lebhaften Wunsch, den großen König Ludwig einmal von Angesicht zu sehen, obgleich er sich's aus nahe liegenden Gründen versagen müsse, in aller Form seine Aufwartung zu machen. Der Minister horchte auf. Gewöhnt, mit Hintergedanken zu reden, suchte er sie auch in diesem einfachen Wunsche. Frankreich selber hatte erst vor wenigen Jahren zum Staunen der diplomatischen Welt das Beispiel gegeben, wie man durch ein ganz unvorbereitetes Gespräch unter vier Augen in den wichtigsten Staatshändeln plötzlich das Eis brechen könne, welches nach herkömmlichem Geschäftsgange in Jahr und Tag nicht zu schmelzen gewesen wäre. Der französische Gesandte in Wien, Ritter Gremonville, war am Sylvesterabend 1667 zu Fuß und allein, in einen großen Mantel gehüllt, beim ersten Minister des Kaisers eingetreten und hatte demselben so glatt vom Zaune weg die Vorschläge Ludwigs über die Theilung der spanischen Monarchie vorgelegt. Konnte ein gefürsteter Burggraf sich nicht

in denselben Mantel der Formlosigkeit hüllen und dem Könige in drei Worten die brandenburgischen Pläne klarer entwickeln — absichtlich oder absichtslos — als es der breiteste Notenwechsel vermocht hätte?

Der Minister stellte dem Burggrafen ein zufälliges Zusammentreffen mit dem Könige in Aussicht; der Burggraf nahm das Anerbieten äußerst lebhaft an, seine gleichgültige Miene war wie weggeblasen. Er legte sichtbar großes Gewicht auf den Vorschlag solch einer improvisirten Unterredung.

Pomponne hatte eine schlaflose Nacht über dem kühnen Plane und spann ihn so lange im Geiste weiter, bis er sich in den festen Glauben eingesponnen hatte, die Zwiesprach des Burggrafen mit dem Könige müsse ein überraschendes Geheimniß zu Tage fördern. Er wußte dann auch Ludwigs Neugierde so gründlich zu reizen, daß der sonst so unnahbare Herrscher zugab, der räthselhafte Burggraf dürfe ihm zu einer bestimmten Stunde im Garten von Versailles begegnen, als ein Fremder, der von ungefähr des Weges gekommen sey.

---

## Viertes Kapitel.

Der Minister fuhr mit dem Burggrafen nach Versailles und zeigte ihm den neuen Prachtbau. In einer Allee, wo sich eine besonders lockende Ansicht bietet, verweilen die Beiden längere Zeit; da kreuzt ein einsamer Spaziergänger den Weg: — es ist der König. Er redet den Minister an. Dieser bittet um die Erlaubniß, den Herren Georg Ludwig, des Reiches gefürsteten Burggrafen zu Kirchberg und Herrn zu Farnrode, Sr. Majestät vorstellen zu dürfen, und während der König ein artiges Gespräch mit dem Grafen anknüpft, zieht sich der Minister unvermerkt in den Hintergrund zurück.

Das nennt man in der Hofsprache eine „zufällige Begegnung“: ein Jeder weiß, daß er dem Andern begegnen werde und daß der Andere auch ihm zu begegnen beabsichtigt, Beide aber stellen sich höchst überrascht, daß sie einander begegnet sind.

Keinem gelang jedoch diesmal diese Komödie der Ueberraschung natürlicher als dem Burggrafen; denn da er wieder drei Wochen

lang vergebens auf Hachenburger Briefe gelauert, so dachte er im Augenblicke gar nicht an den allerchristlichsten König, der pünktlich zur Stelle eintraf, sondern an die unchristliche Magdalene, deren Briefe niemals pünktlich eintreffen wollten. Fast zur selben Minute aber gewann er auch wieder seine volle Geistesgegenwart und stand als fertiger Hofmann jenem Musterfürsten höfischen Wesens gegenüber. Seine Haltung war correct, nichts weiter, und zwar wiederum aus dem geheimen Grunde, weil Magdalenens Briefe blos correct waren und nichts weiter. Ich meine, der Burggraf war nun nicht mehr zerstreut, er that nichts Ungeschicktes, wie wenn er bei der Verbeugung über seinen eigenen Degen gestolpert wäre oder mit dem Hut auch die Perücke vom Kopf gezogen hätte, allein es fehlte die geniale Spannkraft, jenes Feuer, welches im Auge glänzt, im Worte schimmert, welches uns den Meister der geselligen Form auch im ceremoniös gefesselten gleichgültigsten Gespräche anziehend erscheinen läßt.

Ludwigs Adlerblick erkannte sofort diesen Mangel: man hatte ihm den deutschen Grafen als einen bezaubernd feinen und geistvollen Menschen geschildert, und vor ihm stand ein gewöhnlicher schnurgerechter Cavalier. Fast unbewußt stimmte darum der König den herzgewinnenden Ton, in welchem er begonnen, ein wenig herab, und da ihm bald der Geduldfaden riß, mit einem gleichgültigen Menschen über gleichgültige Dinge zu reden, so hielt er eine Weile an, als erwarte er eine Eröffnung aus dem Munde des Burggrafen.

Dieser aber harrte gleichfalls schweigend. So sprach denn Ludwig zuletzt in kaum merklich heftigem, aber raschem, halblautem Tone: „Zur Sache, Herr Burggraf! Was habt Ihr mir mitzutheilen?"

Der Angeredete schaute fragend auf, sich betroffen besinnend.

„Ihr kommt von Berlin?" fuhr der König drängend fort.

Der Burggraf sammelte sich und erwiderte mit großer Ruhe auf die hastig herausgestoßene Frage: „Sire! ich habe Berlin niemals gesehen und kam vor Monaten von Hachenburg und Farnrode."

Ludwig lächelte verächtlich über die beiden obscuren Namen, von denen er den ersten nicht nachsprechen konnte und den andern heute zum erstenmale hörte. „Aber Ihr seyd ein Freund des Kurfürsten von Brandenburg? Ihr habt Briefe von ihm?"

„Hier waltet ein Irrthum, Sire!“ entgegnete der Burggraf gemessen. „Der Kurfürst von Brandenburg hat mich nie mit seiner Freundschaft oder mit Briefen beehrt.“

„Aber was sucht Ihr denn hier? Was bringt Ihr uns? Was habt Ihr uns unter vier Augen zu melden?“ fragte Ludwig, in steigender Ungeduld die Situation vergessend.

„Sire! Wir sind uns zufällig begegnet!“ erwiderte der Burggraf, kalt und nachdrucksvoll.

Mit diesem kurzen Worte war der König geschlagen; er stand da wie ein Fechter, der im unruhigen Ausfallen sich zu decken vergessen hat, der Klinge des Gegners preisgegeben.

Der Burggraf aber fand jetzt völlig sich selbst wieder, und als ob keine Magdalene und keine ungeschriebenen Briefe auf der Welt seyen, sprach er stolz und fest: „Hätte ich eine Botschaft an Ew. Majestät, so könnte ich sie meinem Range gemäß nur in förmlicher Audienz mittheilen. Ein deutscher Reichsfürst gibt sich nicht zum verkappten Zwischenträger her. Ich weile in Niemandes Auftrage zu Paris, sondern lediglich als ein unabhängiger Privatmann, dem es allerdings zum belehrenden Genusse gereicht, das glorreiche Walten Ew. Majestät aus solch unmittelbarer Nähe schauen und bewundern zu können.“

Jetzt wußte Ludwig genug: diese Worte sprachen reine Wahrheit, er hatte es mit keiner Maske zu thun. Er warf einen bitterbösen Blick rückwärts, aber Pomponne war verschwunden. Pomponne hatte sich getäuscht — das erkannte der König auf der Stelle — und wie beschämend für den erhabenen Herrscher würde diese Scene geendet haben, wenn er eben so unvorsichtig vorgegangen wäre wie sein Minister! Die kleinen deutschen Reichsfürsten achtete Ludwig ohnehin gering und hätschelte sie nur, wenn er sie brauchen konnte: er hätte diesen Burggrafen zertreten mögen, um deßwillen er sich für nichts und wieder nichts zu dieser Begegnung herabgelassen hatte.

Der Burggraf hingegen beobachtete während der langen Pause peinlichen Schweigens gleichfalls gar wohl, welche innere Aufregung hinter den würdevoll kalten Zügen des Königs spielte, er vergaß im Augenblicke seine Magdalene ganz und gar und war also auch wieder ganz der scharfblickende Weltmann, welcher er vor dieser unseligen Pariser Reise immer gewesen. Wie eine erleuchtende Ohrfeige fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf, daß

der König ihm wahrlich doch nicht darum in der Allee entgegen gegangen sey, damit der Burggraf von Kirchberg Ludwig den Vierzehnten und Ludwig den Burggrafen von vorn und hinten ansehen und Einer mit dem Andern vom Wetter sprechen könne. Er zitterte vor Scham über seine eitle Einbildung und vor noch größerer Scham darüber, daß man ihm augenfällig eine Rolle zugetraut, über welche er sich nach seiner sittlichen und gesellschaftlichen Würde hoch erhaben fühlte.

Ludwig XIV. war aber nicht blos der durchtriebene Despot neuen Styles, er war zugleich der letzte Ritter aus einer vergangenen Zeit. Als Ritter deckte er darum jetzt die Blöße, welche sich der lauernde Despot gegeben. „Wir sind uns zufällig begegnet, Herr Burggraf!" wiederholte er mit gesteigertem Nachdruck und ironischem Lächeln, „und was ich gesucht bei diesem erwarteten Zufalle, das habe ich gefunden. Es war mir ein Räthsel, wodurch Ihr, ein bereits von der Anekdote und Sage der Gesellschaft reich verherrlichter Held, meinen Hof seit Wochen in Entzücken, mein Kabinet in Zweifel und Verwirrung setzen konntet. Ich habe es jetzt gelöst: weil Ihr ein so vollkommener Edelmann seyd und doch zugleich noch mehr als dies, ein so vollkommener Mann! Andere verblenden durch die Lüge ihrer Natur, Ihr habt durch die Wahrheit Euerer Natur meine Leute verblendet. Wir sind uns heute zufällig begegnet: doppelt wünsche ich nun, Euch an meinem Hofe öffentlich empfangen zu können."

Mit diesen Worten entfernte sich der König.

Der Burggraf hätte sich geschmeichelt gefühlt, wäre er nicht zu verblüfft darüber gewesen, daß der König so schön und ritterlich zu lügen verstand. Dem Minister ging er aus dem Wege und fuhr in einer Miethkutsche zur Stadt zurück.

Pomponne aber hatte keinen guten Tag nach dieser „zufälligen Begegnung;" er mußte den ganzen Zorn des getäuschten Fürsten auf seinen Rücken nehmen und war herzlich froh, daß sich der deutsche Graf auf französisch empfohlen hatte. Im Grunde aber war es schwer zu entscheiden, wer sich an diesem Tage am tiefsten beschämt gefühlt und über sich und die Andern geärgert habe, ob der König, oder der Burggraf, oder der Minister.

Zur klarsten Selbsterkenntniß gelangte freilich unser Burggraf. Mit Schrecken gingen ihm die Augen auf über die klägliche und zweideutige Rolle, welche er unbewußt bisher in Paris

gespielt. Allein wie es menschlicherweise zu gehen pflegt: auf die beiden Hauptunheilstifter, auf Magdalene und sich selbst warf er den kleineren Zorn, den größten dagegen auf die Franzosen, ihren König und Premierminister an der Spitze. Denn am unleidlichsten sind uns immer diejenigen Leute, vor welchen wir uns schämen müssen.

Pomponne befand sich aber in gleicher Lage angesichts des Burggrafen, und also war es kein Wunder, daß er nunmehr den räthselhaften Fremden als einen ungeschickten, verdächtigen, dem Könige mißliebigen Menschen in den Hofkreisen darzustellen wußte, was um so leichter gelang, da der König trotz seiner ritterlichen Einladung keine weitere Notiz von dem Burggrafen nahm, wie auch der Burggraf vom Könige: Beide wiederum aus dem gleichen menschlichen Grunde der gegenseitigen Beschämung.

So sah sich der Burggraf mit einemmale auf's Trockne gesetzt, von seinen früheren Freunden und Schmeichlern verlassen, und wo er ihnen ja begegnete, da war er selber so kurz angebunden, daß Keiner mit ihm etwas länger anzubinden sich verpflichtet fand. Ganz Paris und Frankreich war dem Burggrafen versalzen, und er wäre am liebsten gleich nach Hachenburg zurückgereist, um sofort zu erfahren, ob seine Rolle als Bräutigam nicht ein gleich beschämendes Ende nehmen müsse wie seine Rolle als beobachtender Politiker. Allein andererseits schämte er sich auch, so gar geschwind wieder heimzukommen und den wahren Grund der verfrühten Heimkehr zu bekennen. Und also blieb er grollend vor der Hand noch wo er war.

Da berichtete ihm eines Tages sein Bedienter, er habe Verdacht, daß die Hachenburger Briefe des gnädigen Herrn einen Mitleser an der Pariser Polizei gefunden hätten. Der Burggraf begehrte die Gründe dieses Verdachtes, der Bediente aber wollte nicht weiter heraus mit der Sprache; denn er fürchtete Prügel zu bekommen für seine Gründe. Als ihm jedoch sein Herr versicherte, daß er durchaus nicht böse werden, ja ihm einen Louisd'or schenken wolle, wenn er Alles frischweg, lückenlos und wahrheitsgetreu erzähle, so begann der Diener:

„Ich komme an freien Abenden öfters mit andern Bedienten von Distinction zusammen; ein Lakai des Polizeiministers, ein Kutscher Pomponne's, ein Küchenjunge des Erzbischofs, ja sogar ein königlicher Frottirer sind mit von der Gesellschaft. Diese Leute

reden von Ew. gräflichen Gnaden, als ob Sie geradezu vom Könige verungnadet seyen und als sage Ihnen der Hof nur noch mit dem Rücken guten Tag. Meine Widerrede hilft nichts; der Küchenjunge schlug mich mit Thatsachen, wofür ich ihm aber eine Ohrfeige gab, welches auch eine Thatsache ist. Ueber den letzten Grund der Ungnade herrschten anfangs getheilte Stimmen. Der Lakai des Polizeiministers jedoch hat zuletzt den Hergang so klar gelegt, daß die ganze Gesellschaft überzeugt war, sogar der Frottirer, der den Boden wichst, über welchen die Füße Sr. allerchristlichsten Majestät schreiten, daher er immer Alles am besten wissen will. Es ist die Liebe, sagte der Lakai, die den Burggrafen gestürzt hat. So ein Deutscher, sagte er, liebt nämlich ganz anders wie ein Franzose; ist er verliebt, so ist er's überall, im Essen und Trinken, in Rock und Kamisol, ja sogar in der Politik. Ein Franzose dagegen ist blos verliebt bei seinem Mädchen, bei allen andern Dingen merkt ihm kein Mensch weiter die Liebe an. Nun hat der Burggraf eine Braut im Reich, die ihm mitunter einen Brief schreibt, er selbst aber schreibt ihr sechse für einen. Das mag auch so deutsche Art seyn. Die Liebe zu dieser Braut aber ist ihm in die Politik hineingewachsen und das bewirkte seinen Fall. Die Familie der Braut nämlich liegt in einem alten Rechtsstreite mit Kurköln und mein Herr sagt darum, das Mädchen sey eine persönlich ebenso anmuthige als lehensrechtlich interessante Partie. Folgerecht haßt dann weiter die Braut den Kurfürsten von Köln, Sr. Majestät getreuesten Alliirten, und wiederum folgerecht conspirirt der Bräutigam gegen den Kölner, erforscht dessen geheime Schliche und verräth sie in den dicken Briefen nach Hachenburg an die Gegner des Königs und des Kölners im Reiche. Wäre der Burggraf der Politik des Vortheils gefolgt wie ein Franzose, statt der Politik der Liebe wie ein Deutscher, so hätte er in Paris Gold und Macht gewonnen, daß er zehn alte Prozesse am Reichskammergericht hätte auskaufen können. Nun aber haben ihn die Hachenburger Briefe gestürzt, und der König zeigte ihm im Garten zu Versailles eine Visitenkarte, die sah aus wie ein Verhaftsbefehl. So sprach der Lakai des Polizeiministers."

Der Burggraf bemerkte dem Bedienten, er habe ihm nun für einen Louisd'or Grobheiten genug gesagt, gab ihm das Gold und befahl, ohne Verzug die Koffer zu packen.

Nicht daß er vor der Pariser Polizei geflohen wäre, weil sie so genau gezählt hatte, wie viel Briefe er nach Hachenburg schrieb und wie wenige er von dort empfing: er floh vielmehr vor der Abendgesellschaft distinguirter Bedienten. Denn im Nachplaudern und Nachäffen der Gespräche, welche diese Gesellen bei ihren Herren erlauscht, trat ihm eine so vernichtende Parodie des Klatsches und des Intriguenspieles der französischen Hofkreise entgegen, daß er nun erst, wo er seine Person in dieses Zerrbild verwebt sah, klar erkannte, welch eine häßliche Fratze jene feine Gesellschaft auch bereits im Urbilde sey. Es war ihm geradezu ein Ideal seines bisherigen Lebens vernichtet.

Dazu kam noch etwas Anderes: die Beweisführung des Lakaien hatte ihn tief getroffen. Sie war ja an sich ganz falsch; denn die Familieninteressen der Braut dienten ihm keineswegs zur politischen Richtschnur. Aber der Vordersatz war impertinent richtig: wenn ein Deutscher einmal verliebt ist, so ist er's gleich überall. Die Liebe hatte ihn blind und stumpf gemacht für alle Menschen und Dinge, welche ihn umgaben; er ahnte, daß er als Staatsmann nicht wieder sehend würde, bevor er nicht von Grund aus erforscht, wie es um seine Liebe stehe, und nicht durch die Briefe, welche er geschrieben, wie die französischen Späher meinten, sondern durch die ungeschriebenen Briefe seiner Braut war er bei den Pariser Höflingen in Acht und Bann gerathen.

Darum ließ er jetzt so geschwind die Koffer packen und eilte zur Heimath, beschämt, erzürnt, athemlos gespannt in bangester Erwartung.

---

## Fünftes Kapitel.

Der Weg von Paris nach Hachenburg war damals noch weit, also hatte der Burggraf Zeit genug, nachzudenken, wie er seine Braut begrüßen und wie er's erproben solle, ob sie denn wirklich noch seine Braut sey, — nicht blos vor Zeugen und laut dem Artikel des Reichspostreiters, sondern auch im Herzen ihm verlobt. Da er aber in der letzten Zeit seines Pariser Aufenthaltes wieder völlig zu Verstand gekommen war, so fand er leicht das rechte Gesicht und den rechten Ton, womit er Magdalenen frei und sicher gegenübertrat.

Unangemeldet, dabei so ruhig und unbefangen als komme er von einem kleinen Spaziergange, stand er eines Abends im Hachenburger Schloßgarten vor der Braut und ihrer Mutter, die dort in einer Laube beisammen saßen. Er grüßte recht artig, und Mutter und Tochter hätten den Willkomm, welchen sie erhielten, miteinander auswechseln können, so hätte eine Jede nachher eben so viel gehabt als vorher.

Magdalene war überrascht, erschreckt, erfreut, sie zitterte, ward roth, ihr Auge glänzte und schwamm, es war, als ob sie sich entsetze beim Anblick des aus dem Boden gewachsenen Bräutigams und als falle ihr doch zugleich auch wieder ein rechter Stein vom Herzen.

Der Burggraf machte keine Umstände, nahm Platz bei den Frauen und begann zu erzählen wie Einer, der eine große Reise gethan, von sich und seinen Erlebnissen. Er erklärte kurzweg, daß er so früh wiederkomme, weil es ihm in Paris gar nicht mehr gefalle, schilderte den Wirrwarr der politischen Intriguen, in welchem für einen ehrlichen deutschen Burggrafen gar kein schicklicher Platz mehr sey und gab ein ergötzliches Bild seiner zufälligen Begegnung mit dem Könige, der den großen König so trefflich spiele, daß man fast glauben könne, er sey es wirklich.

Das Alles aber berichtete er so fein, durchdacht und gegenständlich, als ob er's in einem Abendzirkel von geistreichen Damen und Herren vortrage, denen er sich selbst als der geistreichste zu zeigen beflissen sey. Magdalene, die mit Aug' und Ohr an dem Erzähler hing, mußte sich wiederholt besinnen, der geistvolle Herr sey ja ihr Bräutigam, den sie kaum nach langer Trennung wieder begrüßt; sie aber glühte innerlich und im Gesichte wie im Fieber bei den schönen kühlen Worten, ihre Hände waren eiskalt, und die Thränen liefen ihr mitunter aus den Wimpern, obgleich da doch eigentlich gar nichts zu weinen, sondern viel mehr zu lachen gewesen wäre; denn der Burggraf sparte auch den Humor nicht und den Spott gegen sich und Andere, was man an dem würdevoll gesetzten Herren sonst kaum gewohnt war.

Kurzum, die Rollen schienen stracks vertauscht; die frühere Liebesgluth des Bräutigams war in die Braut, die frühere Kühle der Braut in den Bräutigam gefahren.

Als aber der Burggraf mit so ätzender Kritik den französischen König und das Getreibe seines Hofes und Kabinettes dargestellt,

konnte sich Magdalene nicht zurückhalten und drückte ihm warm die Hand, und als er geendet, fiel sie ihm weinend um den Hals, und der Mann hätte von Stein seyn müssen, wenn er jetzt nicht sein diplomatisches Gesicht vergessen und feuchten Auges gefragt hätte, warum sie denn in solchen Sturm der Empfindung ausbreche?

„Ich kann es ja nicht sagen!" rief Magdalene. „Es sind die vielen ungesprochenen Worte, die vielen ungeschriebenen Briefe, die sich jetzt alle mit Gewalt hervordrängen. Gottlob, daß du mir heute die Sprache zurückgegeben hast; jetzt kann ich wieder reden und schreiben so viel du nur willst."

Und nachdem sie etwas ruhiger geworden, erzählte dann Magdalene, wie sie ihn allezeit gleich warm und treu geliebt, aber sie habe in einem Starrkrampfe des Gemüthes gelegen, daß sie kein Zeichen ihres innersten Lebens habe von sich geben können. Das mache die leidige Politik. „Ich verstehe nichts von Staatshändeln," fuhr sie fort, „und muß schweigen, wo du von solchen Dingen redest. Aber ich fühle doch wenigstens die Schmach, welche unserm Lande droht und die Ehren, welche es gewinnen könnte. Mir schauderte vor deiner Bewunderung des Franzosenkönigs, und doch fürchtete ich mich, dir's zu sagen. Ich schwieg von aller Politik, wo ich im Wortgefechte doch sofort von dir geschlagen worden wäre. Als du aber vollends nach Paris gehen wolltest, da war es mir, als eiltest du in einen offenen Abgrund. Ich hätte dich zurückhalten mögen und konnte doch nicht; ich wußte, daß Widerspruch dich nur um so starrköpfiger machen würde. Ich war hülflos. Ich hätte dir Paris entleiden mögen, als sey es Sodom und Gomorrha. Da dachte ich: liebt er mich so heiß, wie ich dessen gewiß bin, so muß ihm dieses Paris in den Tod zuwider werden, wenn es ihn von mir und meiner Liebe trennt. Er hält es nicht lange aus unter den Franzosen, wofern ich nicht täglich in meinen Briefen bei ihm bin; der blaue Himmel wird ihm grau erscheinen und die bezauberndsten Männer und Frauen langweilig und der gewaltige König Ludwig selbst ein ganz gewöhnlicher schwacher Mensch, wenn er nur aschgraue, langweilige und gewöhnliche Briefe von Hachenburg erhält. Das war wohl recht anmaßlich gedacht, allein ich wußte ja, daß es auch mir im gleichen Falle gerade so ergangen sey.

Oft fragte ich mich auch, ob ich da nicht ein durchdachtes

Spiel treibe, unwürdig einer Braut? Allein dann sagte mir mein Gewissen, dieses Spiel sey Wahrheit, und wenn ich dir fort und fort Liebe vorgeschwärmt hätte, so sey dies vielmehr ein Spiel gewesen. Ich tröstete mich, daß ich die ungeschriebenen Briefe schon zur rechten Zeit nachsenden würde: jetzt sollst du sie alle haben! Ich setzte das Glück meines Lebens ein: dieser höchste Einsatz zeigt, daß das Spiel mehr als Spiel war. Jetzt wirst du meine Verzweiflung begreifen, ob meine Briefe auch in stichhaltiger Rechtschrift abgefaßt seyen: ich dachte dabei ja nicht an die geschriebenen, sondern an die ungeschriebenen Briefe!

Mit Georg Wolfgang konnte ich über Krieg und Frieden reden, wie mir um's Herz war; denn der Jüngling erfaßte die Politik mit dem Herzen, ganz wie unsereines. Nicht weil der Feind unsers Hauses mit dem Franzosen geht, bin ich dem Franzosen feind, sondern weil des Franzosenkönigs Treiben meiner mädchenhaften Empfindung unrein däucht und verderblich für's deutsche Reich. Ich kann das nicht näher erklären, so wenig, als warum ich Ludwigs jungem Gegner zujauchze, dem Prinzen Wilhelm von Oranien. Die kunstreich verstrickten Querzüge von Ludwigs Politik versteht ein Mädchen nicht. Aber wenn Wilhelm, verlassen von allen Verbündeten, erklärt, er werde, wann er den letzten Fuß seines Landes gegen Ludwig vergebens vertheidigt habe, mit dem Volk sich auf die Schiffe werfen, um jenseit des Weltmeers in einem neuen Amsterdam, einem neuen Holland, einer neuen Freistatt der Freiheit frei noch leben und sterben zu können, so versteht das auch ein Mädchen, und doppelt wird die deutsche Fürstentochter solche Worte eines deutschen Prinzen heilig halten!"

Dies war der erste der ungeschriebenen Briefe, welchen Magdalene ihrem Bräutigam mittheilte.

Glückselig, daß er seine Braut wiedergewonnen, die er schon fast verloren geglaubt, drückte dieser die begeisterte Jungfrau an sein Herz. Wie ein Blitz durchzuckte ihn aber zugleich die Ahnung, daß es eine Staatsweisheit gebe, die nicht blos aus dem Verstande, sondern auch aus der Begeisterung des Herzens geboren werde, geweihet von der Liebe zum Vaterlande, welche Frauen und Jünglinge wohl gewaltiger empfinden möchten, als der gewiegteste Diplomat. Er a h n t e es im Rausch dieser Liebesstunde; denn dem nüchternen Geiste seiner Zeit und Schule lagen solche

Gedanken noch zu fern, als daß er sie anders denn eine Weissagung hätte ahnen können. Von einer so schönen Prophetin aber wie Magdalene läßt man sich gerne weissagen, und während die wohlgemeinten Predigten der verständigen ersten Frau den Burggrafen nur starrer gemacht im Widerspruch, weckten und nährten die ungeschriebenen Briefe dieses „politischen Kindes" dauernd seinen deutschen Geist.

Es verdient wohl der Vergessenheit entrissen zu werden, daß in einer Zeit, wo verderbte Frauen so viel Unheil in der Politik stifteten, jene edle Erbgräfin von Sayn so tapfer für eine patriotische Politik gekämpft hat, und zwar mit der schärfsten Waffe eines liebenswürdigen Weibes: — indem sie unter Schmerzen zu schweigen wußte.

# Demophoon von Vogel.

(1863.)

---

## Erstes Kapitel.

Wer die rechte Stimmung nicht findet, der kann keine gute Oper schreiben, und wer keine gute Oper schreiben kann, der schreibt am besten gar keine.

So dachte Friedrich Vogel, ein tüchtiger Tonsetzer der Gluckischen Schule. Aber er wollte und mußte jetzt eine Oper schreiben; darum rang er vor Allem nach Stimmung.

Das Glück war ihm wie im Traume in den Schooß gefallen; denn wenn ein junger deutscher Musiker vor achtzig Jahren eine Oper für die Pariser Bühne setzen durfte, so war dies doch wohl ein traumhaftes Glück. Friedrich Vogel hatte sich in Paris eine glänzende Stellung als Musiklehrer geschaffen, wobei ihm allerdings die Fürsprache seines Vetters, des berühmten Johann Christoph Vogel, und des noch viel berühmteren Vorbildes Beider, des Ritters Gluck, bedeutend unter die Arme griff. Kleinere dramatische Sätze Friedrichs wetteiferten in der Gunst der Kenner mit den Werken Johann Christophs, ja man verwechselte oft die neuesten Schöpfungen der zwei Vogel, so nahe verwandt auch in Form und Geist ihrer Musik waren die Vettern. Aber Friedrich war ein unruhiger Geselle; als er sich eben recht festgesetzt hatte in Paris, trieb es ihn wieder fort. Er ging nach Wien. Dort erhielt er brieflich den Antrag eines Pariser Theaterdirektors zur Composition der Oper „Demophoon." Anfangs glaubte er, der Mann habe wieder die Vettern verwechselt und meine eigentlich den gefeierten Johann Christoph Vogel; doch dem war nicht also: er meinte wirklich den Friedrich. Der Antrag war zwar in der

That ursprünglich dem Johann Christoph zugedacht gewesen; da dieser aber bereits an seiner „Medea" arbeitete, die nachgehends so glänzenden Erfolg und ihrem Schöpfer einen kunstgeschichtlichen Namen gewinnen sollte, so hatte er abgelehnt und den Vetter warm empfohlen. Friedrich nahm nun die Arbeit dankbar an; denn die Bedingungen konnten nicht günstiger seyn. Für die Vollendung war Jahresfrist bestimmt gefordert.

Mit wüthendem Eifer stürzte er sich sogleich kopfüber in den vollen Strom des Schaffens und entwarf zuerst, getreu dem Vorbilde Glucks, das ganze Werk groß und frei im Geiste, bevor er irgend an's Niederschreiben ging. Er schwelgte in dieser Seligkeit des ersten Wurfes und hatte Stimmung genug und übergenug. Kaum drei Wochen waren vergangen, und schon wallten alle die Gestalten und Scenen des Drama's, musikalisch fest durchgebildet, vor dem inneren Auge und Ohre vorüber. Jetzt mußte er nur noch Alles niederschreiben. Aber dieses „Nur" ist ein furchtbar tückisches Wort! Mit Schrecken entdeckte Vogel, daß es zweierlei Stimmung gibt: Stimmung zum Erfinden und Stimmung zum Schreiben, und daß Leute, die in der Phantasie am leichtesten arbeiten, auf dem Papiere entsetzlich mühevoll einherkeuchen, und daß umgekehrt Männer, bei welchen die schaffende Kraft des Geistes im Schneckengange schleicht, oft wahre Schnellläufer auf dem Papiere sind.

Der Rausch des Erfindens verflog: die Noten trockneten ihm in der Feder ein. Wochen vergingen; die Partitur wollte schlechterdings nicht wachsen, und doch hatte er die ganze Oper fertig im Kopfe! Er mußte sich wohl in einen neuen Rausch stürzen, um den alten wiederzugewinnen. Also suchte er seine Freunde auf, Geselligkeit, heitere Anregung beim Glase Wein und bei weindurchleuchteter Rede. Aus Arbeitslust hatte er in der letzten Zeit die Freunde geflohen; jetzt rettete er sich zu ihnen, um in ihrem Kreise Arbeitslust zu finden. Er redete mit Kunstgenossen über das Werk, er phantasirte ihnen einzelne Motive, ganze Arien, ganze Scenen am Klaviere vor und sang dazu mit herzbrechender Componistenstimme. Man fand die Proben überaus köstlich, bewunderte und ermunterte, und wenn Vogel so am Klaviere saß, die Freunde zur Rechten, das Weinglas zur Linken, dann war Alles wieder fertig, er wußte genau, was und wie er schreiben müsse, er konnte gar nicht erwarten, bis er wieder allein war bei

Feder, Dinte und Papier. War er aber dann wirklich allein, so konnte er erst recht keine Note schreiben; er hatte sich ja ausgesprochen, ausgespielt, ausgesungen; wozu noch Weiteres? Er war so satt, daß ihn seine eigene Musik anwiderte.

Die Partitur machte keine Fortschritte; nur seine Virtuosität im Trinken schritt bedeutend fort, und Vogel war von Hause aus doch gar kein Trinker. Er that dem Dinge Einhalt, denn er erkannte klar, daß auf diesem Wege die verhexte Stimmung nicht zu haschen sey. Also zog er sich wieder in die einsame Zelle zurück.

Arglos kam ein und der andere Freund zum Besuche, natürlich immer in dem Augenblick, wo sich eben etwas Stimmung zum Schreiben ansetzen wollte. Vogel runzelte die Stirn, rollte die Augen, war barsch, kalt, ungeduldig, so daß der Besuchende froh war, wenn er die Thüre nur glücklich wieder im Rücken hatte. Wenige kamen zum zweitenmale wieder. Der unselige Stimmungsjäger aber klagte fort und fort, daß er überlaufen werde, und zuletzt blieben Alle weg. Jetzt konnte er ungestört grübeln über das Geheimniß der Stimmung. Allein es geht hier wie mit dem Schlafe: wer nachdenkt, wie man einschläft, der schläft gewiß nicht ein. Und schon nach wenigen Tagen klagte Vogel, daß er in Selbstquälerei verkomme, daß ihm alle Anregung fehle, daß seine Freunde ihn allein ließen. „Wenn ich leben muß wie ein Eremit," sprach er, „gemieden von den treulosen Gesellen, wie soll ich da die Stimmung zu der Oper finden?"

Doch zum Glücke war die Frist noch lang, ein Jahr hat viele Wochen; er konnte noch eine gute Weile die Stimmung abwarten. „Aber gerade das ferne Ziel lähmt meinen Eifer," dachte er. „Ist nicht jeder Künstler wie ein Schulknabe, der am besten arbeitet, wenn's ihm auf dem Nagel brennt?" Da kam ein Brief seines Vetters aus Paris, der fragte an, wie weit denn die Oper vorgeschritten sey? Vogel erschrak; er sah in den Kalender: es war doch schon eine schöne Zeit verlaufen. „Man mahnt mich," rief er aus, „man will mich drängen, und obendrein thut dies der Vetter, der doch selbst ein Künstler ist und unglaublich langsam componirt. Er sollte doch wissen, daß man gemahnt, gehetzt, aus aller guten Laune kommt, daß man angesichts der Uhr und des Kalenders nur tagelöhnern, nicht aber dichten und schaffen kann!"

Hätte Vogel doch nur um's Geld schreiben müssen: er würde vielleicht trotz dem Fluge der Gedanken auch auf einen festen Stuhl zum Schreiben gekommen seyn. Allein sein Vater war ein reicher Nürnberger gewesen, und der genügsame Künstler bedurfte des Ehrensoldes für die Oper kaum. Er jammerte, daß er kein armer Teufel sey; er hätte dann wohl Ruhe genug gefunden, die Feder geduldig über die fünf Notenlinien laufen zu lassen.

Doch vielleicht lag der Quell des Uebels ganz wo anders. Vogel war verlobt mit einer italienischen Sängerin und sah im Lauf des Jahres der Hochzeit entgegen. Wie mag auch ein Bräutigam eine vielstimmige dicke Partitur mit Notenköpfen ausmalen! Harrend, sehnend, hoffend, bald im hellen Jubel, bald in weicher Schwärmerei konnte er da wohl seine Gedanken kühn durch die Saiten brausen lassen, aber das Schreiben ward dem unglückseligen Glücklichen in dem Maße unmöglicher, je näher der Hochzeitstag rückte. Er kannte zwar einen Kunstgenossen, der sogar am Hochzeitmorgen einen vierstimmigen Krebskanon auf den Text „Amen" erfunden und in den zierlichsten Noten niedergeschrieben hatte, allein solch ein Fugenreiter war Friedrich Vogel nicht: ihm mußten die Töne aus dem Herzen quellen, oder er blieb überhaupt stumm.

„Ich muß diese Sturmtage vor dem Lenze vorüberziehen lassen," dachte er: „erst heirathen und dann componiren, das ist die rechte Reihenfolge." Und gewiß, wann mögen wir eine gesegnetere Zeit zum künstlerischen Schaffen finden als im Beginn der Ehe, wo wir schwärmen und dennoch befriedigt sind, angeregt und beruhigt zugleich, wo ein neues Leben uns erblüht, welches aber auch Maß und Ziel und Abschluß sicher in sich birgt: da läßt sich phantasiren und niederschreiben, erfinden und ausführen, eines so gut wie das andere.

So dachte der Künstler vor der Hochzeit. Allein nach der Hochzeit dachte er seltsamerweise wieder ganz anders. Das Notenpapier blieb in der Ecke liegen; er ging ihm aus dem Wege, denn die rastrirten Blätter schauten ihn an wie das böse Gewissen. „Soll ich die schönsten Tage des Lebens nicht voll und rein genießen?" fragte er sich; „es hat noch Zeit mit dem Schreiben, Alles der Reihe nach: erst die Flitterwochen und dann die Oper."

Die junge Frau sang wunderschön und berauschte alle Hörer und ihren Mann natürlich noch weit mehr als die Uebrigen. Wie

herrlich mußten erst die Arien der neuen Oper Demophoon von ihren Lippen tönen; aber freilich, sie mußten geschrieben seyn, bevor sie gesungen werden konnten. Mit wahrem Heldenmuthe zwang sich der Gatte zur Niederschrift und er würde auch sicher eine ganze Arie binnen vierundzwanzig Stunden niedergeschrieben haben, wenn seine Frau nur nicht gar so schön gesungen hätte. Die Melodie kam noch auf's Papier; dann aber riß ihn die Ungeduld vom Pulte weg; er wollte auf der Stelle hören, wie das Alles klinge, die Sängerin hatte ja jetzt Noten, und die Begleitung konnte er aus dem Kopfe spielen. Allein Eugenia sang nicht halb so schön, als er erwartet hatte. Natürlich. Ihr war das Tonstück fremd, sie hätte sich erst mit Fleiß und Nachdenken hinein arbeiten müssen; in Friedrichs Geiste dagegen stand jede Wirkung voll, fest und fertig: der unreife Vortrag klang ihm wie ein Todesurtheil über seine Musik. Er verwünschte die ganze Oper und zog andere Tonwerke hervor, die seiner Frau geläufig waren, und so hörte er sich dann auch wieder zurück in das frühere Entzücken über ihre göttliche Kunst. Der Gluckische Styl Vogels war einer Italiänerin ohnedies nicht sonderlich mundgerecht. Im zweiten Jahr der Ehe hätte er die Frau vermuthlich zur deutschen Weise zu bekehren versucht, allein im ersten ließ er sie ganz italienisch gewähren. Ja er studirte mit ihr Piccini, den er haßte; er studirte ihn mit Freuden, weil er nur Eugenia und nicht den Piccini hörte, weil er sich an ihr beseligen, mit ihr arbeiten, mit ihr triumphiren wollte, er vertiefte sich in die Gesangkunst, als ob er selber eine Sängerin wäre: das führte ihn zu tausend schönen Dingen, nur nicht zur Partitur des Demophoon.

Mehrere Wochen schwelgte er gedankenlos fort im bezaubernden Gesange; dann erwachte die Reue. Wenn sich solch eine verdammte Oper nur von selbst niederschriebe! Der Componist wurde im jähen Gegenschlage fast tiefsinnig vor nagender Unzufriedenheit, er ärgerte sich und seine Frau und ward allen Menschen zur Last. Es gibt Künstler, die ihr ganzes Leben nach Stimmung jagen; sie sind die fürchterlichsten Gatten, Freunde und Mitmenschen. Vogel hatte in Paris einen solchen Stimmungsjäger gekannt, der so gefürchtet war, daß man sagte, ein Heuwagen fahre ihm aus dem Weg, wenn er, Stimmung suchend, über die Straße gehe. Es schauderte dem armen Vogel, als er jetzt sein eigenes Spiegelbild in der Karikatur jenes trostlosen Gesellen erkannte.

Aber was nützt alle Selbsterkenntniß, wenn ihr nicht die That der Umkehr und Besserung auf dem Fuße folgt. Also zur That! Der junge Gatte entzog sich seufzend dem Sirenengesange seiner Frau; er vertiefte sich wieder ganz in die Oper. Er stellte sich die Aufführung recht greifbar vor, malte sich den Erfolg und schrieb sich im Geiste die schönsten Zeitungskritiken. Allein indem er so das Ende vor den Anfang setzte, fand er immer weniger die Stimmung, nun einmal wirklich anzufangen.

Woche um Woche verstrich, und ehe er sich's versah, war der Termin des Jahres abgelaufen. Der Theaterdirektor schrieb Mahnbriefe, und forderte endlich das Textbuch zurück mit dem Bemerken, Johann Christoph Vogel habe inzwischen seine Medea vollendet und sey bereit, jetzt auch den Demophoon zu übernehmen und für den Vetter einzustehen, wenn derselbe denn schlechterdings seinen Vertrag nicht halten wolle. Friedrich Vogel war tief entrüstet über ein solches Vorgehen und antwortete dem Theaterdirektor gar nicht, sondern schrieb nur einen spöttisch artigen Brief an Johann Christoph, worin er ihm Glück wünschte zu dem neuen Auftrage des Demophoon. Dieser war mit Recht gekränkt, daß er für so viele Güte noch Spott und Hohn ernten müsse und brach allen Briefwechsel mit dem launischen, undankbaren Vetter ab.

In einem Gemisch von Wuth und Jubel warf Friedrich die dürftigen Anfänge der Partitur in den Ofen; das Textbuch aber faßte er mit der Feuerzange und schob es in den hintersten Winkel seines Notenschrankes; denn als einen Gegenstand äußersten Abscheus, wollte er es nicht mit den Fingern berühren. Da hinten mochten die teuflischen Verse einstweilen liegen bleiben, bis er einmal Stimmung fand, sie einzupacken und nach Paris zurückzuschicken; die Pariser konnten warten und sie besaßen doch wohl ohnedies eine Abschrift. Damit ihm das Buch aber ja nicht zur Unzeit vor die Augen komme, warf er einen Haufen alter Papiere darüber und wünschte die Pariser und alle Opern und alles Stimmungssuchen und Notenschreiben zum Teufel.

## Zweites Kapitel.

Vier Jahre waren vergangen. Friedrich Vogel lebte noch immer in Wien; er gab Unterricht und schien das Componiren ganz verlernt zu haben. In seinem Hause sah es bürgerlich behäbig aus, aber besonders künstlerisch gerade nicht.

An einem Sommernachmittage saß er einmal in Hemdärmeln auf der Stube, denn es war sehr heiß. Ein Bübchen von drei Jahren stand ihm zur Rechten und lehnte sich an des Vaters Knie, ein anderthalbjähriges Mädchen kroch spielend auf der linken Seite umher, und vor dieser Gruppe lag ein ganz kleines Wickelkind in einem Korbe und schrie erbärmlich. Der Musiker ließ sich aber durch die unmelodischen Töne nicht verstimmen, sondern sagte mit vergnügtem Gesichte bald dem Knaben ein Sprüchlein vor, welches derselbe in drolligem Kauderwälsch nachstammelte, bald schob er dem Mädchen die zerstreuten Spielsachen wieder herbei oder versuchte den Schreihals im Korbe zu besänftigen.

Da klopfte es. Ein Fremder trat herein und fragte auf französisch nach Herrn Friedrich Vogel. Als der Mann in den Hemdärmeln sich erhob und sagte, der sey er selber, glaubte der Franzose irre gegangen und zu einem unrechten Vogel gerathen zu seyn, allein es klärte sich bald auf, daß eben der Musiker Vogel vor ihm stand, welchen er gesucht hatte. Kaum aber überzeugte sich der Franzose, daß er seinen Mann gefunden, so ging er aus dem höflichen Ton seiner ersten Frage plötzlich in eine viel gröbere Tonart über: er war der Theaterdirektor, welcher vor fünf Jahren dem Künstler brieflich die Bestellung des Demophoon gegeben. Vogel hörte das mit großem Gleichmuth; allein der Franzose nahm die Sache gar nicht auf die leichte Achsel. Er warf dem Musiker in harten Worten den Vertragsbruch vor, klagte bitter über die unbeantworteten Briefe und daß ihm nicht einmal das Textbuch, sein Eigenthum, trotz vielfachen Mahnens zurückgesandt worden sey.

Vogel ersuchte ihn höchst artig, Platz zu nehmen, holte das Buch, welches aber seltsamerweise nicht mehr im Notenschrank vergraben, sondern offen auf dem Klaviere lag, und übergab es dem harten Mahner mit der Bitte, er möge doch nicht gar so böse seyn, einem Künstler müsse man kleine Zerstreuungen nach-

sehen. Der Direktor aber schalt so gewaltig über solche kleine Zerstreuungen, die man genauer ein schweres Unrecht nenne und die ihm Schaden und Verdruß genug gebracht hätten, daß die zwei Kinder aus Schreck über den bösen Mann sich hinter des Vaters Stuhl verkrochen und selbst das Kleinste in den Windeln ein furchtbares Angstgeheul anstimmte.

„Erschrecken Sie mir doch meine Kinder nicht!“ rief der Musiker. „Die Franzosen sind die artigste Nation: wie kann ein Franzose so grob seyn!“

Der Fremde staunte und rief: „Ich bin auch von Natur gar nicht so grob. Aber man hat mir immer gesagt, Sie seyen der gröbste Musiker in ganz Deutschland: wie können Sie denn so artig seyn?“

„Ich bin nur grob, wenn ich Stimmung suche,“ erwiderte Vogel und reichte dem Franzosen die Hand, „aber seit geraumer Zeit habe ich sie bereits gefunden.“

„Reden Sie mir nicht von Ihrer Stimmung,“ zürnte der Franzose: „Ihre vermaledeite Stimmung hat mir schon ich weiß nicht wie viel tausend Livres gekostet! Wozu brauchen Sie denn noch Stimmung? Zum Componiren? Am Ende gar zum Demophoon?“

„Nein! die brauche ich jetzt nicht mehr, oder nur noch ein ganz klein bischen, denn der Demophoon wird bald bis zur letzten Note fertig seyn.“

„Bald? und fertig? — Was soll das heißen?“

„Nun, ich meine so etwa in acht Tagen.“

„Ah das kenne ich, er ist schon oft in acht Tagen fertig gewesen.“

„Diesmal ist er ganz gewiß zum letztenmale in acht Tagen fertig.“

„Geschrieben fertig?“

„Ja! Aber ich werde Ihnen die Oper nicht geben und auch keinem andern Menschen. Mein Vetter hat sie ja für Ihre Bühne componirt; er ist der bessere Meister. Ich habe den Text für mein Vergnügen gesetzt und Note für Note niedergeschrieben: dort liegt die Partitur.“

„Ihr Vetter hat die Oper nicht componirt!“ rief der Franzose dazwischen. „Er hat mich mit unbestimmtem Versprechen gerade so arg hingehalten, wie Sie mit dem bestimmtesten Ver-

trag. Ihre ganze Familie scheint beständig nach Stimmung zu suchen, welche sie nie zur rechten Zeit finden kann."

Bei diesen Worten verlor nun Vogel seinerseits all seinen Vorrath von Höflichkeit und brach in so hellen Zorn aus, daß sich die Kinder jetzt aus Angst vor ihrem Vater hinter den Franzosen flüchteten. „Sie sind ein abscheulicher Mensch," rief er, „ein wahrer Stimmungsmörder! Warum sagen Sie mir eben jetzt, daß mein Vetter die Oper nicht geschrieben? warum sagen Sie mir es nicht erst nach acht Tagen? Nun weiß ich wieder nicht mehr, ob ich fertig werde. Das halbe Finale fehlt noch und die Ouverture; ich war seit Monaten in der sichersten Stimmung zum Schreiben: jetzt ist wieder Alles vorbei. Johann Christoph hat keinen Demophoon componirt? Sie begehren also eine Partitur für die Aufführung? Aber sie wird unvollendet bleiben, ohne Anfang und ohne Ende."

Da riß auch dem Franzosen der letzte Geduldfaden. „Sie sind ein Narr!" schrie er, „und all das Gerede von der fertigen Oper ist nur eine Schwindelei, die Sie mir schon öfters vorgegaukelt."

Vogel wurde bei diesen Worten ganz kalt und gelassen und sagte lächelnd: „Sie haben mich für den gröbsten Musiker gehalten; machen Sie doch nicht, daß ich Sie nun für den gröbsten Theaterdirektor halten muß! Aber hören Sie mich an; ich bin wirklich kein Narr. So lang ich dachte, mein Demophoon solle aufgeführt werden, war mir kein Effekt stark und sicher genug; rastlos prüfte ich und verwarf wieder und gerieth in solche Todesangst über das Gelingen, daß ich keine Note mit gutem Gewissen niederschreiben konnte. Der Teufel mag componiren, wenn er beständig von tausend klatschenden und pfeifenden Menschengestalten verfolgt wird! Aber als Sie Ihren Auftrag zurückgezogen und meinem Vetter übergeben hatten, da kam mir ein seltsames Gelüsten, die längst erfundenen Melodien nun doch niederzuschreiben, aber ganz heimlich, bloß für mich, und ich kümmerte mich keine Minute darum, ob sie sonst noch einer Seele gefallen würden als mir selber. Nun ging es prächtig. Obgleich ich ein sehr strenges Publikum war, so wußte ich doch immer, warum ich als Publikum mir, als Componisten, Beifall spendete oder nicht, und das weiß das andere Publikum gar selten. Aus dieser seligen Selbstvertiefung reißen Sie mich heraus, indem Sie Ihre gierige

Hand nach meiner Partitur ausstrecken. Der Vetter hat keinen Demophoon gemacht. Sie wollen mir mein Werk abzwingen, Sie wollen es aufführen, aber es wird in acht Tagen nicht fertig werden, vielleicht niemals; denn so lange Sie mir auf dem Nacken sitzen, ist alle Stimmung verloren!"

Vogel hielt eine Weile inne, ging im Zimmer auf und ab und besann sich. Er blickte auf seine Kinder, die sich wieder zu ihm herüberwagten. Dann fuhr er fort: „Eigentlich habe ich aber doch nicht blos darum Ihren Auftrag ausgeführt, weil Sie mir denselben abgenommen und einem Besseren übergeben hatten. Ich habe Frau und Kinder, die zwangen mich noch vielmehr zur Stimmung."

Der Direktor athmete auf; er fragte den Künstler, ob er durch sein Hauswesen etwa in Noth gerathen sey?

„O nein!" erwiderte dieser, „es ging uns immer gut. Aber meine Frau ist Sängerin — —"

„Ich habe Signoria Eugenia gehört und bewundert," unterbrach ihn der Franzose. „Von der Macht ihrer Stimme wurden Sie in's Componiren hineingesungen!"

„— ist Sängerin gewesen," fuhr Vogel gelassen fort. „So lange sie singen konnte, sang sie mir alle Stimmung zum Schreiben hinweg. Allein sie hat im ersten Kindbett die Stimme verloren und singt jetzt nur noch mezza voce, Wiegenlieder nämlich für unsere kleine Peppi, und auch das nur gleichsam auf Gastrollen, wenn ich mit dem Kinde gar nicht fertig werden kann. Nun denke ich aber gar oft zurück, wie wunderschön einst Eugenie gesungen hat, und bilde mir ein, wie herrlich sie meine Arien singen könnte, obgleich sie mir dieselben immer verdarb, und im Traumbild aller der Möglichkeiten, die noch aus ihrer Stimme für den deutschen Styl wären zu entwickeln gewesen, schreibe und schreibe ich, und lese in den Noten ihre Stimme und meinen Vortrag. Ach so harmonisch sangen und schrieben wir nie zusammen vor dem ersten Kindbett! Eine Sängerin mit ausgeprägter Schule und wirklicher Stimme kann fürchterlich werden für einen Componisten, der blos Partituren denkt, aber eine Sängerin mit blos gedachter Stimme zaubert uns wunderbar in alle Tiefen einer wirklichen, geschriebenen Partitur hinein.

„Doch das hätte Alles nicht durchaus geholfen und die Oper wäre noch nicht halb fertig, wenn nicht die drei kleinen Kinder da herumliefen. Ihnen danke ich die nachhaltigste Schreibestim-

mung. Die Bälge lärmen und toben den ganzen Tag auf meinem Zimmer; denn meiner lieben Frau steckt das Theaterleben noch im Kopf, sie ist seelengut, aber sie ist keine Hausfrau, sie kann namentlich kein Kindergeschrei hören. Da muß ich nun fast allein Haus halten und die armen Würmer erziehen und in den Pausen schreibt sich der dramatische Satz ganz vortrefflich. Seht, wenn die Kinder ausnahmsweise einmal stille sind, dann phantasire ich, und wenn sie, wie in der Regel, heulen und schreien, dann schreibe ich nieder — Kindergeschrei wirkt wie Eis zur Abkühlung einer überglühenden Phantasie. Und lediglich weil es fortwährend in mir sang und klang, konnte ich früher nie recht zum Schreiben kommen: jetzt singen die Kinder, da wird es stille in mir und ich schreibe.

Dann aber erst die Nächte! o die Nächte im Ehestande sind wie gemacht zum Opernschreiben. Besonders still sind sie gerade nicht, allein da würde ich ja auch schlafen und träumen. Nun kommen aber die Kinder, Eines nach dem Andern — ich kann sie der Mutter nicht überlassen, die ist zu nervös — Georg hat im Schlaf die Decke weggestoßen, er will wieder zugedeckt seyn, Anna wimmert, sie will — nun Sie kennen das wohl auch. Aber die kleine Peppi fordert den strengsten Dienst; ich muß sie stundenlang umhertragen, auf den Armen wiegen; — ach, es dauert oft entsetzlich lange. Da dachte ich, als ich zum erstenmale so mein eigen Kind in stiller Nacht auf und nieder trug: das kleine Geschöpf zeigt ein neues Geschlecht an, welches aufzusteigen beginnt, und du selber trittst mit all deiner Jugend bereits in die zweite Reihe. Du bist jetzt ein ganzer Mann; denn du hast Weib und Kind, aber du hast noch nichts für die Welt gethan, wie's einem ganzen Manne ziemt, du hast früher ein Kind als eine Oper auf die Beine gebracht. Am Ende wirst du Großvater und der Demophoon ist immer noch nicht fertig. Ein goldener Gedanke, Arbeitsstimmung zu erwecken! Mit wahrer Wuth setze ich mich des andern Morgens an den Schreibtisch.

Wenn aber die Kinder so aus dem Kleinsten herauszuwachsen beginnen, dann schreien sie immer ärger und länger, und immer schwerer wird's, die tödtliche Langeweile der Nachtstunden zu überwinden. Ich aber prüfe derweil in Geduld meine musikalischen Gedanken, die ich am Tage zusammengedichtet, ich bessere und ordne sie und singe sie dem Wickelkinde zwanzigmal vor. So ...ne ich mich auf einen festen Punkt der Arbeit, und das habe

ich früher nie gekonnt. Braust es mir aber trotz alledem noch manchmal am Tage wild durch den Kopf, daß meine Stimmung zu allen Sternen zerflattern möchte, dann mache ich mir einen Vers auf's Notenschreiben und sage ihn dem Christian so lange vor, bis er ihn nachsprechen kann. Kann der Bube den Vers, dann ist auch die Stimmung wieder gesammelt. Ich habe wohl fünfzig solcher Verse über dasselbe Thema gemacht. Christian! wie heißt das Liedchen von der Feder und dem Pflug, welches du gestern lerntest?"

Der Kleine begann, verlegen stotternd, unter väterlicher Nachhülfe:

„Die Feder ist mein Pflug,
Den führ' ich mit festem Zug
Durch's Notenblatt, mein Furchenfeld,
Mit tausend Körnern wird's bestellt,
Und fällt der rechte Regen drauf,
So geht — —"

Christian blieb stecken und lief davon; der Alte aber schloß:

„So geht der ganze Demophoon auf."

„Und er ist aufgegangen bis auf die Ouverture und das halbe Finale."

Der Franzose sah den Musiker groß an, stemmte beide Arme in die Seite und rief: „Wie konnte ich Sie so lange anhören und mich von Ihnen foppen lassen! Ein schönes Drama aus der Kinderstube wird der Demophoon geworden seyn! Sie haben mir schon viele Mährchen vorgelogen über Ihre Stimmung und Nichtstimmung; aber Sie lügen mich jetzt nicht aus Wien hinaus, bevor Sie mir das Textbuch zurückgegeben und mit Ihrem Vetter Schadenersatz gezahlt haben. Sie sind ein lederner Spießbürger geworden und können gar keine Oper mehr componiren!"

Mit diesen Worten setzte er den Hut auf den Kopf, ging zur Thüre hinaus und warf die Thüre in's Schloß, daß die Fensterscheiben klirrten.

---

Nach acht Tagen suchte Vogel den Theaterdirektor in seinem Gasthause auf, die fertige Partitur unter'm Arme. Die meisterhafte Ouverture, welche das ganze Werk überdauert hat und heute noch manchmal im Concerte mit Bewunderung ihres hohen tragischen Schwunges und ihrer edeln, wahrhaft Gluckischen Einfalt gehört wird, hatte er in drei Tagen entworfen und ausgeführt.

Vogel sprach: „Aus Liebe oder Zorn werden unsere tiefsten Schöpfungen geboren. Im Zorn über Ihre Grobheit habe ich nun doch noch den Demophoon fertig gemacht. Betrachten Sie die Ouverture des ledernen Spießbürgers, der gar nicht mehr componiren kann und genehmigen Sie meine Versicherung, daß Sie wirklich der gröbste Theaterdirektor sind!"

Der Franzose lachte. „Ich heuchelte nur jene Grobheit, um Ihnen den Rest der nöthigen Stimmung zu verschaffen und meine Freude über den Erfolg und mein herzlichster Glückwunsch sey Ihnen zugleich Sühne für meine rohen Worte."

„Allein die Oper bekommen Sie keineswegs von mir," fuhr Vogel fort; „das Textbuch steht zu Diensten. Damit Sie aber durch einen gründlichen Kenner erfahren, ob ich noch eine Oper schreiben kann oder nicht, so werde ich die Partitur an meinen Vetter in Paris schicken, der mag Ihnen sein Urtheil abgeben. Bietet er Ihnen zur Lösung seines Versprechens das Werk zur Aufführung an, so mag er's thun. Ich kümmere mich nicht weiter darum; ich habe den Demophoon lediglich für mein Vergnügen gesetzt und behalte eine Abschrift zu Hause."

Und so geschah es. Als aber die Oper nach Paris kam, lag Johann Christoph Vogel bereits auf dem Sterbebette. Bald darauf brach die Revolution aus, der Theaterdirektor machte Bankerott und floh in die Schweiz. Unter dem Nachlaß Johann Christophs fand man später die Partitur mit der Aufschrift: „Demophoon von Vogel." In der Meinung, sie sey das letzte Werk des Verstorbenen, führte man die Oper auf mit außerordentlichem Beifall; sie war lange Zeit ein Schmuck der deutschen und französischen Bühnen. Doch verbreitete sich frühe schon das Gerücht, nicht Johann Christoph Vogel, sondern irgend ein Anderer sey der Verfasser. Da aber Friedrich Vogel inzwischen völlig verschollen war und vermuthlich auch bald nach seinem Vetter gestorben ist, so blieb die bezweifelte Autorschaft ein ungelöstes Räthsel, und dieser „Demophoon von Vogel" ist wohl die einzige Oper, welche nicht nur ihrer Zeit allgemeinen Bühnenerfolg errang, sondern auch als eines der wenigen dramatischen Werke aus ächt Gluckischer Schule kunstgeschichtlich bedeutsam wurde, obgleich Niemand genau anzugeben wußte, wer sie eigentlich componirt habe.

# Die Ganerben.

(1863.)

Im vierzehnten Jahrhundert gab es vier rheingauische Adelsfamilien, welche als Helmschmuck ihres Wappens ein Paar große aufgerecte Eselsohren führten. Ein anderes Haus desselben Gaues trug den Esel wenigstens im Namen, es hieß die Eselwecke, und ein Rittergeschlecht des benachbarten Niederlahngaues zierte seinen Helm mit einem ganzen Eselskopf, das waren die Herren von Stein, deren letzter Sproß der große deutsche Staatsmann gewesen ist.

Der Esel galt also jenen Altvordern keineswegs für ein so verächtliches Thier, ja man stritt um den Besitz zweier Eselsohren als Helmkleinod, wie wenn es Adlerflügel wären, man kaufte sich dergleichen ab und noch hundert Jahre später erscheint eine Gräfin zu Virneburg auf ihrem Siegel gar mit einem Kopfputz von Eselsohren. Erst nachdem das Ritterthum längst zu Grabe gegangen, stieß man sich an den langen Ohren und gelehrte Leute verfaßten eigene Schutzschriften zur Rettung der heraldischen Esel und wiesen nach, wie fürchterlich der Streitruf des Esels klinge, wie bewundernswerth seine Stärke, Ausdauer und Mäßigkeit sey, wie fest sein unbeugsamer Eigenwille, und erinnerten, daß schon Homer den Ajax und die Bibel den Erzvater Jakob im Gleichniß eines Esels geehrt hätten. Vielleicht vergaßen jene Gelehrten dabei, daß es auch einen Esel gibt, der auf einem Katheder steht, nämlich im Wappenschilde der Stadt Bourges.

Eine der obengedachten vier im Rheingau angesessenen Familien mit heraldischen Eselsohren waren die Ritter von Katzenelnbogen; sie gehörten, wiederum in vier Linien verzweigt, zum niedern Adel und dürfen nicht mit dem großen und berühmten

Dynastengeschlechte der gleichnamigen Grafen verwechselt werden. Zwei von jenen Linien, die Knebel und die Kesselhute, besaßen neben ihren ganerbschaftlichen Rechten an der allen gemeinsamen Stammburg Alt-Katzenelnbogen zur Zeit unserer Geschichte auch noch ein burgliches Haus am Rheine gemeinsam, welches aus zwei selbständigen Flügeln bestand, die im oberen Geschosse durch einen bedeckten hölzernen Gang verbunden waren. Jeder dieser Flügel, von Grund aus fest und vertheidigungsfähig, hatte sein eigenes Thor mit Zugbrücke. Doch waren beide Flügel nicht gleich: der rechte oder das „alte Haus" war kleiner und unbequemer, der linke, gewöhnlich der „neue Bau" genannt, gut um ein Drittel größer und weit wohnlicher angelegt. Im alten Hause wohnte Herr Wiprecht Kesselhut von Katzenelnbogen, ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, im neuen Bau Herr Eberhard Knebel von Katzenelnbogen, ein Fünfziger. An den Thoren des Doppelhauses hatte Jeder dieser beiden Herren sein Wappen anschlagen lassen; es bestand bei Beiden aus einem rothen Schildlein in silbernem Felde und war nur durch das Beizeichen eines Ringes und eines Sternes unterschieden. Den Helmschmuck der Knebel bildeten zwei große Eselsohren, ein weißes und ein rothes, auf dem Helm des Kesselhut dagegen sah man nur ein weiß-rothes Eselsohr in's Profil gestellt.

Ueber diesen Helmschmuck hatte es schon vielen Verdruß zwischen Beiden gesetzt; denn der Kesselhut behauptete, ihm gebührten zwei Eselsohren eben so gut wie den Knebeln, seine Vorfahren hätten auch zwei geführt bis auf den Urgroßvater. Als dieser aber einmal in Geldbedrängniß gerathen, seyen ihm die Knebel nur unter der schimpflichen Bedingung beigesprungen, daß er fortan das eine Ohr von der Helmzier weglasse. Die Knebel dagegen erklärten jene Geschichte für eine Fabel und behaupteten, die Kesselhute hätten niemals das Kleinod der zwei Eselsohren besessen. So war also Anlaß zum Streite genug vorhanden, auch wenn die Gemeiner einer Burg nicht ohnedies gewöhnlich wie Hunde und Katzen miteinander gelebt hätten.

Allein es lag auch der beste Weg des Ausgleichs und der Versöhnung offen. Herr Eberhard Knebel besaß eine Tochter, Riza, die mit dem jungen Wiprecht Kesselhut in freundschaftlichstem Jugendverkehr aufgewachsen war, unberührt von dem bald erloschenen, bald wieder aufflackernden Zwiste der Väter. Später

hatte dann auch die Freundschaft der Kinder beide Familien so merklich näher gebracht, daß man kaum mehr von den Eselsohren sprach; Wiprecht, ein frischer, kühner Geselle, wußte sich dem Vater Riza's recht in's Herz zu schmeicheln, und als er zuletzt nach seines eigenen Vaters Tode ein selbständiger Herr geworden war, sah man die jungen Leute als zwei Verlobte an und dachte an baldige Heirath. Herr Eberhard konnte dann das angeblich abgevortheilte Eselsohr zu Riza's Mitgift fügen, daß sie es den Kesselhuten wieder auf den Helm brächte.

Als man aber zum förmlichen Verlöbniß schreiten wollte, fiel Riza in tiefe Schwermuth, bat wiederholt um Aufschub und erklärte zuletzt, zitternd und wie vom tiefsten innern Kampfe zermalmt, sie habe Wiprecht lieb wie ihr Leben, allein sie könne ihn nicht heirathen. Wiprecht und der Vater bestürmten und drängten sie, den Grund zu sagen; Riza erklärte, er liege nur in dem Bewußtseyn ihres eigenen Ungenügens, sie sey fest überzeugt, daß sie für Wiprechts Weib nicht ausreiche, daß sie ihn auf die Dauer nicht glücklich machen könne und also sey es ehrlich und recht, daß sie bei Zeiten entsage, nicht weil sie ihn zu wenig, sondern vielmehr weil sie ihn über alle Maßen liebe.

Und dies war auch der einzige Grund. Riza, ein schüchternes, in sich hinein grübelndes Wesen, hatte sich vor dem entscheidenden Schritte in schärfster Selbstschau geprüft. Sie war vier Jahre älter als Wiprecht, klein, unansehnlich und nichts weniger als schön; zaghaft im Verkehr mit Andern, brachte sie die Vorzüge ihres Geistes kaum je zur Geltung und ihr bestes Theil, eine unendliche Herzensgüte, blieb ihr still verschlossenes Eigenthum. Wiprecht dagegen war ein stolzer, schöner Mann, der gern nach Außen glänzte, jederzeit bereit, voll ehrgeizigen Thatendurstes wild in die Welt hinaus zu stürmen. „Er braucht eine Frau, gleich stolz und schön," sprach Riza zu sich selbst, „eine Frau, die ihm erst recht gefällt, weil alle Welt sie bewundert, dazu eine reiche Frau, und ich bin arm an Geld und Gut, wie an jenen Vorzügen."

Der Jugendfreund redete ihr liebreich zu, allein da sie bei aller Bescheidenheit doch wieder zu stolz war, ihm Alles rund heraus zu sagen, was sie über ihr Ungenügen dachte, so erschien ihm der großherzige Entschluß der Jungfrau zuletzt wie Grille und Eigensinn; er schwieg, trotzte, zog sich zurück und dachte

nachgerade, der Verlust eines so wandelbaren Herzens sey wohl auch noch zu ertragen.

Eine Liebe, die aus der Jugendfreundschaft ganz sachte hervorgewachsen ist, kann uns nicht wohl wie ein verzehrendes Feuer durchlodern, sie bewahrt die milde Natur ihres Ursprungs. Mit dem Ungestüm leidenschaftsvoller Liebe dagegen umfassen wir ein bis dahin fremdes Wesen; da steigert der Zauber des Neuen, Fernen, Räthselhaften die Begierde des Besitzes zur Fiebergluth. Aber eine gelöste Jugendliebe kann dann auch wieder zur Freundschaft zurückkehren und stille, wie sie begann, unter der Asche fortglimmen. Die andere Liebe kann das nicht: sie brennt hellleuchtend weiter oder sie erlischt wieder eben so gewaltsam, wie sie aufgelodert.

Wiprecht und Riza wurden wieder gute Freunde, nachdem die ersten peinlichen Monate verstrichen waren. Aber es bestand ein großer Unterschied zwischen Freundin und Freund. Riza schwärmte sich zurück zur Freundschaft, weil sie der Liebe entsagen zu müssen glaubte; ihre Freundschaft war heimliche Liebe, so tief und selbstlos, daß sie um des Glückes des Geliebten willen auf Gegenliebe verzichtete. Wiprecht dagegen fühlte sich wirklich schlechthin nur als des Mädchens guter alter Freund und hatte genug daran.

Nach dem damaligen Gang der Dinge mußte sich Wiprecht nun aber doch verheirathen: die Linie der Kesselhut hätte ja sonst gar erlöschen können! Ein volles Jahr, gleichsam das Trauerjahr für den gelösten Liebesbund, war vergangen, als er demgemäß um die Hand der Adelheid von Biegen warb, der Tochter eines uralten, stolzen, im Nidda- und Rheingaue wie im Königshundert reichbegüterten Hauses. Anfangs mit schlechtem Erfolg. Der alte Ritter Gottfried von Biegen wünschte sich einen reicheren und mächtigeren Mann zum Schwiegersohn als den Kesselhut, und Adelheid, die den schönen, stattlichen Wiprecht allerdings mit stillem Wohlgefallen betrachtete, hielt zurück, weil die Sage gar seltsame Dinge über Riza's Verzicht auf Wiprechts Hand berichtet hatte. Da legte sich Riza in's Mittel. Sie erkannte, daß Adelheid ganz die rechte Frau für ihren Wiprecht sey, sie überredete sich unter tausend Schmerzen, daß es jetzt gelte, die ganze Kraft ihrer heimlichen Liebe als eine treue Schwester zu bewähren und ging selber zu Adelheid und erzählte ihr, aus welchem Grunde

sie zurückgetreten und daß alles Uebrige, was die Leute von der Geschichte zu Wiprechts Nachtheil redeten, Lüge sey. Sie ging noch weiter, sie warb für ihren Freund. Adelheid, aus ganz anderem Thon als Riza geformt, bewunderte eine Entsagung, welche sie nicht begriff, noch mehr aber bewunderte sie jetzt den Wiprecht, dessen überwältigende Vorzüge das arme Mädchen so ganz in sich selbst zurückgescheucht hatten. Sonst verliert ein Mann in den Augen der Frauen, wenn ihn eine andere verschmähte; Wiprecht aber gewann in den Augen Adelheids, weil er in so seltsamer Weise verschmäht werden konnte. Und nachdem Riza erst Adelheid überredet hatte, gelang es dieser dann auch, ihren Vater zu überreden. So ward Adelheid Wiprechts Gattin.

Als dieser seine Braut heimführte, ging Riza zu fernab wohnenden Verwandten, nicht weil sie sich vor Anderen, sondern vielmehr vor sich selbst verbergen mußte. Nach einem halben Jahre kehrte sie dann wieder zum Vater heim in das gemeinsame Haus. Anfangs konnte sie nur einen höchst dürftigen und befangenen Verkehr mit den jungen Eheleuten über's Herz bringen, später besuchten sie sich fleißig ab und zu, nach guter Freunde Art.

Viele Männer werden Riza's opferfreudige Liebe schwer begreifen, aber manches Frauengemüth wird das verzagte tapfere Mädchen um so besser verstehn. Und der Erzähler darf hier wohl auch an die Zeit erinnern, in welcher Riza lebte. Neben der rohesten Sinnenlust des Liebesrausches wucherte damals eine bis zur Unnatur vergeistigte Schwärmerei der Minne. Diese überzarte Minne dünkte Manchen entweiht durch ein handgreifliches Ehebündniß, und sie glaubten etwas ganz besonders Gescheidtes zu thun, wenn sie einen Ehemann oder eine Ehefrau noch nebenbei so ledigerweise fort minneten. Riza's heimliche Liebe war freilich nicht von dieser tollen Art, und doch hatte sie einen Hauch der allzu vergeistigten mittelalterlichen Minne: sie war zu fein, um eine ganz gesunde, aber doch auch wieder zu menschlich, um eine ganz kranke Liebe zu seyn.

Adelheid brachte völlig neues Leben in Wiprechts „altes Haus.“ Da mußte Alles größer, prächtiger, stolzer eingerichtet werden, und der kleine Ritter mußte sich zeigen wie ein großer Herr. Täglich stachelte die junge Frau den Ehrgeiz ihres Gemahls, und da sie nicht blos schön und reich, sondern auch geistvoll und wie zur Herrscherin geboren war, so beugte sie bald den sonst so

trotzigen Mann unter ihren launischen Willen. Vorab aber ärgerte sie sich, daß die Kesselhute sollten ein minder stattlicher Zweig des Katzenelnbogischen Geschlechts seyn als die drei anderen Linien. Das mußte anders werden. Ein Wahrzeichen der minder angesehenen Stellung ihres Mannes unter den Burggenossen von Katzenelnbogen war das eine Eselsohr auf dem Wappenhelm. Und kostete es was es wolle, es mußten jetzt zwei möglichst große Eselsohren hinauf; das alte Wappen über dem Thore ward demgemäß heruntergenommen und ein neues also vermehrtes auf's festeste in die Mauer gefügt. Herr Eberhard Knebel that Einsprache; es half nichts, das Wappen blieb stehen. Als weitere Antwort auf jene Einsprache brachte Wiprecht vielmehr noch einen ganzen Sack voll Beschwerden über verkürzte Rechte und aufgebürdete Lasten an dem Gemeinbesitz, durch welche die Kesselhute von den Knebeln fort und fort geschädigt worden seyen. Die scharfsinnige Frau Adelheid hatte das Alles aufgespürt und mit dem Eifer und der Kunst des besten Advokaten an's Licht gestellt. Eberhard aber wollte kein Wort hören, so lange noch die angemaßte Helmzier über dem Thore prange.

Der alte Hader war also in vollem Glanze zurückgekehrt, und nur Riza verhinderte, daß er alsbald in wirklicher Fehde sich Luft machte. Wie ein Friedensbote ging sie hin und her zwischen ihrem Vater und Wiprecht, die längst wieder allen persönlichen Verkehr abgebrochen hatten, und der Vater wagte doch nicht, dem Mädchen das Haus des Gegners zu verbieten; er betrachtete sie mit heiliger Scheu wie ein fremdartiges räthselhaftes Wesen, das man ungestört seinen eigenen stillen Pfad müsse ziehen lassen, als eine Art Nonne, die man einzukleiden vergessen habe und die wohl immer noch zwischen den zwei Parteien Versöhnung predigen dürfe.

Das wäre Riza auch einmal beinahe geglückt. Sie hatte in ihrer sanften, rührenden Weise Wiprecht schon bis zu dem Zugeständnisse gebracht, daß er die bestrittene Helmzier aufgeben wolle, wenn Eberhard gegen seine übrigen Ansprüche billig sey. Da aber erhob sich Adelheid und sprach: „Das wird die Tochter eines Ritters von Biegen niemals zugeben. Unser Haus streift nahe an den hohen Adel und meine Vorfahren führten sogar ein Reitersiegel, und ich sollte das Weib eines Mannes seyn, der nicht einmal ein paar Eselsohren führen darf? Mein Vater unter-

schreibt sich nicht blos „miles," sondern, wenn's ihm einfällt, auch „vir nobilis," obgleich er nicht zu den Dynasten zählt; es ist aber nur ein kleiner Sprung bis dahin; er brauchte nur das Recht zu gewinnen, daß er die Worte umkehre und sich „nobilis vir" schriebe, so wäre er ein Dynast in allen Stücken; denn die Macht und den Reichthum eines solchen besitzt er schon längst. Und ich sollte einem Manne gehören, der zum Zeichen der Erniedrigung nur mit einem verstümmelten Kleinod seinen Helm schmücken dürfte?"

Riza entgegnete: „Du denkst immer zuerst daran, daß du deines Vaters Tochter bist: ziemlicher wäre es, wenn du dich zuerst als deines Mannes Weib dächtest."

„Meinem Mann zu seinem Rechte zu verhelfen," sprach Adelheid, „ist das Erste, was ich als Frau bedenken muß."

„Deinen Mann glücklich zu machen, wäre deine erste Pflicht," warf Riza ein, „und das Glück blüht selten dem starren Rechthaber!"

Hiermit aber waren Beide auf den Punkt gekommen, wo sie sich gegenseitig nicht mehr verstanden. Denn für Adelheid lag eben das Glück im Behaupten alter, im Gewinnen neuer Vorrechte und Ehren mit ihrem Manne und für ihren Mann, und Kampf und Streit auf dieser stolzen Bahn war ihr eher eine Lust als ein Herzeleid; für Riza dagegen war Glück die stille, friedliche Seelengemeinschaft mit dem Geliebten, und das Wetten und Ringen um äußere Ehren konnte den Frieden eines solchen Zusammenlebens überall nur trüben und verderben. So zerrann denn auch das Gespräch erfolglos und nur Riza's versöhnlichem Sinne war es zu danken, daß es nicht das letzte Gespräch zwischen den beiden Frauen blieb.

Noch am nämlichen Tage aber begann Adelheid mit ihren Dienerinnen sich ein Festgewand herzurichten, welches über und über mit gepaarten roth-weißen Eselsohren höchst kunstreich bestickt ward. Riza dagegen sann in ihrer Kammer nach, warum sich doch die Dinge so betrübend gewendet. Jenes äußere Glück, welches sie Wiprecht nicht geben konnte, mochte er bei Adelheid finden; aber vermißte er nicht dafür jenes still befriedigende innere Glück, welches sie ihm so wohl hätte bieten können? War denn das Eine nur um den Preis des Anderen zu erkaufen, und war das Opfer, welches sie Wiprecht durch ihre Entsagung gebracht, nicht am Ende gar die Quelle seines Unglückes?

Unterdessen spielte der lustige und traurige Streit zwischen dem neuen Bau und dem alten Hause immer weiter. Weil die Herren einander zürnten, so neckten sich die Diener, aber die Neckerei war so grob, daß manchmal Blut floß, es war ein Vorpostengeplänkel, welches auf nahen ernstlichen Kampf deutete. Eberhards Knechte suchten das Wappen vom Thore des alten Hauses herunterzuschlagen, doch Wiprechts Leute hielten gute Wacht und schickten die Verwegenen mit Schlägen heim. Jeder Tag brachte einen ähnlichen Strauß: „es wetterleuchtet immer stärker," sprach Herr Wiprecht, „das Gewitter wird bald loskrachen." Als sein Knappe einmal an dem kleinen Fenster stand, von wo man dem Nachbar auf zwanzig Schritt in ein ähnliches Fensterlein hineinsehen konnte, faltete er die beiden Zipfel seines Gewandes fein spitzig zusammen und hielt sie an den Kopf, als das Abbild der bestrittenen Helmzier. Ein Manne Eberhards, der am andern Fenster lauerte, warf zur Antwort einen Krug, der ihm gerade zur Hand stand, hinüber und traf den Knappen so gut, daß dieser erst nach geraumer Frist, den Kopf mit einem blutbefleckten weißen Tuche umwunden, wieder sichtbar ward. Die Leute Knebels meinten, wenn alle Kesselhuter die Tinkturen roth und weiß solchergestalt wollten obenauf gemalt haben, so seyen sie bereit dazu. Zur Rache aber lauerte bald ein Anderer vorsichtiger an dem Fensterlein des alten Hauses und schoß dem nächsten, der die Nase drüben herausstreckte, einen Pfeil entgegen. Man blieb den Dank mit gleicher Münze nicht schuldig, und so wurden zuletzt alle Fenster unsicher, die sich gegenseitig mit der Armbrust bestreichen ließen. Doch das waren, wie gesagt, nur kleine Neckereien der Diener. Zu offener Fehde der Herren kam es noch nicht.

Da begegneten sich eines Tages die beiden Ritter ohne Zeugen im Walde. Wie auf Abrede hielt ein Jeder sein Pferd an und sah dem Andern schweigend und trutzig in's Gesicht, als erwarte er, angeredet zu werden, aber Keiner wollte dem Andern das erste Wort schenken. Herrn Eberhard ward die Zeit zu lang, also spornte er sein Pferd, um vorbei zu reiten. Da dachte Herr Wiprecht, ein frischer Morgengruß schicke sich denn doch und rief dem Alten ächt rittermäßig zu: „du Flegel!" Herr Eberhard mußte den Gruß etwas schief verstanden haben und schlug dem ehemals künftigen Tochtermann mit blanker Klinge einen rechten

Prügelhieb auf die Schulter. Dieser verstand den flachen Hieb wieder schief, zog vom Leder und legte zu scharfen Streichen aus. Die Schwerter kreuzten sich. Aber es war wieder nur eine kleine Neckerei; ehe es zum ordentlichen Gefechte kam, gewann der kalte Zorn bei Beiden die Oberhand; wie wenn sie's nur vorläufig einmal hätten probiren wollen, steckten sie die Schwerter wieder ein und ritten mit drohendem Schweigen auseinander.

Noch an demselben Tage ließ Eberhard den hölzernen Verbindungsgang abbrechen, der sich vom oberen Geschosse des neuen Baues zum alten Hause hinüberbrückte; in der letzten Zeit hatte ihn freilich außer Riza Niemand mehr betreten.

Die Axtschläge dröhnten jetzt wie ein Donner in Riza's Ohr, und es war ihr, als stürze der ganze karge Rest ihres Lebensglückes mit den krachenden Balken in den Abgrund, als werde mit dieser Brücke auch der letzte schmale Pfad vernichtet, welcher noch zur Versöhnung zwischen den beiden Häusern führen konnte.

Ihr Entschluß war rasch gefaßt. Zwei Tragbalken lagen noch über der schwindelnden Tiefe, und ohne Furcht schritt Riza hinüber, während es selbst den rohen Dienstmannen grauste, die staunend ihre Axte sinken ließen. Auf der andern Seite stand Wiprecht und betrachtete sich, an das Pförtchen gelehnt, welches zu dem Gange führte, das überraschende Werk der Zerstörung. Als er Riza so durch die Luft herüberkommen sah, übermannte es ihn, daß er ihr entgegensprang und sie mit beiden Armen umfaßte. Wie hätte ihr gutes Wort jetzt keine gute Statt finden sollen! Er hörte sie freundlich an, gestand, daß er heute Morgen gefehlt und den Vater zuerst beleidigt habe, und nach mancher Hin- und Widerrede versprach er, Alles im gegenwärtigen Stande beruhen zu lassen, bis man beiderseits ein Schiedsgericht gewählt habe, welches die schwebenden Streitfragen endgültig schlichten solle. Umgekehrt wie sonst, leuchtete jetzt über Riza's Gesicht ein Schimmer der Freude und der Hoffnung auf bessere Zukunft, während Wiprecht wehmüthig zurückdachte an die vergangenen Tage der Jugendfreundschaft. Aber es galt den Augenblick festzuhalten und auszubeuten; Riza wollte schleunigst wieder zu ihrem Vater hinüber, daß sie auch seinen Sinn wendete. Da war während des Gespräches der eine der beiden Balken in den Abgrund gesunken und nur der schmale Steg des andern führte noch über die Tiefe. Das Mädchen hätte den sicheren Gang durch's Thor

wählen können; aber sie fürchtete sich, Adelheid zu begegnen; Alles hing am raschesten Festhalten des Augenblicks, und doch grauste es ihr jetzt vor dem schwindelnden Pfad über den einzigen Balken. Wiprecht errieth ihre Gedanken: er schritt frei und sicher voran, reichte ihr dann von rückwärts die Hand und führte sie so zum elterlichen Hause hinüber. Mit Schrecken sah der Vater das Paar dieses Weges kommen.. Doch die Angst macht mild und schon der blose Anblick einer Todesgefahr stimmt versöhnlich, und als ihm Wiprecht die rechte Hand darbot, während die linke noch in Riza's zitternder Rechten lag, schlug der Alte tief ergriffen ein, und die Drei standen eine Weile schweigend mit ineinander gelegten Händen. So gewann zuerst der Friede das Feld, darnach aber auch wieder der Streit; denn für eine blose Rührung konnte der Knebel dem Kesselhut doch nicht das zweite Eselsohr schenken. Allein Wiprecht redete so freundlich und überzeugend und der warme alte Ton that dem Ohre Eberhards so wohl, daß er drauf und dran war, völligen Waffenstillstand und die Berufung an ein Schiedsgericht auch seinerseits zuzugeben.

Da drang plötzlich ein Höllenlärm vom Thore des alten Hauses zu den friedfertigen Männern herauf. Wiprecht sah hinab, und ein Blick genügte, daß er den verblüfften Eberhard stehen ließ und mit grauenhaften Wagesprüngen über den Balken in sein Haus zurückstürzte. Der älteste Sohn Eberhards, Heinz, ein junger Hitzkopf, hatte nämlich kaum von der Grobheit gehört, die Wiprecht heute Morgen seinem Vater in's Gesicht geworfen, als er sie auch schon auf eigene Faust zu rächen beschloß. Mit einer Handvoll verwegener Gesellen war er vor des Nachbars Thor gerückt und hatte die Helmzier des Wappens zertrümmert, bevor die Besatzung durch seine Hammerschläge zu spät herbeigerufen ward. Nun gab es zwar ein großes Geschrei und saftige Hiebe von beiden Seiten, aber das Ziel war erreicht und Heinz zog sich schon wieder in des Vaters Burg zurück, als Wiprecht eben zum Thore herabgesprungen kam. Er konnte nur noch die vollendete Unthat in Augenschein nehmen.

Dieser Zwischenfall brachte das Friedenswerk wieder ganz zum Stillstande. Aber Riza's milde Worte tönten noch zu frisch in Wiprechts Ohren, das Bild des schwachen Mädchens, wie es verachtend über die Balken schritt, stand vor seinem Blick, Adelheid selbst ward von der Erzählung tief bewegt und billigte

den Austrag durch ein Schiedsgericht, nur müsse vorher das Wappen am Thore und zwar auf Eberhards Kosten wieder erneuert werden. „Denn," sagte sie, „ihr hattet schon ausbedungen, daß vor der Hand Alles im gegenwärtigen Stande bleiben solle, als Heinz das Wappen zerstörte; dieses also war stracks gegen die Abrede, und wer den Stein zusammenschlug, der soll ihn auch wiederherstellen, genau wie er früher war." Eberhard gestand das Richtige dieses Satzes im Allgemeinen zu und erbot sich zu jeder billigen Sühne, nur könne er das Eine nicht, daß er selber dem Kesselhut zwei Eselsohren machen lasse; er wolle ihm eins, er wolle ihm sogar drei oder sechs Ohren auf den Helm setzen, nur nicht zwei. Wipprecht bestand auf dem richtigen Paar, und so verschwand denn wieder alle Friedensaussicht, obgleich Beide ernstlich den Frieden begehrten.

Riza war zum Tode betrübt über diesen Ausgang. Was sie recht gut machen wollte, das gerieth immer gerade recht schlecht. Wäre sie nicht im heiligen Eifer über den Balken geschritten, sondern ganz ruhig und sicher die Treppe hinab, so würde sie ihrem Bruder am Thore begegnet seyn, sie hätte ihn zurückhalten können und er hätte nicht neues Unheil zum alten gehäuft.

Wie aber der Gemüthsmensch sein Hoffen gerne an irgend ein Wahrzeichen knüpft, so bildete sich auch Riza ein, der Streit werde noch geschlichtet und Alles zum besten Ende geführt werden, wenn nur der eine Balken fest stehen bleibe, im Bilde und in der That das einzige Bindeglied zwischen den beiden Häusern. Täglich war ihr erster Blick auf diesen Balken gerichtet. Eines Morgens aber schrak sie furchtbar zusammen! der Balken war fort! Wipprecht hatte ihn wegnehmen lassen, gleichsam zum letzten Trumpfe, da Eberhard auf sein Ansinnen wegen des Wappens nicht einging: — die Verhandlungen waren mit dem Balken endgiltig abgebrochen. Riza grämte sich fast mehr über den verschwundenen Balken als über die stets weiter entrückte Aussicht auf Heil und Segen. Allein ein weiches Gemüth, welches so tief in sich zu grübeln und zu schwärmen versteht, kann zwar unendlich elender werden als härter gebildete Seelen, es findet aber auch in sich oft dann noch heimliche Quellen des Trostes, wenn jene ganz erstarren und kalt verzweifeln müssen. So ward Riza jetzt plötzlich wie von einem himmlischen Morgenroth neuer Hoffnung erleuchtet, als ihr mitten im bittersten Kummer die Legende

ihrer Namensheiligen, Sanct Riza's, der Tochter Ludwigs des Frommen, einfiel. Die heilige Riza wohnte Koblenz gegenüber und ging jeden Morgen zur Castorkirche in die Stadt. Fand sich aber kein Fährmann, so schritt sie ruhig und gottvertrauend über die Fluthen des Rheines und kam immer trockenen Fußes an das jenseitige Ufer. Als aber einmal das Wasser vom Sturme gepeitscht wogte und brandete, ward es ihr angst und sie nahm einen Wingertspfahl vom Ufer, um sich im Wogengetümmel darauf zu stützen; doch je fester sie sich auf den Pfahl stützte, desto tiefer sank sie. Da, als ihr das Wasser schon zum Halse ging, warf sie den Pfahl hinweg und stützte sich wieder ganz allein auf den Stab ihres Glaubens, daß der Herr sie dennoch nicht versinken lassen werde, und die Wellen hoben sie wieder empor und sie schritt wie eine Siegerin über die rollenden Fluthen.

Riza — nicht die Heilige, sondern die Knebel von Katzenelnbogen — dachte, „die Legende ist ganz besonders für mich geschrieben. Hinweg mit dem Balken, der mich trug und dennoch betrog! Ich habe mich bisher auf den Wingertspfahl des Menschenwitzes gestützt und bin immer tiefer gesunken. Mein Witz ist zu Ende. Und doch glaube ich nun erst recht, daß Gott mir helfen werde und daß ich das Opfer meiner Liebe nicht dem Geliebten zum Fluch gebracht habe. Jeden Morgen in die Kirche zu gehen, ist wohl löblich, aber die heilige Riza hätte auch einmal zu Hause bleiben können, wenn es so arg stürmte, und doch wehrte der Herr den Wellen, daß sie das Mädchen verschlängen, blos wegen ihres Gottvertrauens. Mein Fall ist viel wichtiger und die Fluth tobt weit wilder noch: darum wird die heilige Riza mir, ihrer unheiligen Schwester, auch ein Stück ihres Glaubens geben und wenn sie für sich den Weg über die Wellen erbeten konnte, so kann's sie's auch für mich."

In solchen Gedanken ward Riza wieder ruhig. Statt des verlorenen Wahrzeichens, statt ihres Balkens hatte sie in der Legende ein neues tiefsinnigeres Zeichen gefunden. Und dessen bedurfte sie jetzt doppelt. Denn die Dinge standen in der That so schlecht, daß sie für ihre Liebe nichts weiter mehr thun konnte, als zu glauben und zu hoffen.

Während aber Riza schwärmte und Zeichen deutete, sann Adelheids männlicher Geist, wie sie aus der neuen Verwickelung neuen und greifbaren Vortheil für ihren Mann zöge. Von der

zerschlagenen Helmzier sprach sie vorläufig gar nicht mehr; die Eselsohren waren ihr immer nur Mittel zum Zweck gewesen, und sie erblickte jetzt einen viel geraderen Weg für ihre Zwecke. Herr Eberhard Knebel hatte eigenmächtig den Brückengang zerstört; das durfte er nach Vertrag und Herkommen nicht: alle Bauveränderungen am Gesammthause mußten gemeinsam beschlossen und darum auch alle Baulasten gemeinsam getragen werden. Aber gerade dies war der stolzen Frau Adelheid in innerster Seele zuwider, daß sie sich für immer angekettet sah an diese Knebel, abhängig von ihnen, eingeschnürt in ihrem freien Willen, und nur darum hielt sie so eisern fest an dem bestrittenen Eselsohr, weil sie den Knebeln nicht zugestand, in solchen Dingen mitzureden. War doch diese Linie nicht einmal nachweislich verwandt mit den Kesselhuten! Sie führte nur den gemeinsamen Namen wegen der gemeinsamen Burgmannschaft und nur als Mit-Ganerben auf Alt-Katzenelnbogen wie in dem Hause am Rhein konnten die Knebel den Kesselhuten in irgend etwas Einsprache thun. Jene „verdammten Verträge" über das Gesammthaus hatte Eberhard zu zerreißen begonnen, als er eigenmächtig den ersten Axthieb wider den Brückengang befahl. Also bestimmte Adelheid ihren Mann, daß er den einzigen Balken, welchen Eberhard stehen gelassen, nun gerade seinerseits hinabwerfen ließ, zum Zeichen, daß auch er nach dem Willen des anderen Hausgenossen nichts mehr frage. Doch man mußte deutlicher reden, Herr Knebel hätte ja sonst meinen können, der Kesselhut habe nur das von ihm begonnene Werk freiwillig vollendet. Der Anlaß fand sich bald.

Ein junger Taugenichts, Dietmar von Haftel, trieb sich damals in der Gegend umher und war froh, wenn ihm eine oder die andere milde Seele zeitweilig einen sicheren Unterschlupf bot. Denn er hatte mehrere Ritter und Städte mit frechem Muthwillen geschädigt und deßhalb hier und da Schläge zu erwarten, besaß auch keine Burg, in welcher er sich selbst hätte sichern können, sondern nannte außer seiner Frechheit, seinem Raufdegen und seinem alten Namen überhaupt nichts sein eigen, und war also, Alles zusammengenommen, ganz genau, was wir auf neuhochdeutsch einen adeligen Lump nennen. Eberhard Knebel gehörte zu den Widersachern und Verfolgern dieses Dietmar; der alte Ritter von Biegen dagegen, Adelheids Vater, hatte ihm schon öfters, — aus welchem Grunde steht urkundlich nicht ganz fest

— die Stange gehalten. Adelheid beredete darum ihren Mann, den Dietmar in das alte Haus aufzunehmen, und natürlich protestirte Eberhard sofort feierlichst und erklärte, das sey ein Bruch alles Rechtes und Herkommens, den er nicht dulde; denn keiner der beiden Hausgenossen dürfe einen Fremden aufnehmen gegen des anderen Wissen und Willen. Wiprecht ließ dagegen dem Knebel hinübersagen, Recht und Herkommen seyen ja von ihm selbst zuerst aufgehoben worden, indem er den Brückengang eigenmächtig abgebrochen: er, Wiprecht Kesselhut, gehe jetzt nur auf dem Wege weiter, welchen ihm Herr Eberhard Knebel angezeigt.

So hatte Adelheid erreicht, was sie wollte; die Verträge waren beiderseits zerrissen und nur der offene Kampf konnte noch entscheiden. Ein Jeder verschanzte sich demnach in seinem Bau und sann auf Angriff und Gegenwehr.

Nun ritt Dietmar von Haftel einmal vor's Thor, um frische Luft zu schöpfen. Heinz, der Sohn Eberhards, sah es, sprengte ihm nach, erreichte ihn und griff ihn wüthend an: der Unheilstifter sollte fallen oder sich gefangen geben. Allein Dietmar, ein Raufer und Schläger ersten Ranges, bedeckte den jungen Hitzkopf mit so ungeahnten Püffen, daß dieser bald vom Angriff zur Vertheidigung übergehen und sich zuletzt aus drei Wunden blutend, dem Dietmar gar gefangen geben mußte, der ihn im Triumph zu seinem Freunde Wiprecht heimführte. Im alten Hause ward dann Heinz in festen Gewahrsam gesetzt als ein kostbares Unterpfand für den guten Ausgang der Fehde.

Kaum war die Unglückskunde in den neuen Bau gedrungen, so rief Eberhard auch schon alle seine Mannschaft zu den Waffen, um sofort das Thor des alten Hauses zu stürmen und den Sohn wieder zu befreien. Wiprecht hatte einen solchen allgemeinen Angriff schon lange erwartet und für diesen Fall eine Kriegslist vorbereitet, welche die rastlos helfende und schürende Adelheid ausgedacht. Er theilte nämlich seine Leute in zwei ungleiche Haufen und stellte den kleineren unter Dietmars Befehl zur Vertheidigung des stark befestigten Thores; den größeren aber hielt er unter seiner eigenen Führung zurück. Als nun Eberhard mit all seiner Macht wider das Thor stürmte, fiel Wiprecht mit seiner Schaar zur Hinterpforte aus, erkletterte auf bereit gehaltenen Leitern das obere Geschoß des neuen Baues und nahm die wenigen Leute, welche Eberhard zurückgelassen, gefangen. So sahen sich die

Stürmenden am Thore des alten Hauses plötzlich aus den Fenstern ihrer eigenen Burg angegriffen und geriethen in einen Kreuzhagel von Steinen und Geschossen, der sie bald zum Rückzuge zwang. Allein in die eigene Burg konnten sie nicht wieder zurück; das von Wiprechts eingedrungenen Leuten wohl bewachte Thor sperrte ihnen jetzt um so sicherer den Eingang, je stärker es Herr Eberhard selbst befestigt hatte. Er war aus seinem Hause ausgeschlossen. Zwar versuchte er noch einen Angriff auf seine eigene Veste, doch umsonst. Er wollte dann wenigstens die Verbindung der beiden Häuser abschneiden, so daß Wiprecht nicht mehr in das alte Haus hätte zurückkehren können; hierzu war aber seine Mannschaft viel zu gering. Zähneknirschend mußte er abziehen und bei guten Freunden Hülfe suchen, indeß ihm Wiprechts Leute von den Zinnen seiner eigenen Burg nachhöhnten, und sie hatten sich dazu noch die Blechhauben mit armslangen rothen und weißen Eselsohren geschmückt.

Wiprecht nützte die kurze Frist, welche ihm Eberhards Abzug gönnte, um den hölzernen Brückengang zwischen dem Obergeschosse der beiden Häuser wiederherzustellen und dadurch eine gemeinsame Vertheidigung des Gesammtbaues zu ermöglichen. Riza sah mit geheimer Freude, wie sich auf's neue verbindend die Balken fügten. So seltsam ist des Menschen Herz! Ihr alter Aberglaube an das gute Wahrzeichen gewann wieder Kraft, und obgleich das Spiel immer schlechter stand, klammerte sich ihre Hoffnung nur um so fester an den Strohhalm dieser Balken! Sie war Wiprechts Gefangene; doch ließ er sie ganz frei gewähren. Da sie aber fort und fort das alte Lied sang und ihn beschwor, auch jetzt noch die Versöhnung mit dem Vater zu suchen, so ging er ihr aus dem Wege. Aber auch bei ihm zeigte es sich, wie seltsam des Menschen Herz ist: obgleich er mit Adelheid im Vollgefühl des Sieges schwelgte, fühlte er sich doch elender als je, und obgleich er Riza mied und fürchtete, sehnte er sich doch insgeheim zurück nach der stillen, schüchternen Jugendfreundin. Wenn nur auch alles Andere so still und friedlich wie damals gewesen wäre!

Nach wenigen Tagen geschah, was man hatte erwarten müssen: Eberhard, durch seine Freunde mit großer Macht verstärkt, rückte vor das Haus und begann es in aller Form zu belagern. Er fand verzweifelten Widerstand. Den hatte er aber vorausgesehen und demgemäß so zahlreiche Mannschaft herangezogen, daß das

Haus dennoch fallen mußte. Die Besatzung war viel zu schwach, um sich auf allen angegriffenen Punkten dauernd mit gleichem Nachdruck vertheidigen zu können.

Riza beobachtete aus ihrem Kammerfenster den wilden Kampf; aber noch wilder wühlte der Kampf in ihrem eigenen Herzen. Sie sah, wie Wiprecht am Thore des väterlichen Hauses gegen ihren Vater focht; sie sah, wie an dem anderen Thore Dietmar die Abwehr leitete und wie dort auch Adelheid mit Helm und Schwert unter den Streitern erschien. Die Belagerer drangen da drüben immer übermächtiger vor, sie gewannen die äußere Pforte, sie ließen die Zugbrücke über den Graben nieder; Dietmar floh; aber Adelheid befeuerte ihr kleines Häuflein auf's neue und trieb es vorwärts auf die Brücke. Dort entspann sich ein wirres Handgemeng; Adelheids Leute wurden niedergehauen oder in's Haus zurückgejagt, die Stürmenden schlugen dem Weibe, das allein nicht weichen wollte, die Waffe aus der Hand, rohe Knechte fielen über sie her und mißhandelten sie so empörend, daß Riza es nicht länger ansehen konnte. Sie warf nur noch einen Blick nach Wiprecht und dem Vater; dort stand eben der Kampf auf eine Weile still, als ob beide Parteien sich verschnaufen müßten. Da überwältigte sie ihr gutes Herz, und wenn sie schon diese Adelheid haßte mit der ganzen Gluth gerechten Zornes, eilte sie doch auf den Brückengang und hinüber, um wenigstens der rohen Gewaltthat zu wehren, welche ihres Vaters Leute an dem entwaffneten Weibe übten. Und es gelang ihr. Die Peiniger wichen betroffen zurück und brachten Adelheid ohne weiteren Muthwillen in guten Gewahrsam, indeß gleichzeitig Riza's Bruder seines Kerkers ledig ward.

Während der kurzen Frist dieses Vorganges hatte sich aber auch am andern Thore der Kampf unerwartet schnell entschieden. Das Thor ward erstürmt. Wiprecht floh fechtend in das Innere des Hauses, und obgleich sich Eberhard den jungen Mann ganz besonders zum Gegner ausersah und ihm gar zu gerne das zweite Eselsohr vom Helm heruntergeschlagen hätte, so verlor er ihn doch im Gedränge. Es glückte Wiprecht, den oberen Stock zu erreichen; die Niederlage Dietmars war ihm noch unbekannt; darum eilte er zu dem Brückengang: dort konnte er sich gegen Dutzende wehren, Dietmar konnte ihm Hülfe bringen. Aber an der Pforte des Ganges ward er hinterrücks von jenen Leuten Eberhards

überfallen, die er selber bei seinem Ueberfall des neuen Baues jüngst zu Gefangenen gemacht. Sie hatten sich während des Sturmes befreit, und Wiprecht war die erste Beute, welche ihrer Wuth unter die Hände kam. „Er hat unseren Ritter aus seinem Hause geworfen," brüllte Einer, „werft ihn jetzt wieder hinaus, wo er damals hereingestiegen ist." Die Andern jubelten Beifall, schleppten Wiprecht auf den Brückengang und warfen ihn hinab in den Graben.

So hatte Riza die Adelheid gerettet und darüber ihren Wiprecht verloren; wäre sie nicht gar zu großherzig gewesen und vorhin stehen geblieben, wo sie stand, so würde es wohl umgekehrt gegangen seyn.

Zwar lebte Wiprecht noch, als man ihn aus dem Graben hob, allein es schien nicht, daß er den Tag überdauern werde. Riza taumelte umher wie eine Fieberkranke, sie verstand die Siegesfreude der Ihrigen nicht, noch den Aerger derselben, daß gerade der Hauptspitzbube, daß Dietmar von Haftel allein entkommen sey, sie hatte nur einen klaren Gedanken: sie wollte bei Wiprecht seyn, ihn pflegen, ihn retten und wenn sie selber in's Grab steigen müßte, um ihn bei dem unerbittlichen Tode auszulösen. Mit großer Mühe erlangte sie's endlich von ihrem Vater, daß sie dem sterbenden Manne in seinen Schmerzen beistehen durfte. In sinnloser Hast wollte sie geradaus über den Brückengang zum alten Hause eilen; denn man hatte Wiprecht dorthin gebracht. Aber sie prallte zurück, als sie den Fuß auf die Balken setzte: die Brücke, an welche sich ihr Hoffen so abergläubisch geklammert, stand wieder fest wie vordem, und — Wiprecht war von den Balken, die er selber neu gefestet, in den Abgrund gestürzt worden! Riza konnte nicht über die gräßliche Brücke gehen; sie wankte auf dem Umwege die Treppe hinab.

Wiprecht lag in einer schweren Ohnmacht. Als er wieder zu sich kam und Riza neben dem Bette sitzen sah, blickte er sie lange mit mildem Auge an, und als sie endlich fragte, wie es ihm gehe, erwiderte er: „Gut und besser als seit Jahr und Tag; denn die wüste Geschichte mit den Eselsohren ist zu Ende. Ich will jetzt wieder ruhig werden und deinen Friedensworten folgen und Adelheid muß es gleichfalls, sie mag wollen oder nicht."

Riza merkte mit heimlichem Schauer, daß Wiprecht doch nicht ganz bei klaren Sinnen sey und daß er nicht ahne, wie nahe der

Tod an seinem Lager stand. Sollte sie ihn an das Ende mahnen? Es war kein Priester zur Hand; sollte sie ihn vorbereiten und seine Beichte hören? Aber was er eben gesprochen und in noch tieferen, verwandten Worten weiter sprach, das war ja auch eine Beichte! Und sie dachte, wenn er mit so guten Gedanken hinüberschlummere, nicht ahnend, daß er eben jetzt sterben müsse, so sey das auch gut gestorben und besser, als wenn er sich mit Todesgedanken martere; sey er einmal wirklich todt, dann werde er auch schon frühe genug erfahren, daß er gestorben sey.

Aus allen Reden des Sterbenden leuchtete aber hervor, wie lieb er Riza doch immer im stillen Sinne gehabt und wie die Einkehr bei ihr ein ächteres Glück ihm geboten als der Rausch des Ehrgeizes, welchen er mit Adelheid durchgeschwärmt. Es war ein verhülltes, unbewußtes Liebesgeständniß ganz eigener Art, so dämmernd, wie auch Riza's zagende Liebe lange Zeit gewesen war.

Riza's Liebe hatte ihr Zagen sieghaft überwachsen, als es zu spät war und Wiprecht bereits an Adelheids Hand dem Untergang entgegenstürmte; Wiprechts Liebe sprach sich zum erstenmale deutlich aus, als seine halbwache Seele bereits zum Tode hinüberträumte.

Und dennoch war diese Aussprache deutlich. In letzten und höchsten Nöthen fallen oft plötzlich die Schleier unseres Geistes, und was jetzt in Wiprechts Worten sich kundgab, das war seines innersten Wesens eigenster und bester Theil.

Aber auch der Jungfrau fielen endlich die Schuppen von den Augen, und indeß Wiprecht laut beichtete, legte sie sich eine ganz neue Beichte im Stillen ab. Nur war dieses ihr Selbstgeständniß unendlich schmerzhafter. Denn während Wiprecht eben seine Schuld mit der baren Sühne des Todes büßte, gab ihm die Gnade des unsichtbaren Richters Linderung in dem klaren Wiedererfassen des verlorenen Glückes; Riza dagegen erkannte um so schmerzvoller ihre Schuld, je seliger sie andererseits das Bewußtseyn machte, daß ihre stille Liebe nun doch den Sieg der stillen Gegenliebe gewonnen. Ganz außerordentliche Dinge gingen ihrem Verstande auf, und doch waren es nur Dinge, die ein gewöhnlicher Mensch längst mit Händen gegriffen hätte. Sie hatte vordem sich selbst erforscht bis zur Vernichtung alles Selbstvertrauens, aber die andern Menschen, die Welt, hatte sie nicht erforscht, und so stürzte sie sich und ihren Geliebten doch nur in's Elend durch ihre qual-

volle Selbsterkenntniß. Jetzt erst sah sie ein, daß man einen ungestümen jungen Mann nicht so unter der Hand lieben und leiten könne, von der Ferne her, — und sey es auch nur auf zwanzig Fuß über eine hölzerne Brücke hinüber — vorab wenn eine Frau wie Adelheid ihm zur Seite stand. Ihr gutes Herz war überall voran gewesen, darum war die kluge That überall zu spät gekommen. Sie hatte ihr Glück geopfert, um den geliebten Mann glücklicher als glücklich zu machen, und in der Schwärmerei dieses Gedankens hatte sie den süßen Schmerz des Opfers ertragen gelernt. Jetzt zerrann diese Schwärmerei wie ein Nebel, die Wahrheit stand vor ihrem Auge: sie waren Beide gleich elend geworden. Wäre Wiprechts Sterbestunde nicht doch so schön gewesen, verklärt von dem Schimmer der Liebe, so würde sie den Schmerz ihres Opfers nicht ertragen haben. Jetzt aber war ihr diese bittere Stunde selbst wie eine unverdiente Gnade; sie hätte die Stunde festhalten mögen für immer, aber die Stunde lief ab; Wiprecht starb, indem er, Adelheids und der Eselsohren gänzlich vergessend, ein neues Leben der Liebe und des Friedens glaubte wiedergewonnen zu haben.

Als Riza noch weinend bei der Leiche saß, trat Adelheid in's Zimmer. Sie ergriff Riza bei der Hand und blickte dem Todten lange schweigend in das versöhnte Antlitz; ihr Auge blieb trocken, doch in ihren Zügen arbeitete es mächtig. Endlich sprach sie zu Riza: „Das Recht stand auf unserer Seite, das Glück auf der Seite deines Vaters. Ich habe gethan, was ich mir und meinem Manne schuldig war!"

Mit diesen Worten verließ sie das Gemach, ohne Zweifel vor sich selbst gerechtfertigt, indeß die arme Riza, von Selbstanklagen übermannt, zurückblieb.

Adelheid ging später in das Kloster Rupertsberg und ward Nonne. Was hätte sie auch anderes thun sollen? Ihre Rolle war ausgespielt, also trat sie ab von der Bühne.

Riza dagegen, welche ihr Vater so oft schon eine Nonne genannt, die man einzukleiden vergessen, blieb starken Muthes zu Hause. Sie sprach, als sie von Adelheids Schritt Kunde bekam: „Es wäre mir zwar auch bequem, in's Kloster zu gehen; denn ich leide an einem Herzfehler und gedeihe darum nicht recht in dieser Welt. Ein Arzt erzählte mir, es gebe Leute, die ein zu großes Herz haben, so groß, daß es zuletzt alles Andere über-

wuchert und dem armen Kranken bis zum Halse herauf schlägt. Diese Krankheit scheint auch mir angeboren zu seyn. Allein sie ist unheilbar; also suche ich auch nicht das Spital eines Klosters. Ich will bei meinem Vater bleiben, der meiner Pflege für seine alten Tage bedarf."

Das that sie denn auch; und Leute, die ihr stilles, liebevolles Walten gesehen und dazu auch etwa ahnten, was sie alles verschwiegen in der Seele trug, sagten, es sey fast schade, daß es schon eine alte heilige Riza gebe; säße die nicht fest auf ihrem Platze, so könnte man auch die Riza Knebel von Katzenelnbogen zur heiligen Riza machen, obgleich sie nicht in's Kloster gewollt, und sich lediglich aus dem profanen Grund wie eine Büßerin quäle, weil sie bei der Brautwerbung eines heiß geliebten Mannes sich nicht getraut habe, Ja zu sagen.

---

# Das Buch des Todes.

(1868.)

---

## I.

Der Sturm hatte ausgetobt.

Neugeboren, im reinsten Goldglanze entstieg die Morgensonne dem Meere und auch das ganze Himmelsgewölbe leuchtete wie neugeboren, metallen blank, tiefblau, und nur fernab im Westen gegen Seeland und den Sund hinüber säumten lange Wolkenstreifen den Horizont, das verspätete letzte Gefolge des entflohenen Unwetters.

Es lag eine Burg am Steilrande der See, da wo die breite Südspitze Schwedens gegen Norden sich umbiegt, eine Burg zwar nur von Holz erbaut, aber wind- und wetterfest aus Riesenstämmen gefügt, wie sie damals noch zu tausenden im Schoße des unberührten Waldes ragten, der unabsehbar ringsum das Küstenland bedeckte, ein Meer der Wipfel zum Meere der Wellen niedersteigend. Das war in den Tagen, da Karls des Großen Enkel im Frankenreiche herrschten und Ansgar, der Hamburger Erzbischof kaum erst nach Schweden gekommen war, die heidnischen Normannen zu taufen.

Von der hohen Warte der Burg sah man Land und See weithin zu Füßen gebreitet und wenn Erich, der Burgherr, seinen Blick, in die Ferne spähend, dem Zug der wilden Schwäne folgen ließ, dann dünkte er sich fast wie auf Odhins Hochsitze in Asgard, der Götterburg, wo man die ganze Welt zu überschauen vermag.

Nicht Erich war es jedoch, der heute im Frühscheine nach der Wetternacht da oben an der Brüstung lehnte, sondern Gunild, sein einziges Kind. Sie stand wie eine Bildsäule, das Auge auf Wald und Meer geheftet, und das Meer brandete noch im Nachwogen der Sturmflut, während die Wipfel des Waldes regungslos ins lichte Blau ragten: — tiefer Friede bereits am Himmel, aber da unten noch schäumende See, wilder Wogenschlag bei Windstille.

Ein ähnliches Räthsel des Widerspruches lag auf Gunild; — keine Miene zuckte, kein Glied bewegte sich an der versteinerten Gestalt, nur im Innern wogte es und brandete. Auch hinter ihr lag eine Sturmnacht, die ihr Herz durchgerungen hatte, während draußen der wirkliche Sturm wüthete, doch freilich den Sonnenschein hatte der Morgen ihrer Seele nicht wiedergebracht.

Sie starrte in die Flut und sah die Flut nicht; sie sah im Geiste den trotzigen Olaf Sigualdson, den sie gestern noch ihren Bräutigam genannt hatte. Sie blickte auf den Wald, in welchen der Sturm eingefallen war, wie der Wolf in die Heerde, aber sie sah die gebrochenen Bäume nicht, sondern dachte nur an ihre zerbrochene Liebe. Im Schloßhof schattete eine alte Linde, der Sturm hatte den stärksten Ast herabgerissen, daß der Stamm jetzt wie zerspalten stand; allein Gunild gewahrte nicht die traurigen Trümmer ihres Lieblingsbaumes, obgleich ihre Blicke am längsten auf demselben ruhten: sie gedachte, daß es gestern Abend im Schatten dieses Baumes gewesen war, wo sich ihr und Olafs Herz kalt und zürnend von einander wandten, wo sie Beide sich getrennt hatten ohne Händedruck.

Olaf war ihr seit Jahren in verzehrender Liebe zugethan; sie erwiderte seine Liebe tief und ernst, doch zögernd, verschlossen. Ein Jedes wollte das Andere besiegen, je nach seiner Art, keines sich dem Andern besiegt geben; denn beide waren stolzen Sinnes und suchten und flohen sich wechselsweise in ihrem Stolze, der sie um so heftiger zu einander zog, je härter er sie abzustoßen schien. So war ihr Lieben ein steter Kampf, Steigen und Fallen, Jubel und Klage, Glück und Elend in qualvollem Wechselspiel. Sie erkannten zuletzt, daß nur ein rascher Ehebund die zerstörende Flamme ihrer Leidenschaft in die milde Glut befriedender Liebe verwandeln könne. Gunilds Vater war dem jungen Manne geneigt, und so konnte sie ihn klopfenden Herzens doch hoffnungsfreudig gestern Abend erwarten, daß er um ihre Hand werbe und

auch gleich frischweg Hochzeitstag und Heirathsgut mit dem Alten beredete.

Olaf kam. Gunild saß mit dem Vater unter der Linde. Doch nicht schüchtern und bedenksam trat er herzu, wie man's wohl in solcher Entscheidungsstunde erwarten mag: er kam von der Eberjagd, den Speer in der Hand, berauscht vom Fieber des Kampfes. Und ohne jegliches Vorwort ergriff er die Rechte des Vaters und bat, als habe er zu fordern, um die Hand seiner Tochter. Hatte jemals Einer so geworben?

Doch lieh der Alte lächelnd ihm ein williges Ohr, denn dem kühnen Manne verzeiht man wohl die überkühne Rede. Gunild aber erschrak, — es wallte und wogte in ihr. Sie war keines von den sanften Mädchen, die sich still dem Manne beugen; selber trutzig und stolz hatte sie nur nach heißem Kampfe und doch in heißer Liebe den Entschluß sich abgerungen, sich diesem Manne zu eigen zu geben.

Der Vater blickt auf Gunild, als erwarte er von ihr die Antwort. Sie bleibt stumm. Allein in der Röthe, welche das Gesicht übergießt, in dem Blick, der zornig funkeln will und doch verschämt sich senken muß, in den Thränen, die verhalten dennoch hervorbrechen, liest er das Ja, welches die Lippen versagen. Er willigt ein. Und wie im Traume läßt sie ihre Hand in Olafs dargebotene Rechte sinken.

Doch das Alter ist langsam, bedächtig; es heischt auch von der Jugend Bedacht und reife Prüfung: also fordert der Vater noch ein Jahr der Probe, bevor das lockere Band des Verlöbnisses zum unlösbaren der Ehe gefestigt werde.

Jetzt verstummt der kecke Werber, und wie der Vater vorhin fragend auf Gunild geblickt hatte, daß er das Ja von ihrem Munde nehme, so blickt Olaf jetzt auf sie, unmuthvoll erwartend, daß sie des Vaters Willen wende. Und Gunilds gekränkter Stolz findet nunmehr die Sprache. Vor einer Stunde noch würde sie in den Vater gedrungen seyn, alsbald die Hochzeit anzuberaumen, jetzt aber machte sich die Entrüstung Luft über Olafs herrisches Wesen, der mit dem Jagdspeer hergestürmt war, um sie wie ein Wild zu erjagen. Sie sah ihm fest ins Auge und sprach laut und fest: „Des Vaters Wunsch ist der Tochter Gebot!"

Solche Antwort hatte Olaf nicht erwartet. Er fuhr auf wie vom Blitze berührt und sein zürnender Blick fragte Gunild, ob

sie ihr Wort nicht zurücknehme? Doch als sie nur in kaltem Schweigen antwortete, da brach sein lauter Zorn mächtig wie ein Strom hervor. Hatte sie nicht selber längst insgeheim zugestimmt, daß nur ein rascher Ehebund die stäten Widersprüche ihrer Liebe lösen könne? Hatte ihn nicht gemeinsame Abrede deßhalb hierher geführt? Und jetzt verleugnete sie ihren eigenen Willen! Immer war sie karg gewesen in jedem Wort und Zeichen der Liebe, und gerade wann er das Höchste erwartete, hatte sie allezeit um so weniger geboten.

Das warf er ihr jetzt in harten Worten vor.

Gunild aber entgegnete: nicht ihr Wille sey heute ein anderer geworden, sondern ihre Erkenntniß; denn wenn selbst in diesem Augenblicke Trotz und Herrschsucht sein Gemüth befange, dann werde auch der rasche Ehebund ihre Widersprüche nicht versöhnen, sondern sie vielmehr schärfen und steigern zu endlos wachsendem Unheil.

So häuften Beide wechselsweise Vorwurf auf Vorwurf, und der Vater, den sie hätten bitten sollen, daß er sie vereinige, bat die Kinder vielmehr, daß sie sich nicht entzweiten.

Aber vergebens. Sie trennten sich. Schon schüttelte der heranbrausende Sturm die Wipfel der Linde und verschlang ihre letzten Worte: es waren nicht Worte der Liebe gewesen, nicht einmal Abschiedsworte.

Gunild schritt, auf den bekümmerten Vater gestützt, zum Hause. Doch blickte sie noch einmal verstohlen zurück, ob Olaf nicht umkehre. Allein er eilte in ungestümer Hast zum Meere, wo ein Kahn am Strande lag, und bestieg das Schifflein, um auf dem kürzesten aber gefahrvollsten Wege heimzufahren. Denn schon ging die See hoch, und als das schwache Fahrzeug in den Wogen verschwand, konnte man bald nicht mehr entscheiden, ob es von der Flut verschlungen oder ob es ihrer Meister geworden sey.

So war es gestern Abend gewesen.

Gunild hatte die Sturmnacht in Sturmgedanken durchwacht, und jetzt, wo sie am stillen, klaren Morgen auf dem Hochsitze stand, war es in ihr zwar klar, aber nicht stille geworden; denn sie erkannte, stumm entsagend, daß der Sturm des unheilvollen Abends ihre Liebe in alle Lüfte verweht habe.

## II.

Olaf war nach grausiger Fahrt daheim gelandet: Zorn und Verzweiflung gaben ihm die Kraft, welche sein Fahrzeug durch die Brandung zwang, die er bei ruhigeren Sinnen kaum hätte besiegen können.

Aber nun in der Stille des Hauses fühlte er sich erst recht leer in Geist und Herz; das Hauptziel, welches alle seine Gedanken in Athem gehalten, bestand nicht mehr, sein Leben däuchte ihm mit einemmale inhaltlos. Ihn dürstete, sich dieser unerträglichen Leere zu entschlagen; er hätte sich ins Gefecht stürzen mögen, allein es gab keinen Feind; er griff zu den Jagdwaffen, aber es schien ihm matt und reizlos, mit Bär und Wolf zu kämpfen; er hätte ins weite, tobende Meer hinausfahren mögen, allein er fürchtete sich vor der unendlichen Einsamkeit der Wasserwüste. Und doch war es ihm, als könne er nur im Taumel von Wagnissen und Abenteuern genesen.

So streifte er ziellos durch die Wälder.

Da begegnete ihm eine Schar von Männern aus der Nachbarschaft, die wohlbewaffnet leise und vorsichtig einherzogen, als suchten sie einen versteckten Feind. Sie riefen ihn an, mitzugehen, denn eine lustige Jagd, einen seltenen Fang gelte es heute.

Olaf horchte auf.

Es war ein Aufstand des hier fast überall noch heidnischen Volkes ausgebrochen gegen die Corveyer Mönche, welche als Missionäre in das Land gekommen waren und hier und da Bekenner des neuen Glaubens gewonnen hatten. Schon wurde in Sigtuna eine Kirche gebaut und ein Bischofssitz gegründet, als sich das Volk erhob und die Christen verjagte. Sie hatten sich in die Wälder geflüchtet, und dort suchte sie eben jene Schar, welcher Olaf begegnete.

Er zauderte, der Einladung seiner Nachbarn zu dem seltsamen Waidwerk zu folgen; denn die Mönche sammt ihrem Bischof waren ihm höchst gleichgültig. Er lebte nach der Väter Weise und kümmerte sich nicht um den neuen Gott. Zudem schien es ihm wenig heldenhaft, über wehrlose Flüchtlinge herzufallen. Allein war auch die nächste Gefahr nicht groß, so lauerte vielleicht eine größere im Hintergrund: unter des Königs Schutze war der Bischofssitz gegründet, durch den König, ob er gleich selbst noch ein

Heide, war den Mönchen frei Geleit gegeben worden; den Bischof und die Mönche verfolgen, hieß sich also wider den König setzen.

Gerade dies gab jedoch für Olaf den Ausschlag: Trotz zu bieten aller Welt, und den König und alle Welt herauszufordern, das gefiel jetzt seinem gährenden Unmuthe.

Darum stürmte er fast willenlos fort mit dem wilden Schwarm, und als er sich dann mit ihnen erst einmal recht hineingeredet hatte in Grimm und Haß gegen die feigen, psalmplärrenden Mönche, da war es ihm, als lindere sich sein Herzweh ein Stücklein, da schwand die Leere und Oede, welche ihn gequält: er hatte ein Abenteuer gefunden.

Am späten Abend ward das Versteck der Christen aufgespürt. Tiefes Dunkel lag schon auf dem Dickicht. Bei rothem Fackelschein, der die Wildniß grell durchflammte, rang man mit einander, jagte, verfolgte die Fliehenden von Busch zu Busch, von Baum zu Baum. Manche wurden erschlagen, der Bischof mit vielen Andern gefangen und gebunden; aber größer noch als die Beute an Menschen, war die Beute an Gefäßen, Gewändern und allerlei Kirchengeräth, an den Heiligthümern, welche die Christen mit sich geflüchtet hatten.

Weithin hallte der Jubel der Sieger, die den Raub theilten, indeß die Gefesselten, mitten im Ringe gelagert und scharf bewacht, stumm ergrimmend zusehen mußten, wie der Eine einen Abendmahlskelch auf der Götter Minne leerte, der Andere ein Meßgewand über sein Bärenfell warf, der Dritte ein Crucifix als neuesten Zierrath an seinem Schwertgehäng befestigte.

Olaf verschmähte allen Theil an den kostbaren Dingen, obgleich er am schärfsten gesucht, am wildesten dreingeschlagen und darum wohl das reichste Beutestück verdient hatte. Nur ein kleines Andenken wollte er sich von dem gleißenden Tande mitnehmen, und so ergriff er ein Ding, welches die Andern als ganz unbrauchbar bei Seite geworfen hatten, ein wunderliches Stück Hausrath: viele viereckige Blätter Pergament, hinten zusammengeheftet und mit zwei Deckeln von Elfenbein beschwert und gefaßt. Die Blätter aber wimmelten von den seltsamsten, unverständlichen Runenzeichen und Bildern, bald schwarz, bald in Gold und Farben ausgemalt. Keiner verstand, was das Ding bedeute, denn keiner hatte noch ein Buch gesehen.

Lächelnd band Olaf das Buch, welches er für ein Amulet

hielt, an seine zur Brust niederfallende Halskette, und als er in der Morgenfrühe wieder nach Hause kam, unbefriedigt, daß der wilde Tag so rasch und glatt zu Ende gegangen, warf er das Buch verächtlich in eine Ecke, kümmerte sich auch weiter nicht mehr darum und versank aufs neue in seinen brütenden Unmuth.

---

## III.

Drei Tage war das Buch im Hause, da erkrankte Olafs Mutter. Vergebens rief er arzeneikundige Frauen; sie wußten nicht Rath noch Hülfe und sagten, das sey eine ganz neue Krankheit, die ihnen noch niemals vorgekommen. Nach weiteren drei Tagen war die Mutter eine Leiche.

Olaf hatte sie so lieb gehabt, doppelt lieb, da er seinen früh verstorbenen Vater kaum gekannt hatte. Es war ihm, als ob er mit Gewalt, mit Schwert und Streitaxt dem Tod die Beute entreißen müsse; allein sein Ungestüm half so wenig, als die ärztliche Weisheit der Frauen: er mußte stille halten.

Und doch war dieser Verlust nicht sein höchster Schmerz; vielmehr wuchs ihm die Seelenqual gerade dadurch in's Unerträgliche, daß er sich nicht ganz in das eine Leid um die Todte versenken konnte. Es gibt eine Wollust des Schmerzes, der betäubend, ungetheilt sich in eine Tiefe verliert. Olaf aber konnte nicht ungetheilt die Mutter beklagen, die er doch so heiß beklagte; seine Gedanken schweiften vom Lager der Sterbenden immer wieder ab zu Gunild, wie sie unter der Linde stand, und obgleich er ihr im Innersten zürnte, ja sich glücklich pries, daß er jetzt ganz einsam sey, getrennt von ihr, sah er ihr zürnend klagendes Gesicht doch immer neben dem Leidensgesichte der Mutter, und als er die Leiche zum Scheiterhaufen geleitete, war es ihm, als schreite Gunild wie eine erhabene Trauergestalt dem Zuge voran. Er suchte mit Gewalt das Traumbild zu verscheuchen, es dünkte ihm so sündhaft, daß die verlorene Geliebte klarer, drängender vor sein Auge trat als die verlorene Mutter — und doch vermochte er's nicht.

Da brachte schon der Abend desselben Tages neues Leid, welches das Alte verschlang. Olafs Schwester, die Pflegerin der Ver-

storbenen, wurde von der gleichen Krankheit ergriffen, ein liebliches Mädchen, sanft, verständig, des älteren Bruders Trost und Freude. Sie hatte so oft seinen rauhen Sinn gesänftigt, sein unbedacht überschäumendes Treiben klug ins Maß zurückgeführt! Jäher, heftiger noch als die Mutter wurde die zarte Jungfrau von dem tückischen Uebel gepackt, rascher noch ward auch sie die Beute des Todes.

Das war wohl Leids genug. Aber qualvoller als alle dies Leid peinigte es Olaf wiederum, daß er auch in diesen neuen Schmerz nicht ganz und rein sich verlieren konnte, erschreckender noch als beim Tode der Mutter verfolgte ihn abermals Gunilds Gestalt. Denn er sah sie jetzt nicht mehr zürnend, im Trauergewande, den Groll über das zerrissene Verlöbniß auf den Lippen, sondern sie stand ihm hochzeitlich geschmückt am Sterbebette der Schwester, und als er dann auch deren Leiche zum Brandhügel geleitete, war es ihm gar, als verwandle sich die zarte Gestalt der Entschlafenen in Gunilds mächtige Erscheinung und Gunild erhob sich von der Bahre im weißen linnenen Brautgewande, mit dem schimmernden Halsbande geschmückt und blitzenden Steinen, das Haupt vom Schleier umwallt, und winkte ihm mit schwermüthigem Lächeln, daß er durch Thors Hammer den Ehebund schließen und segnen lasse.

Das sinnverwirrende Doppelbild von Hochzeit und Leichenbegängniß, welches sich tiefer und tiefer in seine Seele wühlte, trieb Olaf zur Verzweiflung. Nicht an Thors Hammer, der die Ehen segnet, hätte er denken sollen, sondern an den Hammer Thors, der unterm Donnerschlage zerschmettert und sieben Klafter tief in die Erde fährt. Er rief laut auf, daß dieser Hammer ihn treffen möge. Zugleich packte ihn heiße Angst um seinen jüngeren Bruder, das einzige noch übrige Glied der Seinen, einen frischen Knaben. Gewiß, auch ihn umringelte bald die Schlange der giftigen Seuche!

Jetzt erkennt Olaf die strafende Hand der Götter und sinnt, wie er den Tod wenigstens vom Haupte des Bruders abwende. Da geht ihm plötzlich ein helles Licht auf: er hatte Thor, den Schützer der Ehen und Verlöbnisse beleidigt, als er das Band mit Gunild zerriß in dem Augenblicke, wo er's unlösbar knüpfen sollte. Darum verfolgt ihn der stäte Gedanke an Gunild, darum verwandelt sich ihm selbst die Leiche der Schwester in das Trugbild

der festlich geschmückten Braut. Immer tiefer denkt er sich in diese Ueberzeugung hinein: sie bricht zuletzt seinen harten Sinn. Soll er zu Gunild eilen, reumüthig ihre Hand erfassen, weich wie ein Kind unter Thränen um Verzeihung bitten, wohl gar die Frist des Jahres zugestehen? Er wäre bereit, wenn ihm nur Jemand Gewißheit schaffte, daß durch dieses Opfer sein Bruder wirklich bewahrt bliebe vor Thors strafender Hand.

Darum ging er, wie es Sitte war, zu einem Priester und Seher und fragte, ob er Thor oder einen andern Gott beleidigt habe, daß ihm dieser zürne und so schwere Strafe über ihn und die Seinen verhänge?

Der Priester befragte das Loos nach Brauch und Herkommen und sprach alsdann zu Olaf: „Thor und alle heimischen Götter sind Dir gnädig, nur ein fremder Gott zürnet Dir: der Gott der Christen."

Olaf erstaunte und konnte den Worten nicht glauben; da fuhr der Priester fort: „Unsere Zeichen lügen nicht. Christus hat Dich so zu Grunde gerichtet, weil etwas, das ihm geweihet war, in Deinem Hause verborgen liegt, und so lange das teuflische Ding im Hause bleibt, wirst Du Deiner Leiden nicht ledig werden."

Nun mit einem Male entsann sich Olaf des geraubten Buches, welches er in die Ecke geworfen hatte, und glaubte mit dem Priester, dies zauberhafte Amulet habe die Pest in sein Haus gebracht und ihm den Geist so schwer verwirrt. Er stand aber rathlos, was zu thun sey, und auch der Priester wußte ihm keinen Rath.

Sollte er das Zaubergeräthe verbrennen oder ins Meer werfen? Wer bürgte ihm, daß dann der Christengott nicht dreifach zürne? Sollte er's verehren wie ein Heiligthum, wer sagte ihm gut, daß er dann nicht den Zorn der heimischen Götter herausfordere? So wagte er das Buch weder im Hause zu behalten, noch getraute er sich, es hinwegzuschaffen.

In dieser Noth rief er die Nachbarn zusammen, fragte, was zu thun sey, und zeigte ihnen das Ding, welches der Weisefte unter den Versammelten als ein Buch erkannte, und sie nannten es: „das Buch des Todes."

Allein, obgleich sie lange hin und her sannen, fanden auch sie keinen Ausweg. Nur in ihrer Furcht vor dem unheimlichen Buche waren alle einig. Keiner wollte es zerstören, aber noch

viel weniger behalten, und sie drangen in Olaf, daß er es ganz aus ihrem Gebiete hinwegschaffe.

So beschloß man dann endlich, das Buch auf ein langes Brett zu schieben und an die äußerste Grenze des Markwaldes zu tragen. Jenseits, in herrenloser Wildniß, befestigte man es sorgsam an den Stamm der ältesten Eiche und ließ in den auswärtigen Gebieten ringsum sagen, wer Lust habe, der möge sich das Buch holen.

Es hatte aber niemand Lust dazu.

---

## IV.

Gunild hatte unter der Hand alles erfahren, was in Olafs Hause vorgegangen war. Aber niemand konnte wahrnehmen, daß sie diesen Nachrichten mit bewegtester Seele lauschte. Wie sie ihre Liebe in sich verschlossen hatte, so verschloß sie auch ihr Leid.

Als sie von der Theilnahme Olafs an dem nächtlichen Raubzuge hörte, sprach sie zu sich selbst: „Es war gut, daß ich mich von diesem Manne getrennt habe." Und doch fragte sie sich nachher, ob denn Olaf Unrecht gethan, die fremden Eindringlinge, die Feinde der vaterländischen Götter zu verfolgen?

Als man ihr von den zwei jähen Todesfällen erzählte, beklagte sie die armen Frauen und hätte für dieselben sterben mögen, zugleich aber schalt sie sich, daß sie in jenem Verhängniß weit mehr eine Zuchtruthe für Olafs wildes Herz erkannte, als ein mitleidwerthes Unglück des einst Geliebten.

Als sie dann endlich von dem Buche des Todes vernahm, und wie man es an den Baum in der Wildniß gehangen habe, wo keiner es zu holen wage, da ergriff sie eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Buche. Sie wollte es sehen, und wär's auch nur, um über die feigen Männer zu spotten, die mit ihrem Todesmuth im Taumel des Kampfes prahlen, aber vor einem Zauber, der leise, unsichtbar, unbesiegbar den Tod in Herz senkt, scheuen sie zurück.

Unter dem Vorwande, Arzneikräuter zu sammeln, ging Gunild

eines Tages hinaus in den Wald, nur von ihrer treuesten, verschwiegenen Dienerin begleitet. Seltsam schwer war es ihr diesmal gefallen, sich vom Vater zu verabschieden: heuchelte sie doch, daß sie Kräuter der Genesung suchen wolle und sie suchte das Buch des Todes.

Auf weiten Umwegen kam sie zur Waldesgrenze, wo das Buch noch immer am Baume hing. Mit geheimem Grausen näherte sie sich. Aber sie faßte ein Herz, schritt rasch und fest zur Eiche, löste das Buch und nahm es herab.

Da fiel ihr die Dienerin in den Arm und beschwor sie, zu fliehen und das todbringende Buch am Orte zu lassen. Gunild aber sprach: „Die Männer haben sich vor dem Zauberbuche gefürchtet, daß sie es nicht zu behalten noch zu vernichten wagten; ich bin nur ein schwaches Mädchen, aber ich will das Buch dennoch mitnehmen und ins Meer werfen auf meine Gefahr, damit es den Männern nicht länger Angst und Sorge bereite."

Und trotz des Warnens und Flehens der Dienerin barg sie das Buch in ihrem Busen und lenkte ruhig zum Heimwege.

Doch als sie so das Buch auf ihrem Herzen fühlte, überlief sie plötzlich ein kalter Schauer; die Kniee wankten, sie mußte stille stehen und umschlang den Nacken der Dienerin. Hatte sie nicht wirklich jetzt den Tod in ihre Brust gesenkt?

Allein war es denn nicht schon Todessehnsucht gewesen, die sie so räthselhaft zu dem Buche gezogen? Und doch erzitterte sie jetzt an Leib und Seele bei dem Gedanken, daß sie nun unrettbar sterben müsse. Aber in diesem unsäglichen Bangen der Todesgewißheit fiel ihr zugleich ein Schleier vom inneren Gesichte, wie es licht wird vor dem Auge des Sterbenden. Sie riß das Buch hervor und vermochte doch nicht, es wegzuwerfen, sie hielt es gen Himmel und rief: „Ich will leben! leben nur noch eine kleine Frist, nur so lange, bis ich Olaf sagen konnte, wie lieb ich ihn gehabt!"

Dann fuhr sie plötzlich zusammen, als erschrecke sie vor ihrem eigenen Worte, als sey ihr ein Geheimniß entfahren, welches sie ewig hätte in sich vergraben müssen. Allein das Wort war heraus. Mit voller Gewalt war endlich die so lange verhaltene Liebe hervorgebrochen, alles Herzeleid, aller gekränkte Stolz, aller Widerspruch mit Olaf war aus ihrer Seele hinweggewischt. So hatten in dieses Weibes Brust die Schauer des Todes und

verkannter Liebe miteinander gerungen, und aus dem Todesschrecken war ihr zum ersten Male die volle Liebessehnsucht aufgeblüht.

Wollte sie jetzt sterben, nachdem sie das Wort gesprochen, wollte sie leben? — sie wußte es selber nicht. Wie eine Träumende verbarg sie wiederum das Buch in ihrem Gewande und ging weiter durch die Waldeinsamkeit. So gelangten sie zum Strande, und Gunild staunte, daß ihre Augen das Meer noch sähen und die Sonne und die leichten Wolkenschatten, welche auf dem weiten Wasserspiegel tanzend verschwebten.

Sie wollte das Buch in der Fluth versenken, aber sie wagte es nicht und hielt es schwankend in der Hand, abgewandten Auges. Doch mit dem Vollgefühle, daß sie lebe und leben wolle, erwachte auch ihr alter Muth; sie schämte sich, daß sie das Buch noch gar nicht fest anzublicken gewagt und faßte es zum ersten Male klar ins Auge und schlug die Blätter auseinander. Da sah sie zwischen den räthselhaften Schriftzeichen schöne Bilder, Männer, Frauen und Kinder, und überall die hohe Erscheinung eines Mannes unter ihnen, der helfend, lehrend, segnend sie alle zu überragen und zu führen schien gleich einem Könige, ob er schon nicht Stab noch Krone trug. Allein sie verstand den Sinn der Bilder nicht.

Die Dienerin aber, aufathmend, als sie ihre Herrin wieder in so ruhiger Beschauung erblickte, trat schüchtern hinzu und sprach: „Der böse Zauber, welcher in dem Buche steckt, ist ein Zauber des Christengottes; unsere Priester konnten ihn nicht lösen; vielleicht vermag es ein Christ.“ Und dann flüsterte sie der Herrin in's Ohr, daß sich einer der entronnenen Christen in den nahen Wäldern versteckt halte. Sie kenne ihn und wolle ihn morgen aufsuchen, damit er das Buch sehe und den Zauber hinwegnehme.

Gunild horchte auf bei diesen Worten, die sie wieder ganz zu klarem Nachdenken zurückriefen. Hatte sie gewagt, das Buch von der Eiche zu nehmen und in ihrem Busen zu tragen, hatte sie gewagt, es zu durchzublättern, dann wollte sie ihm jetzt auch auf den Grund kommen, sie wollte wissen, ob in diesen lieblichen Bildern das süße Gift des Todes schlummere.

Also gab sie nach kurzem Besinnen der Dienerin recht, verbarg das Buch unter einem großen Stein und ging zurück zum väterlichen Hause, gefaßt auf Leben oder Sterben.

Allein der Tod kam nicht.

So holte sie denn in den nächsten Tagen das Buch unter dem Steine wieder hervor, um sich in das Versteck jenes Christen führen zu lassen. Der Mann, ein vornehmer Sachse, welchen Lust an Abenteuern nicht minder als sein Glaubenseifer mit den Corveyer Mönchen nach Schweden geführt hatte, war durch die Dienerin bereits unterrichtet von der Absicht des Besuches.

Gunild zeigte ihm das Buch und fragte, ob es wirklich zu tödten vermöge, und ob er die böse Gewalt hinwegnehmen könne von dem Buche des Todes?

Der Sachse erwiderte: „Du nennst es das Buch des Todes, wir nennen es das Buch des Lebens; denn es ist ein Evangelienbuch. Aber Jeder mag in seiner Weise recht haben."

Darauf entgegnete Gunild: „Wie kann dies Buch zugleich das Buch des Lebens und des Todes seyn?" —

Und der Sachse antwortete: „Glaubet Ihr nicht auch, daß Thor mit demselben Hammer tödte, mit welchem er segnet?"

Da der Mann solchergestalt Räthsel durch Räthsel erklärte, wollte Gunild die Runen und Bilder des Buches gedeutet wissen. Vielleicht, daß sie dann klarer sähe. Auf dem Deckel waren in Elfenbein geschnitzt Sonne und Mond und Okeanos, der Meergott, mit seiner Wasserurne und Tellus, die Erde, mit ihrem Füllhorn; über diesen allen aber thronte der Gekreuzigte. Der Sachse erklärte ihr, daß dies Christus, der Sohn Gottes sey, zum Opfer für alle Welt am Kreuze getödtet.

Wiederum fragte Gunild staunend: „Wie kann ein Gott getödtet werden und doch herrschen?"

Der Sachse aber erwiderte: „Glaubet ihr nicht auch, daß Baldur, Odhins Sohn, getödtet worden sey? Und doch herrschet Baldur, bei dessen Tod alle weinten, Menschen und Thiere, Erde, Steine und Bäume, stärker in Deinem Herzen als irgend ein anderer Gott. Diesem Baldur ist Christus vergleichbar, fast wie ein Bruder."

Und als er nun weiter von Christus erzählte, rief Gunild: „Fürwahr, das ist Baldur, der weise, beredte Gott, der schöne, leuchtende, welcher den Menschen Recht und milde Sitte brachte!" und sie freute sich, daß ihr der schöne Christengott des Buches gar nicht so fremd sey, sondern vertraut und heimathlich.

Dann ließ sie sich weiter Bild um Bild deuten: wie Christus

auf dem Berge lehrt, wie er bei der Samariterin am Brunnen sitzt, wie er Jairi Töchterlein erweckt und die Kinder zu sich kommen läßt. Diese Bilder aber freuten sie, weil sie so gar hell und leicht zu verstehen waren, während die anfänglichen Worte des Sachsen durch das Halbdunkel des Räthsels sie gefesselt hatten.

Schon sank die Sonne ins Meer und schickte ihren letzten Strahl über den Wald als einen Mahnboten zur Heimkehr, und doch waren sie mit den Bildern noch lange nicht zu Ende. Ein seliger Friede aber kam leise über Gunild, als sie so dem Evangelium des Friedens lauschte und von dem Könige und Gottessohn hörte, der sich freiwillig aller Hoheit entäußert hatte, in Demuth gehorsam bis zum Tode, daß er in seinem Liebesopfer die ganze Welt besiege.

Noch vor wenigen Tagen hätte Gunild keinen Sinn gehabt für dieses Geheimniß, das so leise und stark an unsere Herzen pocht, jetzt aber seit dem Gang zur Eiche, wo sie im Schrecken des Todes ihre Liebe zu Olaf wiedergefunden, verstand sie die Botschaft vom höchsten Opfertod der Liebe. Geläutert in der irdischen Liebe des Weibes ward sie reif für das Evangelium. Darum verdrängte die aufdämmernde, ahnende Erkenntniß auch nicht jene alte Liebe: sie ließ dieselbe nur um so heißer in ihrer Brust erglühen, aber auch um so reiner, und während Gunild neulich dem Tode hätte entrinnen und leben mögen, um Olaf in ihrer tiefen Liebe seine tiefe Schuld zu zeigen, sehnte sie sich jetzt, ihm ihre Liebe darzubringen im Verzeihen und Vergeben.

Zu Hause aber erzählte sie noch am selben Abende alles dem Vater und bat ihn, das Buch im Hause aufheben und den Sachsen zu gastlichem Besuche laden zu dürfen, daß er ihr die Bilder weiter erkläre.

Vor dem Sachsen hätte sich der Alte nicht gefürchtet, allein er erschrak vor dem Buche. Doch sollte er minderen Muth zeigen als das Mädchen? Zudem gewann er Zuversicht im Anblick der verklärten Freudigkeit, welche nach so vielen traurigen Tagen das Gesicht seiner Tochter umstrahlte, und sprach: „Mein Haus bietet Gastfreundschaft für Jeden, der in guter Absicht kommt; so mag denn auch der Gott der Christen und sein Buch und auch der Sachse unter meinem Dach willkommen seyn."

## V.

Inzwischen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Gunild es gewagt habe, das Buch vom Baume zu nehmen und in ihrem Hause zu verbergen. Auch Olaf hörte davon, und als man es ihm erzählte, sah er Gunild in ihrer königlichen Gestalt vor sich stehen, eine Heldin an Gang und Miene. Staunend über solche Kühnheit rief er: „Das Mädchen hat uns alle besiegt!"

Und indem er ihren Muth bewunderte, schlug sein zielloses Grollen und Sehnen plötzlich um in die glühende Begier, die verlorene Braut wiederzusehen; und erschiene sie ihm auch diesmal wieder nur so stolz und kalt wie an jenem Abende der Trennung. Nicht als die Geliebte wollte er sie wiedersehen — nein! — mit der Liebe war es aus und vorbei, aber wie der Freund zum Freunde wollte er vor sie treten, um dem kühnsten Weibe das Lob des Mannes zu sagen, der im ganzen Gau für den kühnsten galt.

Im selben Augenblicke aber durchfuhr ihn brennende Angst. Stand nicht Gunilds Leben in Gefahr durch das zauberische Buch, zehrte das Gift der Seuche nicht vielleicht auch schon an ihrem Herzen? Er mußte hin zu ihr, das Buch ihr zu entreißen und koste es ihm sein eigenes Leben! In diesem Ungestüm der Angst aber entschleierten sich ihm seine heimlichsten Gedanken. Nein, es war noch nicht aus und vorbei mit der Liebe! Die Todesangst für die Geliebte sagte ihm, daß es mehr als bewundernde Freundschaft sey, was ihn zu Gunild ziehe.

Der rascheste Weg war zur See längs der Küste. Olaf bestieg sein Boot und ruderte die gleiche Bahn, welche er einst an dem Sturmabend von Erichs Schlosse zurückgefahren war; allein, obgleich das Meer heute spiegelglatt gebreitet lag, griff er doch noch heftiger mit dem Ruder aus, als damals, wo er wider Wind und Wogen um sein Leben rang. Galt es doch, um Gunilds Leben zu ringen!

Schon nahte er sich Erichs Schlosse, da sah er eine Frauengestalt am Ufer sitzen: — er hielt das Ruder an und spähte. Es war G u n i l d! Rasch wandte er das Boot zum Lande und trat hinzu. Gunild bemerkte ihn nicht, so tief versenkt war sie in die Bilder ihres Buches, welche sie hier an demselben Orte bedenksam wieder betrachtete, wo sie vordem das Buch hatte in die Fluth versenken wollen.

Olaf rief: „Hinweg mit dem Buche, es bringt den Tod! Gunild, gib mir das Buch!" und er suchte es ihr zu entwinden.

Gunild fuhr erschrocken auf, sprachlos den ungestümen Mann anstarrend, das Buch aber hielt sie fest. Dann sammelte sie sich und sagte: „Fürchte nichts, das Buch wird mir nichts zu Leide thun."

„Es hat mir die Mutter und Schwester getödtet, es wird Dich und uns alle tödten, — wirf es von Dir!"

Darauf entgegnete Gunild: „Es ist das Buch des Lebens, und Deine Mutter und Schwester sind nicht an dem Buche gestorben. Dir selbst nur drohet Gefahr, daß Du das Buch Dir zum Buche des Todes machest."

Freundlich, ruhigen Tones hieß sie ihn dann neben sich sitzen und begann dem willenlos Folgenden von dem Buche zu erzählen und deutete ihm das Elfenbeinschnitzwerk auf dem Deckel.

Olaf ward etwas gelassener und hörte zu, anfangs, weil es seine heiße Stirn wie kühlende Abendluft anmuthete, Gunild so mild und sinnig erzählen zu hören, dann, weil ihn allmählig der Sinn ihrer Worte seltsam ergriff. Und als er dann auch nach seinem Verständniß dazwischen redete und sie in kindlicher Einfalt von hohen Geheimnissen sprachen, fügte sich's wie von selbst, daß eines des andern Hand ergriff, und dann entsannen sich Beide, daß sie wieder gerade so beisammen säßen, wie sie vordem so oft gesessen hatten, allein, obgleich sie eben erst kühn die dunkelsten Gedanken getauscht, wagte doch keines, diesen klarsten Gedanken auszusprechen.

Da endlich bat Olaf die Jungfrau, daß er sie zum Schlosse rudern dürfe; denn immer noch fasse er nicht ganz, was das Buch bedeute, auch dränge es ihn, nach so schwerer Zeit und da er nun doch einmal ihres Vaters Boden betreten habe, Herrn Erich wieder zu begrüßen.

Gunild willigte ein und so bestiegen beide das Fahrzeug, sprachen übrigens nicht weiter von dem Buche, ja sie verstummten allmählig ganz, als ob die schweigende Meerfluth auch ihnen Schweigen geböte, und Olaf führte das Ruder immer langsamer, als zögre er, an's Ufer zu stoßen.

Endlich landeten sie bei der Linde, und in ihrem Schatten saß der alte Erich und staunte, wie aus einem Traum erwachend, als er das Paar vom Schiffe kommen sah, und vollends von

demselben Schiffe Olafs, auf welchem dieser am Sturmabend so trotzig davon gefahren war.

Olaf aber sprach zum Alten: „Bei meinem letzten Besuche kam ich keck und übermüthig von der Jagd, um Eurer Tochter Hand zu fordern, heute komme ich aus dem Heiligthum der Götter und bitte um Gunilds Hand. Und wünschet Ihr noch Jahresfrist bis zum Tage der Hochzeit, so wird das gut seyn, damit ich inzwischen jene Geheimnisse der Demuth und Liebe lerne, welche in dem Buche stehn."

Da brach Gunild in helle Thränen aus, aber es waren nicht jene Thränen des kämpfenden Stolzes, welche sie damals hier unter der Linde geweint, und fiel dem Geliebten um den Hals und bekannte laut ihre Liebe. Und der Alte legte schweigend seine Hände auf das Paar.

Nach Jahresfrist segnete der Priester Olaf und Gunild zum Ehebunde, nicht mit Thors Hammer, sondern mit den Worten der Schrift: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden."

In der Gegend aber erzählte man Wunderdinge von dem Buche des Todes, welches zugleich ein Buch des Lebens sey und Zauber wirkend, denn es habe die zwei stolzesten und trutzigsten Herzen zuerst vor Gott und dann vor einander gebeugt — in Todesangst und Liebe.